


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
·LIBRARIES·
1817



DAS FORUM

HERAUSGEBER:
WILHELM HERZOG

3. *Jahrgang*

I. Band

Oktober 1918—März 1919

GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG
POTSDAM-BERLIN

KRAUS REPRINT
Nendeln/Liechtenstein
1977

Gedruckt nach einem Original der Bayerischen
Staatsbibliothek München

Printed in Germany
Lessingdruckerei Wiesbaden

INHALTS-VERZEICHNIS

Dezember 1918

Januar 1919

Februar 1919

März 1919

ALPHABETISCHES REGISTER

DAS FORUM

3. Jahr | Oktoberheft 1918 | Heft 1

(Abgeschlossen am 30. November 1918)

AN DIE GEISTIGE INTERNATIONALE

AUFRUF AN ROMAIN ROLLAND

Verehrter Romain Rolland,

erst jetzt, am 21. Tage der deutschen Revolution, kann ich befreiten Herzens Worte an Sie richten. Wir haben uns durchgerungen. Das durch harte Unterdrücker versklavte und gefesselte Deutschland ist aufgestanden. Die Orgie der Machtanbetung ist beendet. Der sich frech als Übermensch brüstende Typus des mittelalterlichen Gewaltpolitikers ist mit Schimpf davongejagt.

Wir atmen auf. Deutschland ist wieder ehrlich gemacht.

Als man Sie vor jetzt fünf Jahren fragte: »Ist in Deutschland eine Revolution möglich?« und das erste Heft des »Forum« — April 1914 — Ihre Antwort in deutscher Sprache veröffentlichen durfte, erschraken viele Bürger über Ihre prophetischen Worte. Wie sie seit jeher vor allem erschrecken, was der Möglichkeit, ihr herkömmliches Leben fortzusetzen, widerspricht. Sie sahen schon damals deutlich den Konflikt, der in dem Mißverhältnis wurzelte zwischen dem deutschen Geist von ehedem und einem feudalen, veralteten Regime, das diesen Geist erstickt. Und die klaren Worte, die Sie äußerten, wurden wahr: »Wenn die deutsche Revolution nicht eingedämmt wird durch die kluge Politik eines Kaisers und Kanzlers, die ihr unerschütterlich die Richtung geben müßten, statt sie zu bekämpfen (und die politische Geschicklichkeit scheint keineswegs ihre

Sache zu sein), wenn sie gewaltsam ihre Erfüllung finden wird, dann wird sie durch ihr Ungestüm alle Revolutionen in den Schatten stellen, die wir in Frankreich durchgemacht haben".

Sie führten weiter aus — und hierin hat sich in dem Jahrfünft, wir müssen gestehen durch unsere Schuld, nichts geändert — man wüßte in Frankreich nicht genau, bis zu welchem Grade der Freiheit sich in Deutschland eine Blüte des Geistes durchgerungen hätte. Die Franzosen seien noch in dem Glauben befangen, daß wirkliche Geistesfreiheit nur in Frankreich zu finden sei. Diesen Irrtum bekämpften Sie. Ihnen, als Kenner der geistigen Internationale, waren die Kräfte in Deutschland nicht verborgen geblieben. Sie wiesen darauf hin: »Die Geister, die in Deutschland (und auch in England, wo sie zwar weniger zahlreich, aber nicht weniger unerschrocken sind) einmal die Ehrfurcht vor der Macht — vor sämtlichen Mächten — zerrissen haben, erreichen eine Verwegenheit politischer, sozialer und moralischer Freiheit, die nichts mehr aufhält und bereit ist, die letzten Verträge über den Haufen zu werfen und mit Füßen zu treten. Verträge, mit denen selbst die Freiesten unter uns noch verknüpft bleiben aus Gewohnheit, Geselligkeitstrieb, Klugheit, Bedürfnis nach Gleichgewicht oder aus gutem Geschmack.

Wir haben endlich die Ehrfurcht vor den alten Mächten zerrissen. Wir waren verwegen genug, die letzten Verträge, die ihre Brutalität uns auferlegte, über den Haufen zu werfen und mit Füßen zu treten. Und als Sie vor drei Monaten Ihren Ruf an einen der Unsrigen richteten, und in einem Brief an Jean Longuet Ihrer Hoffnung auf eine deutsche Revolution Ausdruck gaben, da fühlten Sie gewiß schon die Kräfte und Leidenschaften, die sich mit Notwendigkeit am Ende dieses Weltendramas entladen

mußten. Mit Recht erwarteten Sie die Befreiung des deutschen Volkes nicht von den feindlichen Armeen, sondern allein von der deutschen Revolution. Aber seien wir ehrlich: diese Revolution wäre nicht gekommen ohne Ihre feindlichen Armeen. Dieses Volk mußte — wie einer seiner größten Söhne vor dreißig Jahren es voraussah — erst durch eine Niederlage gehen, bevor es sich den Weg zur Freiheit bahnen konnte. Irregeführt durch eine falsche und verbrecherische Ideologie, berauschte es sich an Götzen, die über Nacht zertrümmert wurden.

Endlich will Geist Macht werden. Auch in Deutschland. In einer Zeit, wo die verbrecherische Losung galt: »Macht geht vor Recht«, oder gar »Macht ist Recht«, nahmen einige wenige Köpfe in Deutschland Partei für das Recht gegen die Macht. Sie, Romain Rolland, halfen uns dabei. Helfen Sie uns auch jetzt! Errichten wir die Internationale des Geistes. Geist als Macht. Und eins mit Gerechtigkeit und Güte. Wer diese Forderung, sentimental oder utopistisch tauft, werde gebrandmarkt von uns und ausgeschieden aus der Schar der Kämpfer. Bei dem Befreiungskampf der Menschheit, der nun beginnt, wollen wir den Abbau des Mittelalters beschleunigen. Wir wollen die Institutionen, die Vorurteile, die Ungerechtigkeiten, die Privilegien beseitigen, die sich der Entfaltung des Menschen bisher entgegenstellten. Wir wollen bei diesem ungeheuren Werke keinerlei Rücksichten kennen. Wir wollen jedoch — eingedenk der berauschenden Größe unserer Idee — auch die Methoden der Machthaber von gestern verachten. Wir wollen die von Lüge und Brutalität vergiftete und durchseuchte Welt entgiften. Nicht ein Paradies glauben wir aus diesem Jammertal machen zu können, sondern gesicherte Stätten der Arbeit. Auf Verträgen und Recht aufgebaute Beziehungen der

Völker. Ein nicht ewig bedrohtes Dasein aller Menschen. Mit Freude und Genuß und Ruhe für jedes Wesen, das Menschenantlitz trägt.

Noch ist kein Grund zu jubeln. Die Errungenschaften der Revolution müssen erst gesichert werden. Wir fühlen gleich Ihrem Viktor Hugo, als er 1878 seine große Rede auf Voltaire hielt, daß von nun an die oberste leitende Macht des Menschengeschlechtes die Vernunft sein wird, sein muß. Allen paradoxalen und spielerischen Geistern, jenen Verwandlungskünstlern und Pionieren der Gesinnungslosigkeit gegenüber, bekennen wir uns zu einigen absoluten Wahrheiten. Ja, wir nehmen den Schimpf auf uns, »Weltverbesserer« höhnisch genannt zu werden. Unser Ziel sei es: Victor Hugos Imperativ: »Déshonorons la guerre!« zu verwirklichen. Dieser Krieg muß, wird der letzte sein.

Wir sehen, überall waren Männer am Werk, die der Vernunft zu dienen sich bemühten. Sie alle haften dasselbe Ziel. Sammeln wir uns endlich. Es gilt, dem einzig berechtigten Imperialismus, dem der Idee, dem Eroberungstrieb des Geistes und der Menschlichkeit, zum Triumphe zu verhelfen. Die Grundlage ist gegeben. Die Atmosphäre ist gereinigt. Erfüllen wir die arme zerquälte Menschheit mit den Ideen der Güte und Gerechtigkeit. Lassen Sie uns als Vernunftwesen wie die Jünger Christi an die Dreieinigkeit — an die Gerechtigkeit glauben. Und keften wir dem Willen die Macht an. Lassen Sie uns die Arbeiter aller Länder zusammenrufen. Organisieren wir endlich die Armee des Geistes. Und vereinen wir uns mit den Proletarierheeren. Die bisher Verfehmten, Verbotenen oder Eingekerkerten werden unsere Führer sein müssen. Schon beginnt die Welt, die Ideologen von gestern als die Realpolitiker von morgen zu erkennen.

Aber wieviel an geistiger Vorbereitung ist noch nötig! Wieviel Legenden gilt es zu zerstören, wieviele Gebiete sind aufzuklären, wieviele Gehirne sind zu reinigen, wieviel Schutt ist abzutragen! Und wie wenig ist bisher geschehen! Kaum daß mit den Aufräumungsarbeiten begonnen wurde. In seinen Reden und Manifesten hat uns der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika die zunächst anzustrebenden Ziele gezeigt. Beginnen wir jetzt gemeinsam — nach dem Sturz eines Systems der Menschenfeindschaft und Menschenverachtung — an der Verwirklichung jener Ziele zu arbeiten, die in einem vielgerühmten, aber kaum gelesenen Entwurf Immanuel Kant aus Königsberg vor hundertfünfundzwanzig Jahren zwar aufstellen, aber nicht einmal anstreben konnte.

Wir müssen weiter vordringen. Was dürfte jetzt noch die Versöhnung der Völker hindern? Eigennutz? Mißtrauen? Alte Feindschaft? Beseitigen wir die Vorurteile und den etwa noch schwelenden Haß gegen das Regime eines hart gestraften Volkes. Das Regime ist tot.

Die berufenen Führer des internationalen Sozialismus finden noch immer nicht den Weg, die Interessen der hinter ihnen stehenden Massen zu vereinen. Wir wollen, da Weltgewissen, Entschlußkraft, Vernunft befehlen, nicht hinter ihnen herhinken. Anfeuern wollen wir alle, die mattherzig oder schwach geworden sind. Und aufrufen die junggebliebenen, leidenschaftlichen Seelen, die der Menschheit dienen wollen. Wir hoffen auf Sie, Romain Rolland! Die Zeit ist gekommen. Wir grüßen Sie als Vorkämpfer der internationalen Armee des Geistes. Wir warten auf ihren Ruf.

Am 21. Tage der deutschen Revolution.

WILHELM HERZOG.

ROMAIN ROLLAND

Wer ist Romain Rolland? Die Vokabeln des gebildeten europäischen Bürgers lauten: der Verfasser eines berühmten Romans. Nobelpreisträger. Pacifist.

Was jedoch ist er in Wirklichkeit? Ein großer, edler Mensch. Weniger Künstler, als Mensch hohen Ranges. Dieser gütige Mensch steht hinter jedem seiner Werke, hinter jeder Zeile, die er schrieb. Ein Kämpfer. Voller Brüderlichkeit. Ein Jünger Tolstois. Seine liebende Seele umfaßt das All. Ein Pantheist aus Güte und Gerechtigkeit. Demokrat aus Menschenfreundschaft, Klugheit und Logik. Ein hochentwickelter, vorgeschrittener, kultivierter Geist. Etwas Vorbildliches liegt in seinem Wesen. Dieser Dichter hat Charakter. Von wievielen kann man das heute schlechthin sagen? Er paßt sich nicht an. Er hat nicht diesen oder jenen Charakter. Er gehört zu den ganz wenigen, die zu ihrem Charakter verurteilt — oder begnadet sind. Gesteigert wird diese Eigentümlichkeit durch etwas noch Selteneres: er handelt nach Grundsätzen, die seine Vernunft ihm vorschreibt.

Er liebt — nicht als Pedant oder Tugendapostel, sondern aus Vernunft — die Wahrheit. Er heuchelt nicht: aus Vernunft. Er kokettiert nicht mit geistfeindlichen Mächten, selbst wenn sie die Alleinherrschaft an sich gerissen haben, oder mit irgend einer „Kultur", die sich auf ihre dämonische Innerlichkeit beruft. Er gesteht dem Einzelmenschen, der Gesellschaft, dem Staate jeden Egoismus, aber keine Lüge zu. Aus Vernunft. Denn er weiß, die Lüge wird sich rächen. Sie vergiftet, sie verdirbt, sie führt zu Verbrechen. Die

größte Sünde ist ihm: wissentlich Unrecht tun. Am Schluß seiner „Wölfe", jenes Revolutionsdramas, das in Frankreichs dunklen Tagen — zur Zeit des Dreifußprozesses — entstand, spricht der scheinbar Unterliegende, in Wahrheit der Sieger, der Kommandant Teulier, Mitglied der Akademie, diese Worte: „Wir sind Männer, wir dürfen uns nur der Vernunft fügen. Wenn ihre Stimme ertönt, kann niemand widerstehen. Sie ist es, der ich gehorche, der ich opfere, wenns sein muß, meine Freundschaften, meine Feindschaften, mein Leben. Jede Seele, die der Wahrheit einmal ins Angesicht gesehen hat, und sie zu leugnen trachtet, begeht Selbstmord. Ihr könnt jetzt tun, was Ihr wollt; alle Eure Bemühungen die Augen zu schließen, nützen nichts mehr; Ihr habt gesehen; Ihr wißt wie ich. Gehorcht wie ich. Gehorcht, wie schwer es Euch auch fällt, weil es sein muß". Das eisige Schweigen, das Rolland den Worten seines Helden folgen läßt, entspricht der verstockten Blasiertheit der bürgerlichen Gesellschaft Europas. Menschlichkeit und Güte sind ihr Phrasen. Die man Kindern in der Schule eintrichtert. Überrannt soll jedoch künftig jeder werden, der das, was er noch nie angestrebt, geschweige denn erobert hat, Phrase zu nennen wagt. Hier wurzelt vielleicht das tragische Verhältnis jedes wahren Künstlers, jedes Fanatikers zum Leben, zur alltäglichen Welt.

* * *

Romain Rolland hat das Leben dreier großer Männer beschrieben: Beethovens, Michelangelos und Tolstois. Dreier Kämpfer — getrennt durch Jahrhunderte — gegen ihre Zeit und ihre Welt. Jedesmal stellte er sich die Aufgabe, den Leidensweg eines Genies zu zeichnen. Seine Ausschweifungen, sein Fieber, seine Ermattungen, seine Arbeits-

wut, seine Genüsse, seine Einsamkeit, sein Zärtlichkeitsbedürfnis, seine Melancholie, seine Qualen, seine Siege und sein Ende. Rollands Lebensbeschreibungen sind keine Biographien im üblichen Sinne dieses Wortes. Es sind vielmehr von einer sehr menschlichen Bildnerhand geformte Statuen. Keine Götzenbilder. Keine seelischen Athleten. Vielmehr Menschen mit höchstgesteigerter Sensibilität. Ihr Heldentum wurzelt in ihrer reichen Menschlichkeit. Und in dem unabweisbaren Trieb, die Gegensätze, die sich daraus zu ihrer Umwelt ergeben, mit der nur großen Menschen eigentümlichen Leidenschaft durch Symbole zu versinnlichen. Die heldische Lüge, sagt Rolland, ist eine Feigheit. Es gibt nur ein Heldentum auf der Welt: die Welt zu sehen wie sie ist — und sie zu lieben. Rollands Heldenbegriff hat eine — er bestätigte es mir — überraschende Verwandtschaft mit dem Heinrichs von Kleist. Amor fati. Sich bekennen zu dem was man ist. Nichts anderes haben wollen. Das Notwendige nicht bloß ertragen, noch weniger verhehlen, sondern es — lieben! So inbrünstiglich lieben, daß man es wagen kann, sein Leben mit allen Abgründen, mit allen Fragwürdigkeiten und mit allen Ermattungen zu gestalten. Und es wertet den Künstler, wie groß sein Radikalismus vor sich selbt ist, wie weit sein Mut vor der Realität der Dinge nicht zurückschreckt. Michelangelo und Kleist, Beethoven und Tolstoi, bis zu dem letzten Höllensohn, August Strindberg, — diese sensiblen, tragischen Seelen sind wahre Repräsentanten des Heldentums in der Geschichte der Menschheit.

* *
*

Nicht Kriegsgötter oder monströse Kraftmenschen sollen die künftigen Erzieher des Menschengeschlechts sein. Keine

Herrennaturen, die sich übermenschlich dünken, ohne je Menschlichkeit besessen zu haben. Rolland gehört zu jenen Geistern Europas, die vorbereiten wollten: die Geburt eines neuen Menschen. Das heißt die Befreiung des alten Menschen aus den Fesseln einer versklavenden, rohmaterialistischen Weltordnung. Er ist weniger skeptisch als France und inbrünstiger, gradliniger, idealistischer als Zola. Er ist der äußerste Antipode des Artisten. Er will wirken. Nicht beschaulich danebenstehen und kostbare Worte aneinanderreihen oder seine Gefühle zergliedern. Er will wohltun, klären, bilden, Freude bereiten.

Die Arbeit dieses jetzt Zweiundfünfzigjährigen — sei es als Dramatiker, Romancier oder Biograph — wurzelt in Menschenfreundschaft. Er will gerecht und voller Güte sein. Er braucht es nicht zu wollen. Er ist es. Ich weiß von vielen, die während des Grauens, das uns viereinviertel Jahre umtobte, zu ihm flüchteten, wallfahrteten. Denn er erschien ihnen als der lebendigste Träger der Menschenliebe in dem sich mordenden Europa. Jetzt haben wir, Deutsche, den aufdringlichsten und düstersten Teil des Mittelalters abgetragen. Der Anfang ist gemacht. Die Weltrevolution hat begonnen. Sie ist — aller bürgerlichen Angst zum Trotz — nicht aufzuhalten. Daß sie abseits aller Bestialität sich geistig und menschlich vollziehen möge, ist unsere Hoffnung. Versuchen wir endlich Karl Marx' stürmischen Imperativ, der Millionen Proletarierhirne entflammte, auf die riesengroße Partei der Geistigen anzuwenden. Und dieser Ruf wird zünden wie der des kommunistischen Manifestes: „Intellektuelle aller Länder, vereinigt euch!" Die internationale Gemeinschaft der geistigen Arbeiter kann keinen Würdigeren zu ihrem Führer wählen als den Dichter des „Jean-Christophe".

AKTEN 1914/1918

I.

Vier Monate vor Beginn der Weltanarchie — im April 1914 — erschien das Forum zum ersten Mal. Das erste Wort des ersten Aufsatzes auf der ersten Seite lautete: Krieg. Einige Sätze daraus:

KRIEG

»EINE RUSSISCHE HERAUSFORDERUNG«

Petersburg (Privattelegramm.) Die Börsenzeitung veröffentlicht aufsehenerregende Erklärungen eines hohen Militärbeamten, hinter dem man den russischen Kriegsminister vermutet. Darin heißt es: «Wir können stolz behaupten, die Zeit der Drohungen sind vorüber: Rußland muß fernerhin keine Drohungen mehr fürchten, die russische öffentliche Meinung hat keinen Grund mehr, sich zu beunruhigen. Wir stellen im vollen Bewußtsein der Macht unseres von der ausländischen Presse beleidigten Vaterlandes fest, daß das Hauptziel der Landesverteidigung erreicht ist. Bisher hatte der russische Operationsplan einen defensiven Charakter, heute wissen wir, daß die russische Armee im Gegenteil eine aktive Rolle spielen wird. Heute ist eine befestigte Verteidigungslinie an die Stelle einer Reihe von Forts getreten, es sind die früheren defensiven Bahnen verlassen worden. Unsere Kavallerie ist beträchtlich vermehrt worden und bildet ein homogenes Ganze, unsere Artillerie besitzt Geschütze, die den fremden Modellen nichts nachgeben und unsere Feldgeschütze sind sogar denen anderer Staaten überlegen. Unsere Artillerie ...» So spielen sie mit dem Feuer. Kein Tag vergeht mehr ohne die irrsinnigsten Drohungen.

In Krupps Hauptstadt redet der General Keim: «Es hat ein deutscher Ministerpräsident ausgesprochen, daß mit den

Rüstungen jetzt Schluß sein müsse, denn das deutsche Volk könne weitere Opfer nicht mehr bringen.... Beim Wehrverein handelt es sich nur um die Feststellung der Wahrheit, und die ist, daß wir unseren möglichen Gegnern nicht gewachsen sind. Wir müssen uns weitaus stärker machen, als wir es sind. Nur wenn wir stark gerüstet sind, nehmen wir unseren Gegnern den Mut, uns anzufallen und uns von Osten und Westen her in die Zange zu nehmen und zu zerquetschen." . . . .

Wann werden wir endlich die unfruchtbare Tätigkeit der liberalen Friedensapostel ablösen durch ein aktives Vorgehen aller Geistesmenschen, die gemeinsam mit den Tausenden von Arbeiterbataillonen die Phalanx zu bilden hätten, um dem Wahnsinn eines Krieges vorzubeugen, der in Mitteleuropa ausbrechen könnte. Es wird geschwätzt und geschwätzt. Nobels Friedenspreise werden weiter verteilt, Friedenskongresse werden abgehalten. Friedenspaläste werden mit Pomp und Heuchelei errichtet. Die Paläste stehen da, und jeden Tag kann an irgend einer Ecke Europas ein Krieg ausbrechen. Ohnmächtig würden wir dem Morden zusehen oder uns gar selbst daran beteiligen müssen. . . . .

Versuchen wir endlich Karl Marx's stürmischen Imperativ, der Millionen Proletarierhirne entflammte, auf die riesengroße Partei der Geistigen anzuwenden und dieser Ruf kann zünden wie der des Kommunistischen Manifestes: »Intellektuelle aller Länder, vereinigt Euch!« Ihr habt die Macht, sobald ihr den Willen habt. Organisiert Euch, beruft einen Kongreß der Kopfarbeiter aller Länder ein, wie er nicht nur mir vorschwebt, fürchtet weder die überlegene Geste der Snobs noch das breitspurige Pathos der Vaterländler. Alle guten Europäer werden kommen: Anatole France, Octave Mirbeau, Romain Rolland, Bernard Shaw, Chesterton, Wedekind, Hauptmann, Heinrich und Thomas Mann, Rainer Maria Rilke, Andrejew, Gorki, Rodin, Liebermann, Simmel, Brentano, Mereschkowski und viele junge, leidenschaftliche Köpfe, die — als Künstler oder Gelehrte — keine nationale Grenze, keine völkischen Interessen kennen, denen die Gerechtigkeit mehr

gilt als die Justiz, denen der Geist, die Wissenschaften und die Kunst höher steht als jenes geräuschvolle Etwas, was man heute für Patriotismus verschleißt.

Diese Führer der Kopfarbeiter werden nur ein Ziel haben: kraft des Nimbus ihres Namens mittelalterliche Vorschriften und Institutionen zu zerstören, den Machthabern die imperialistischen Begierden auszutreiben, um die Bahn frei zu machen nicht für ein allgemeines Völkerverbrüderungsfest, sondern für den selbstverständlichsten Gedanken: daß in unserer Zeit für Kriege kein Raum mehr ist, daß wir Wichtigeres und Fruchtbareres zu leisten haben, daß die Kämpfe, die kommen werden, ohne Gewehre und Geschütze auszufechten eine Lust sein wird, daß wir auf der Welt sind, nicht um eine Kugel irgendeinem Wesen, das uns nie etwas getan hat, in den Leib zu feuern, sondern um uns die Not und die Gemeinheit des Lebens gegenseitig zu erleichtern: durch ein Lied, durch ein gutes Wort, durch ein schönes Bild, also durch Kunst oder — was weit mehr ist — durch Menschlichkeit.

Verhängnisvoller Irrtum, der diese Forderung sentimental tauft. Wir wollen kämpfen, wir wollen siegen oder unterliegen, wir wollen die Skala aller menschlichen Freuden und Schmerzen durchlaufen, aber wir wollen uns nicht durch dumme Maschinengewehre hinmähen lassen. Und weil wir wissen, wie willkürlich, wie zufällig, wie sinnlos heute wie ehedem Kriege entstehen können, deshalb wollen wir einen Areopag der Intellektuellen errichten. Auf sein Urteil werden die Regierenden zunächst mit fachmännischer Geringschätzung herabblicken. Seine Stimme jedoch, die Stimme der Vernunft, werden alle Völker vernehmen, sie wird, mögen sich die Machthaber auch taub stellen, gehört werden müssen, sie wird — o selige Utopie — durchdringen und siegen.

II.

AUGUST 1914

Das am 1. August erschienene Heft des Forum wurde noch am selben Tage von der Staatsanwaltschaft beschlagnahmt. Ich selbst wurde angeklagt. Der vor 4½ Jahren den Lesern des Forums dadurch vorenthaltene Aufsatz: »Patrioten gegen Patrioten« soll deshalb hier folgen:

PATRIOTEN GEGEN PATRIOTEN

> Ich habe überhaupt von der Liebe des Vaterlandes ... keinen Begriff und sie scheinet mir aufs höchste eine heroische Schwachheit, die ich recht gern entbehre.
>
> Gotthold Ephraim Lessing

Befreien wir uns einen Augenblick von den schier erdrückenden Lügen, die täglich jene neuzeitliche Hydra, die sich Presse nennt, erzeugt, vergessen wir also, daß der österreichische Thronfolger nach dem Morde von Serajewo plötzlich zu einem beliebten Recken, dem gemeuchelten Siegfried, wurde, daß er, der geist- und vernunftfeindliche Frömmler, ein großer Staatsmann, ein Genie, Österreichs herrlichster Held gewesen sein soll, vergessen wir die schmückenden und die schmähenden Beiwörter, die konfektionierte Journalistengehirne für einen gemordeten Kronprinzen und für seinen Mörder anzuwenden lieben, vergessen wir dies würdelose Gestammel — was erblicken wir? Ein neunzehnjähriger Junge, in dessen Hirn sich der herkömmliche Begriff von Vaterlandsliebe, die man uns auf der Schule einbläut, bis zum Fanatismus gesteigert hat, geht hin und erschießt den, in dem er den mächtigsten Feind seines Vaterlandes sieht, vernichtet durch zwei Schüsse seines Brownings das höchste ihm erreichbare Symbol des verhaßten Österreichs.

* * *

Als Napoleon triumphierend durch Deutschland zog, und die Preußen, Sachsen und Österreicher ihm huldigen mußten, wie jetzt die Völkerstämme Bosniens dem Thronfolger Franz Ferdinand, fragte ein anarchistischer Literat, der in Königsberg als preußischer Beamter einige unsterbliche Novellen aufs Papier geworfen hatte, warum sich keiner fände, der diesem Höllensohn eine Kugel durch den Kopf schösse. Und wir wissen, daß er selbst einige Jahre später vorhatte, es ihm zu besorgen.

Princip wird vermutlich der serbischen Nation keinen Prinzen von Homburg hinterlassen, aber er hat zweifellos geglaubt, das zu vollbringen, worum ihn der Schöpfer des Homburg beneidet hätte: „eine schöne Tat". Wir reden, schreiben, diskutieren, reihen Worte aneinander, dachte Heinrich Kleist, wir leben im Schillerschen Reich des ästhetischen Scheins, und niemand wagt die Tat, die einzig uns lösen kann, nämlich den Unterjocher niederzustrecken. Holder, aus Patriotismus geborener Wahnsinn: bei Kleist wie bei Princip.

* * *

Als der künftige Herrscher Österreich-Ungarns in Feindesland, zunächt erobertes, später annektiertes, mit seiner Frau feierlich Einzug hält, glaubt er ohne Zweifel, eine patriotische Pflicht zu erfüllen. Er will das Prestige der österreichisch-ungarischen Monarchie, zu deren Repräsentanten er in wenigen Monaten gekrönt werden kann, ausbreiten und erhöhen. Er will die unsicheren serbischen Völker Österreichs Macht fühlen oder fürchten lassen.

Also beide, der Mörder und sein Opfer, waren Patrioten. Nicht nur, was Geburt, Alter, Stellung, Erlebnisse betrifft, durch Welten getrennt. Kein ähnlicher Gedanke des einen ging je durch des anderen Hirn. Und doch beide untertan ein und derselben Pseudoleidenschaft, die man heute aufdringlicher als je mit Vaterlandsliebe bezeichnet. Beide handelten am Tage der Begegnung in Ausübung einer, wie

sie glaubten, patriotischen Pflicht. Beide handelten mit Einsetzung ihres Lebens.

Das patriotische Herz des einen überhört die Warnungen vernünftiger Ratgeber. Er wagt selbst nach der durch einen Zufall erfolgten Abwehr einer Bombe — eigensinnig und mit einem Contremut — zum zweiten Male die Fahrt durch die Straßen von Serajewo. Er weiß, was er seinem künftigen Berufe schuldig ist. Düster und ernst will er sein schweres Amt, das er von Gottes Gnaden erhalten zu haben glaubt, verwalten, um als Held — nach atavistischen Maßstäben — in den Geschichtsbüchern aufbewahrt zu werden.

Der andere, erregt durch die ihm eingeimpfte Vaterlandsliebe, wirft sein junges Leben hin, um den fortzuräumen, der dem Aufstieg seines Volkes im Wege steht, der es hemmt und unterdrückt. Er will diesen Tyrannen töten, um seinen Volksgenossen das Signal zur Befreiung, zur Loslösung zu geben. Vielleicht hatte der Gymnasiast Princip bei Jean Jacques Rousseau diese Worte gelesen: „Aber darum ist der Despot auch nur solange Herrscher, als er der stärkste ist. Ein Aufstand, welcher mit der Entthronung und Erdrosselung des Sultans endigt, ist eine ebenso gesetzmäßige Handlung als diejenige, durch welche am Abend vorher der Sultan über Leben und Gut seiner Untertanen verfügte. Die Gewalt hielt ihn aufrecht, die Gewalt stürzt ihn."

* * *

Princip, der Patriot, tötete aus Nationalhaß einen der obersten Österreicher. Dieser hätte ohne Besinnung einer Fiktion zuliebe in einem Kriege Tausende, die nicht wüßten, warum, töten lassen oder getötet.

Man kann über die Tat eines noch nicht Zwanzigjährigen denken, wie man will; man kann, man soll sie verurteilen oder verabscheuen, nur unsere Patrioten haben nicht das Recht, ihn einen Schuft zu heißen. Denn dieser Princip gehört zu ihnen; ist einer der ihren; und zwar: einer ihrer

mutigsten, verwegensten, konsequentesten Genossen: serbische Abteilung. Und man könnte allen Chauvinisten Mitteleuropas die in Empörung, Wut, sentiments gegenwärtig schwelgen, mit Recht jene Worte zurufen, die einst Bismarck — nach dem von Kullmann auf ihn verübten Attentat in Kissingen — im Reichstag dem Zentrum ins Gesicht schleuderte: „Mögen Sie sich lossagen von diesem Mörder, wie Sie wollen, es hängt sich an ihre Rockschöße fest, er nennt Sie seine Fraktion!"

Princip, der Patriot, wurde in einem von politischen Leidenschaften aufgerissenen und an Explosivstoffen reichen Lande zum Mörder durch ebendieselbe nationalistische Ideologie, mit der man nicht nur unsere Gymnasiasten zu benebeln und kriegslustig zu erhalten sucht. Princip, der Serbe, sah in Österreich den Erbfeind. (Deutsche Oberlehrer lassen ihre Schüler vom „Erbfeind" singen und meinen Frankreich). Was Wunder, daß ein fanatisiertes junges Gehirn glaubt, keine schönere Tat sei ihm zu vollbringen beschieden, als den höchsten, den mächtigsten Erbfeind zu töten.

* * *

Beide, die Kaiserliche Hoheit wie der neunzehnjährige Gymnasiast, gehörten jener riesengroßen, weitverzweigten Liga an, deren Mitglieder so begrenzt sind und sein wollen, daß jedes in seinem Spezial-Vaterlande das wertvollere, vor allen andern auserwählte sieht und dies aus keinem andern Grunde als dem, weil es seins ist. Wäre Franz Ferdinand in Belgrad geboren und bestimmt worden, einst Serbien zu regieren, so hätte er sicherlich all „seinen düsteren Ernst" gegen Österreich gerichtet und sich angestrengt, die Entwicklung seines kleinen Staates zu einem Groß-Serbien zu beschleunigen.

Da er aber als österreichischer Thronfolger der Erbfeind ist, muß er an einem serbischen Nationalfeiertag in das annektierte Bosnien mit herausforderndem Pomp einziehen, denn sein Herzenswunsch ist es, kommentieren „liberale" Zeitungs-

redakteure, die Größe Österreichs aufrechtzuerhalten. Das ist sein Patriotismus. Gut: aber schon lauert ein von ähnlichen Gefühlen Beseelter ihm auf, einer, dessen Herzenswunsch ein größeres Serbien ist, und knallt ihn als ein guter Patriot nieder.

Jene Beschränktheit, die — von jedem Staat und allen Machthabern gefördert — sich frech Patriotismus nennt, trumpft auf, spreizt sich und behauptet, die schätzenswerteste Tugend eines jeden Bürgers zu sein, obwohl sie bereits vor hundertfünfzig Jahren von einem deutschen Klassiker, dem Verfasser des angeblich patriotischen Lustspiels Minna von Barnhelm, als „heroische Schwachheit" erkannt wurde.

Dieser engstirnigen, aber breitspurigen Borniertheit ist es eigentümlich: herauszufordern; zu brüllen; den andern Engstirnigen zu beleidigen, wenn möglich, zu demütigen; Nationalhaß zu erzeugen; Menschen und Völker gegeneinanderzuhetzen; Krieg zu entfesseln; einer meist unkontrollierbaren Fiktion zuliebe Hunderttausende hinschlachten zu lassen. Wir wenigen aber, die wir uns aus diesen Atavismen befreit, die wir uns den Verbänden, in die Geburt, Religion, Staat uns stellen möchten, entzogen haben, — wir stehen dabei und sehen ohnmächtig diesem Treiben zu, werden als Utopisten von den ach so zynischen Realpolitikern belächelt, die aus dem Haß der Nationen eine gottgewollte Institution gemacht haben. Hier richten sie sich häuslich ein und die Geschäfte gehen noch immer gut. Aber die Vertreter der Wiener Filiale dürfen sich nicht wundern oder gar Entrüstung heucheln, wenn das Belgrader Haus für Vaterlandsliebe einmal einen Erfolg — wenn auch auf etwas unfaire Weise — errungen hat. Wir müssen einsehen lernen: am Patriotismus und an der frischzuhaltenden Kriegslust eines jeden Volkes sind so viele Lieferanten der öffentlichen Meinung, des Kriegsmaterials beteiligt, daß auf Jahrzehnte, vielleicht auf Jahrhunderte für die weitere Ausdehnung der Borniertheit bestens gesorgt ist.

* * *

Lessing, Wieland, Herder, die unsere nationalen Oberlehrer als geistige und ethische Vorbilder feiern müssen, haben umsonst gelebt, waren eitle Humanitätsschwärmer, und über Goethes Kosmopolitismus sind wir ja Gott sei Dank längst hinaus. Hat er doch noch siebzehn Jahre nach 1813 zu Eckermann jene schwächlichen, eines Deutschen wenig würdigen Worte geäußert, er habe die Franzosen selbst um 1806 nicht gehaßt. „Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört und der ich einen so großen Teil meiner eigenen Bildung verdankte." Und im Laufe des Gesprächs kommt er auf unsere Vaterländler zu sprechen: „Überhaupt ist es mit dem Nationalhaß ein eigenes Ding. Auf den untersten Stufen der Kultur werden Sie ihn immer am stärksten und heftigsten finden. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet, und wo man gewissermaßen über den Nationen steht, und man ein Glück oder ein Wehe seines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet".

Serbien und Österreich-Ungarn sind noch nicht so weit. Aber stehen wir mit Frankreich auf einer höheren Stufe? Wird nicht auf beiden Seiten der Nationalhaß geschürt? Bewußt und konsequent? Goethes Auffassung der Dinge durften wir längst als irreal verwerfen. Denn: wir haben es ja so herrlich weit gebracht. Die Humanitätsduselei unserer Klassiker, die übrigens nur eine Aufwärmung jener von Französlingen erfundenen Verkündung der „Menschenrechte" war, hätte uns nie das schöne Deutsche Reich beschert. Mit Einsicht und Menschlichkeit macht man keine imperialistische Politik, wird man kein Weltreich. Was kümmert uns Goethe? Seine Dichtungen in Ehren; werden ja auch von allen Hof- und Stadttheatern gespielt und von unseren Frauen gelesen. Über seine Weltansichten aber lächelt heute bereits der kleinste Wandervogel. Wir, die wir begonnen haben, die Knäblein

in den Windeln zu militarisieren, um sie später zu nationalen Pfadfindern erstarken zu lassen, wir scheren uns den Teufel um den Weltbürger Goethe, der ja auch Preußen, das Paradies der Patrioten (Lessing nennt es allerdings: „das sklavischste Land von Europa"), nicht mochte.

Princip ist — so würden unsere Vaterländler rufen, wenn sie nicht in einer feindlichen Riege marschierten und so müßten sie rufen, wenn sie aufrichtig wären — Princip ist unser Mann. Einer, der für sein Vaterland zu sterben weiß. Dulce et decorum .... Nicht nur im Krieg. Er ist zwar ein Mörder, aber einer, der aus nationaler Leidenschaft, aus Patriotismus (serbischem) eine für sein Vaterland ungeheuer wichtige Tat beging. Fast noch ein Knabe und doch schon ein Mann der Tat. Ein Feind des Friedens. Wie sein Opfer, der Erzherzog, der — wir wissen es — den Krieg mit Italien wie den mit Serbien wollte. Also: beides Helden. Princip — der serbische Tell. Die Patrioten von Serajewo werden ihrem Princip die Treue halten, und werden ihn, wenn er gehängt sein wird, zum Heros und zum Märtyrer steigern. Denn er beging etwas Körperliches, etwas Ungeistiges. Unsere Welt ist so organisiert, daß nicht Denkprozesse, sondern körperliche Gewalttaten Entscheidungen herbeiführen. Nicht — wir sehen es an Goethe — der Geist wirkt, sondern Bomben und Pulver. So denken alle unsere Patrioten, so dachte Franz Ferdinand, so dachte Princip.

Und darum geht uns all das eigentlich garnichts an. Es ist ein Kampf von Patrioten gegen Patrioten. Hier wird nicht unsere Sache verhandelt. Das sind vorsintflutliche Angelegenheiten. Attacken, ausgeführt oder erlitten von Vertretern mittelalterlicher Maximen, die noch heute offizielle Geltung, Macht und Ansehen haben. Selbst bei solchen, die vorgeben oder deren Beruf andeutet, daß sie sich mit geistigen Dingen befassen.

Sie behaupten: Krieg und monarchische Gewalt seien

nicht ausrodbar. Und nur Schwärmer oder unreife Geister können von menschlicheren und gerechteren Lebensformen selbst auf dieser Erde träumen. Gut. Dann aber zieht eure verlogenen Trauerfahnen ein, wehklagt und jammert nicht, wenn einer von der Gegenseite euch mit derselben oder gar mit höherer Münze heimzahlt, ächzt nicht sentimal über ruchlosen Bubenanschlag, wenn ihr das Echo eurer verbrecherischen Stimmen knallen hört. Ihr kämpft in einer Welt, mit der wir nichts zu schaffen haben. Eure Werte eure Ideale sind nicht unsere Werte, nicht unsere Ideale. Ihr verachtet den Geistesmenschen, ihr haltet ihn für schwach und Euch für stark, weil euer Begriff vom Heldentum so plump, so barbarisch, so subaltern, so körperlich, so zudringlich ist wie euer Patriotismus.

Im Namen des Patriotismus scheut ihr vor keiner Roheit zurück: im Namen des Patriotismus werden einem der euren zwei Schüsse durch den Leib gejagt. Wollt ihr, daß nur der österreichisch-ungarische Patriotismus gelte? Oder nur der serbische? Oder nur der reichsdeutsche? Wählt: uns ist es gleich: wir werden zuschauen, wie ihr gegeneinander kämpft, euch zerfetzt oder in Massen niederknallt. Eine Welt, die es selbstverständlich findet, einem Einzelnen in Untertänigkeit zu gehorchen, ihm die wichtigsten Entscheidungen über ihr Wohl und Weh anzuvertrauen, noch dazu einem, der sich seine Macht nicht durch Geist, Kraft, nicht einmal durch eigenen Willen eroberte, dem sie nur garantiert wird kraft eines Erbvertrags, der genügsamen Dummheit seiner Mitbürger und der allmächtigen Tradition, — eine Welt, die von sich behauptet, ohne Kriege und Hinrichtungen nicht auskommen zu können, deren Machthaber gefeiert werden, wenn sie sich metzgerhaft rühmen, daß sie das Schwert geschliffen halten und jeden Augenblick bereit seien, sich auf den andern zu stürzen, diese Welt ist wahrlich wert, daß sie zu Grunde geht. Und wenn sie fällt, so wollen

wir sie auf altbiblische Art noch stoßen. Es kann uns nur recht sein, wenn sie selbst ihr Ende beschleunigt. Diese Welt soll an ihren eigenen Geboten, an ihren eigenen Idiotismen ersticken. Lebfrische Optimisten werfen unsereinem gerne vor, wir seien destruktiv, könnten nur verneinen, wüßten nichts Besseres dem Alten, Bestehenden entgegenzusetzen. Mit einem Wort Nietzsches wäre diesen „Positiven" der Mund zu stopfen. So viel Schutt, sagt er irgendwo einmal, ist erst abzutragen, so viel Gerümpel wegzuräumen, daß wir zunächst noch nicht wagen könen, mit dem Bauen zu beginnen. Das Signal wird gegeben sein, wenn wir aus uns, Geistesmenschen, die Kraft gefunden haben werden, uns — allen sachlichen Differenzen und persönlichen Abneigungen zum Trotz — zu organisieren.

III.

VERFÜGUNGEN DER ZENSUR 1915

Nr. 20533. München, 4. 3. 1915.

Kriegsministerium.
Armee-Abteilung I.

An
Herrn Wilhelm Herzog, Schriftsteller,
Wohlgeboren, München.

Betreff: Handhabung der Zensur.

Das Presse-Referat des Kriegsministeriums hat bei der Zensur der bisher während des Krieges erschienenen Ausgaben der Zeitschrift »Das Forum« wiederholt und in eingehenden Aussprachen Euer Wohlgeboren zu überzeugen gesucht, dass die Propagierung eines vaterlandslosen Aestheten- oder Europäertums, das durch die Ereignisse der letzten 7

Monate doch wirklich hinreichend widerlegt sein dürfte, im Interesse der Einmütigkeit des deutschen Volkes und einer alles aufopfernden Landesverteidigung höchst unerwünscht sei und nur für diese schädlich wirken könne. Trotzdem werden für die nächste Ausgabe wieder Artikel vorgelegt, die im obigen Sinne als unzeitgemäss zu erachten sind.

Das Kriegsministerium genehmigt zwar deren Abdruck, möchte aber der Schriftleitung des Forums neuerdings nahelegen, sich seiner Verantwortung in vaterländischer Hinsicht bewusst zu werden und alle Tendenzen, die gegen die mannhafte, vertrauensvolle und selbsbewusste Stimmung und Haltung unseres Volkes gerichtet sind, für die Folge zu unterlassen.

Wegen des Abdruckes des an sich gewiss »amüsant« zu lesenden »Candid« von Voltaire sei bemerkt, dass die militärisch amtliche Prüfung sich keinesfalls auf die Frage erstrecken konnte, ob diese Wiedergabe einer Voltair'schen Satyre nicht vom Sittlichkeitsstandpunkt aus in der jetzigen Zeit Bedenken erregt.

Das Kriegsministerium wäre nicht in der Lage, einer etwaigen Beanstandung nach dieser Seite hin durch die Sittlichkeitspolizei entgegenzutreten.

Köberle.

Nr. 86356 München, 11. 9. 1915.

Kriegsministerium.

An
den Herausgeber der Zeitschrift
»Das Forum«
Herrn Wilhelm Herzog, Schriftsteller, München.

Betreff: Handhabung der Zensur.

Das Kriegsministerium hat sich wiederholt durch eingehende Aussprachen und Ermahnungen von seiten des

Presse-Referates sowie durch Kriegsministerialerlaß Nr. 20533 vom 4. 3. 15. veranlaßt gesehen, die Schriftleitung der Zeitschrift »Das Forum« auf die schädlichen Folgen der Propagierung eines vaterlandslosen Ästheten- oder Europäertums warnend hinzuweisen und ihr nahe zu legen, sich ihrer Verantwortung in vaterländischer Hinsicht bewußt zu werden. Trotzdem hat die Schriftleitung ihre Bestrebungen fortgesetzt durch die Art und Zusammenstellung des Stoffes vaterländische Gesinnung, Äußerungen und Taten des deutschen Volkes, der Presse und Literatur wie auch des Heeres teils mit einer scheinbaren Sachlichkeit, teils hämisch als unvernünftig, Heuchelei oder als pathologische Affekte hinzustellen. Unzutreffende und irreführende Anschauungen und Urteile einzelner meist ausländischer Pazifisten und Utopisten werden geflissentlich hervorgehoben, und zahlreiche Anspielungen deuten an, daß der deutschen Regierung und dem deutschen Wesen die Schuld am Weltkriege zugeschoben werden soll.

Die an den Tatbestand des Landesverrats grenzende unheilvolle Wirkung dieser literarischen Unternehmung kann an der Hand von Äußerungen der Presse des feindlichen Auslandes nachgewiesen werden. Mit sichtbarer Genugtuung und Freude glaubt das feindliche Ausland aus den Veröffentlichungen des »Forum« auf eine Gesinnungsänderung, auf mangelndes Selbstvertrauen und schwächende Uneinigkeit der »deutschen Intelligenz« schließen zu dürfen, wodurch der Wille und die Hoffnung unserer Gegner, Deutschland und seine Verbündeten niederzukämpfen, neu gestärkt wird. Da die Veröffentlichungen des »Forum« tatsächlich aber nur die Stimmung und Anschauung einzelner weniger gänzlich einflußloser Leute wiedergeben, die sich zu der treuen und entschlossenen vaterländischen Stimmung und Haltung des deutschen Volkes in Widerspruch setzen, wird dadurch eine gefährliche Täuschung des feindlichen und neutralen Auslandes bewirkt und auch im Inlande ein Eindruck hervorgerufen, der allen Vaterlandsfreunden bedenklich und ärgerlich erscheint.

Die wohlmeinende Absicht der Zensur, die militärisch gefährliche Wirkung der Veröffentlichungen der Zeitschrift durch Streichungen und Abänderungsvorschläge abzuschwächen und aufzuheben, wurde von der Schriftleitung durch auffällige Kennzeichnung der Streichungen, ja sogar durch das allerdings rechtzeitig vereitelte Vorhaben des Herausgebers, die vorgeschlagenen Abänderungen in hervortretender Schrift zu veröffentlichen, möglichst zu durchkreuzen versucht.

Da demnach die Interessen der Landesverteidigung durch die Zeitschrift »Das Forum« bedroht und geschädigt werden, da ferner nach der bisherigen Haltung des Herausgebers nicht zu erwarten ist, daß der Inhalt dieser Zeitschrift den zwingenden militärischen und allgemein vaterländischen Erfordernissen entsprechend gestaltet wird, ordnet das Kriegsministerium auf Grund Artikel 4 Ziffer 2 des bayrischen Kriegszustandsgesetzes und § 8 der Vollzugsvorschriften hiezu, zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit die Einstellung des Erscheinens dieser Zeitschrift während der Dauer dieses Krieges an. Dem Herausgeber ist gestattet, den bisherigen regelmäßigen Beziehern dieser Zeitschrift von der Einstellung des Erscheinens Kenntnis zu geben. Der Wortlaut dieser Mitteilung unterliegt der vorgängigen Genehmigung durch das Kriegsministerium und darf keinerlei weitere Ausführungen oder Ankündigungen enthalten. Jede andere Art der Mitteilung oder Veröffentlichung der vorstehenden Verfügung ist unstatthaft. Zuwiderhandlungen werden mit Gefängnis bis zu einem Jahre bestraft. Kress

Nr. 87027. München, 14. 9. 1915.
Kriegsministerium.

An
den Herausgeber der Zeitschrift »Das Forum«
Herrn Wilhelm Herzog, Schriftsteller,
Hochwohlgeboren, München

den K. Kommerzienrat und Buchdruckereibesitzer
Herrn J. Schön, Hochwohlgeboren, München.

Betreff: Handhabung der Zensur.

1. Die bis zum 11. 9. 15 dem Tage des Erlasses der die Einstellung der Zeitschrift »Das Forum« anordnenden Verfügung fertiggestellten und von der Druckerei ausgelieferten Hefte der Zeitschrift können weiter vertrieben werden. Als letztes Heft kommt das Heft 5 des 2. Jahres vom August 1915 in Betracht.
2. Im Interesse der Erhaltung der öffentlichen Sicherheit ordnet das Kriegsministerium hiemit auf Grund des Art. 4 Ziff. 2 des bayrischen Kriegszustandsgesetzes und § 8 der Vollzugsvorschriften hiezu an, daß jeder ganze oder teilweise Neudruck der während der Kriegszeit erschienenen Hefte des Forums zu unterbleiben hat.
3. Zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit ordnet das Kriegsministerium hiemit auf Grund des Art. 4 Ziff. 2 des bayer. Kriegszustandsgesetzes und § 8 der Vollzugsvorschriften hiezu an, daß der Satz für das Heft 5 des Jahres 2 vom August 1915 sofort abzulegen ist.

Kress.

Wilhelm Herzog München, den 17. September 1915
Herausgeber des »Forum«
München, Leopoldstr. 10

An
Seine Exellenz den Herrn Reichskanzler Dr. von Bethmann Hollweg

Das Kgl. Bayr. Kriegsministerium hat das Forum verboten. Für die Dauer des Krieges.

Ich wende mich an Eure Exellenz, um Sie zu ersuchen, eine Aufhebung dieser ungeheuerlichen Maßregel so schnell als möglich zu veranlassen.

Es ist nicht leicht, Euer Exellenz in wenigen Worten die falschen Voraussetzungen, von denen das Verbot ausgeht, Punkt für Punkt zu widerlegen. Die abrupte Form, in der ich es dennoch versuchen will, wird von dem Wunsche diktiert, die kostbare, von wichtigen Geschäften beanspruchte Zeit Euer Exellenz nur soviel als unbedingt notwendig zu belasten.

Womit wird das Verbot begründet? Wessen beschuldigt man mich?

Ich fasse die in der Verfügung des Kgl. Bayr. Kriegsministeriums gegen mich geschleuderten Vorwürfe kurz zusammen:

1. Ich propagiere ein vaterlandsloses Aestheten- oder Europäertum.
2. Ich bin mir meiner vaterländischen Pflichten nicht bewußt.
3. Ich bin ein Deutschenfeind.
4. Ich veröffentliche unzutreffende und irreführende Anschauungen meist ausländischer Pazifisten und Utopisten.
5. Ich bin beinahe ein Landesverräter durch die Wirkung, die das Forum im Ausland übe.
6. Ich habe von der Erlaubnis, die in Bayern besteht, von der Zensur gestrichene Stellen zu kennzeichnen, Gebrauch gemacht.

Die Verfügung geht von irrigen Grundsätzen aus und kommt deshalb notwendig zu falschen, mir gefährlichen Schlußfolgerungen. Sie mißversteht den Geist des Forums und verkennt dadurch auch seinen Charakter.

Ich bitte um Verzeihung, wenn ich mit einer ganz persönlichen Notiz die Widerlegung beginne. Kann ein Biograph Heinrichs von Kleist, der sechs seiner besten Jahre dieser Arbeit widmete, mit Recht der Deutschfeindlichkeit geziehen werden? Jedes Heft des Forums bringt Belege einer Vaterlandsliebe, die sich allerdings von der durch alldeutsche Männer betätigten, in Wesen und Ausdruck unterscheidet, die jedoch in ihr Gegenteil zu verzerren, einer Behörde nicht ansteht. Auf die üblichen Vorwürfe der Vaterlandslosigkeit, die trotz der Rede Sr. Majestät wieder auftauchten, antwortete ich bereits im Januar 1915. (Heft 10 des Forums, Seite 506)

»Unsere Vaterlandsliebe also besteht darin, daß wir die Werte dieses Volkes kennen, das wir als einen wichtigen Teil des europäischen Kulturlebens betrachten, ohne den Europa nicht Europa wäre, für einen, der ohne Wechselwirkung mit den anderen Kulturstaaten nicht zu leben, nicht zu blühen vermöchte, und dessen vorzüglichste Eigenschaften nicht in seiner Abschließung, sondern in seiner Empfänglichkeit und reichen Universalität stecken. Ihnen dankt das deutsche Volk seine erstaunliche Entfaltung auf allen Gebieten. Auf sie verzichten, hieße unsere Vorzüge vor anderen Völkern aus gekränktem Eigensinn aufgeben. Den Parvenuunfug, den Nachahmung und Snobismus erzeugten, brauchte nicht erst ein Krieg auszuroden. Nur möge uns ein gnädiger Himmel vor den Orgien der Selbstanbetung bewahren. Wir wissen, was wir wert sind. Aber wir haben es nicht nötig, uns und andern unsere Werte immerfort laut herzusagen. Viele halten Patriotismus mit Selbstlob für identisch, und sie kommen sich um so patriotischer vor, je niedriger sie die anderen Völker einschätzen.«

Für die vielen Mißverständnisse, in denen die Verfügung des Kgl. Bayr. Kriegsministeriums zu wurzeln scheint, nur ein Beispiel: es ist wahr, das Forum bringt Äußerungen ausländischer Politiker, wie Morels, Mac Donalds, Shaws, Georg Brandes, und glaubt manchmal sogar auf einkleidende Kommentare angesichts der eigenen Urteilsfähigkeit seiner

gebildeten Leser verzichten zu können. Das Kgl. Bayr. Kriegsministerium jedoch mißversteht die Absicht des Herausgebers, der seine Leser für mündig hält, selbst entscheiden zu können, was an derartigen Äußerungen richtig oder übertrieben oder unzutreffend ist . . .

Das Forum wurde von mir vor dem Kriege gegründet. Sein erster Aufruf schloß mit den Worten: »Das Forum will im Sinne Nietzsches eine Tribüne sein für alle guten Europäer.« Nun gibt es in diesem Augenblick — das ist wahr und wie könnte es heute anders sein? — verdammt wenig gute Europäer im Sinne Nietzsches. Die europäische Gesinnung, wie sie nicht nur diesem großen Deutschen vorschwebte, hat wahrlich mit Deutschfeindlichkeit nichts zu tun. Was ich unter Europäertum verstehe, scheint mir keineswegs unvereinbar mit deutschem Geist, sondern vielmehr aus ihm am schönsten und reinsten herauszuwachsen. Was ich unter Europäertum realpolitisch verstehe, habe ich im Forum mehrfach anzudeuten versucht. Zuletzt in Heft 2/3 des 2. Jahrgangs, wo ich von der Utopie eines europäischen Staatenbundes spreche analog der vor 1866 propagierten Utopie eines deutschen Staatenbundes.

Ist die Propagierung solcher Ideen strafbar? Nicht nur Alldeutsche, sondern heute noch die Mehrzahl der Deutschen, mögen sie utopistisch nennen. Immerhin gibt es eine Schicht geistiger Menschen in Deutschland, für die ein Organ wie das Forum — wie aus ungemein vielen Zuschriften, darunter von Männern und Frauen aller Stände und Parteien hervorgeht — eine seelische Erlösung bedeutet. . . .

Was die Wirkung aufs Ausland betrifft, so ist die chauvinistische Methode überall gleich. In England gilt die Presse des Lord Northcliff für die patriotischste und sie ist es, die Männer wie Mac Donald, Morel, Russel und Zeitschriften wie den »Labour Leader« als englandfeindlich oder gar als Verräter erklärt. In Frankreich verbietet man nicht Barrès, sondern Hervé und Clemenceau. Bei uns dürfen — wie ich glaube — zu unserem Schaden die tollsten Annexionsforderungen alldeutscher Draufgänger ver-

öffentlicht werden. Verboten jedoch wird eine Zeitschrift, die nichts anderem dienen will als der Menschlichkeit — selbst in diesen Zeiten! — und nichts anderes anstrebt als den wahren Vorteil Deutschlands, der, nicht nur nach meiner Meinung, trotz dem Kriege keineswegs im Widerspruch mit dem Vorteil Europas stehen darf. Wir wären also gegen Annexionen, die uns die moralische Gemeinschaft mit den anderen Kulturvölkern unabsehbar erschweren müßten. Wir sind gegen unnützen Haß und gegen Lügen, die nur schaden und gegen Selbstüberhebung, deren Folgen auf uns selbst zurückfallen. Wir sind aber die Avantgarde jener, die das Recht des deutschen Geistes behaupten und dafür eintreten, daß die Taten, Ergebnisse dieses deutschen Geistes sein sollen. Die heutigen Kundgebungen der Presse und Literatur sind dies leider, wie Euer Exzellenz bekannt sein dürfte, nur zum Teil. Das Forum hat sich die Aufgabe gestellt, für dieses Ziel zu wirken.

Sollte sich ergeben, daß das Verbot zum größten Teil auf einer Verkennung der Absichten des Forums beruht und aus Mißverständnissen entstand, die leicht aufzuklären sind, so ersuche ich Euer Exzellenz, die schleunige Aufhebung des Verbots zu veranlassen. Das beste Widerlegungsmaterial scheinen mir die Hefte des Forums selbst. Ich erlaube mir deshalb, Euer Exzellenz einige Exemplare gleichzeitig mit diesem Schreiben zu übersenden.

So sehr die Meinungen und die Urteile Euer Exzellenz mit denen im Forum geäußerten auseinander gehen mögen, so glaube ich doch, daß die Objektivität Euer Exzellenz im Forum kein deutschfeindliches Organ erblicken wird, und in seinem Herausgeber keinen Landesverräter.

In vorzüglicher Hochschätzung
Euer Exzellenz ergebener
gez. Wilhelm Herzog.

Herr v. Bethmann Hollweg hat natürlich nie geantwortet.

MICHELANGELO
VON ROMAIN ROLLAND

Im National-Museum in Florenz steht eine Marmor-Statue, die Michelangelo den Sieger nannte. Es ist ein nackter Jüngling, mit schönem Körper, das Haar gelockt auf der niedrigen Stirn. Aufrecht steht er und gerade; er stützt sein Knie auf den Rücken eines bärtigen Gefangenen, der sich beugt, und den Kopf wie ein Stier vorstreckt. Aber der Sieger blickt ihn nicht an. Im Augenblick des Zuschlagens hält er ein und wendet sich weg mit traurigem Mund und unbestimmtem Blick. Sein Arm schiebt sich zur Schulter zurück, er wirft sich nach rückwärts: er will den Sieg nicht mehr, er ekelt ihn an. Er hat gesiegt. Er *ist* besiegt.

Dieses Bild des heldenhaften Zweifels, dieser Sieg mit gebrochenen Flügeln, dieses Werk, das als einziges von allen Werken Michelangelos bis zu seinem Tode in seinem Atelier in Florenz blieb und womit Daniel da Volterra, seines Denkens Vertrauter, sein Grab schmücken wollte — das ist Michelangelo selbst, ist das Symbol seines ganzen Lebens.

Das Leid ist unendlich, es nimmt alle Formen an. Bald ist es durch die blinde Willkür der Geschehnisse bedingt: Unglück, Krankheit, Ungerechtigkeit des Geschicks, Schlechtigkeit der Menschen; bald hat es seinen tiefsten Grund im eigenen Wesen. Dann ist es nicht weniger beklagenswert, nicht weniger verhängnisvoll; denn man hat nicht seine Natur wählen dürfen, man hat nicht begehrt zu leben, man hat nicht verlangt, das zu sein, was man ist.

Diese letzte Leidenschaft war die Michelangelos. Er

hatte die Kraft, er hatte das seltene Glück, zum Kämpfen und zum Siegen geschaffen zu sein. Und er siegte. — Allein, er wollte nicht den Sieg. Nicht das war es, was er wollte. — Die Tragödie Hamlets. Ein entsetzlicher Widerspruch zwischen einem heldenhaften Genie und einem Willen, der nicht heldenhaft war, zwischen herrschsüchtigen Leidenschaften und einem Willen, der nicht wollte!

Man erwarte nicht von uns, daß wir darin neben so vielen anderen einen Wert mehr sehen! Nie werden wir sagen, daß dem Menschen die Welt nicht genügen kann, weil er zu groß ist. Unruhe des Geistes ist kein Zeichen von Größe. Mangel an Harmonie zwischen dem Wesen und den Dingen, zwischen dem Leben und seinen Gesetzen ist auch bei Großen nicht ihrer Stärke zuzuschreiben, sondern ihrer Schwäche. Wozu versuchen, diese Schwäche zu verbergen? Ist der Schwache weniger wert, geliebt zu werden? — Mehr Liebe verdient er, weil er ihrer mehr bedarf. Ich errichte keine unzugänglichen Heroendenkmäler. Ich hasse den feigen Idealismus, der die Augen wegwendet von den Traurigkeiten des Lebens und den Schwächen der Seele. Man muß einem Volk, das zu leicht dem Zauber hochtönender Worte erliegt, dem bald Ernüchterung folgt, zurufen: Die heroische Lüge ist eine Feigheit. Es gibt nur ein Heldentum auf der Welt: die Welt zu sehen, wie sie ist —, und sie zu lieben.

* * *

Das Tragische in dem Schicksal, das ich im folgenden darstelle, ist, daß es ein Bild des inneren Leidens zeigt, das aus dem tiefsten Grund des Wesens kommt, das ohne Unterlaß an ihm nagt und das es nicht eher verlassen wird, als bis es zerstört ist. Es ist einer der mächtigen Typen jener großen Menschenrasse, die seit neunzehn Jahrhunderten unseren Occident mit ihren Schreien erfüllt,

Schreien des Schmerzes und des Glaubens: — der Christ. Eines Tages, in der Zukunft, nach vielen Jahrhunderten — falls die Erinnerung an unsere Erde sich bis dahin bewahrt hat — werden die, die dann sein werden, sich über den Abgrund dieses verschwundenen Geschlechts beugen, wie Dante um Ufer des Malebolge — und in ihnen werden sich Bewunderung, Schrecken und Mitleid einen.

Aber wer wird es besser fühlen als wir, die wir als Kinder mit diesen Ängsten in Berührung gebracht worden sind, wir, die wir gesehen haben, wie die Wesen, die uns am liebsten waren, verzweifelt kämpften, wir, denen der ganze bittere und berauschende Geschmack des christlichen Pessimismus in der Kehle steckt, wir,, die manchmal sich anstrengen mußten, um nicht wie Andere in Momenten des Zweifels in den Wirbel des göttlichen Nichts gezogen zu werden!

Gott! Ewiges Leben! Zuflucht derer, denen es nie gelingt, hier unten zu leben! Glaube, der so oft nichts ist, als mangelnder Glaube ans Leben, an die Zukunft, ein mangelnder Glaube an sich selbst, ein Mangel an Mut und ein Mangel an Freude! Wir wissen, auf wie viel Trümmern ihr schmerzlicher Sieg aufgebaut ist!

Und darum, weil ich Euch bemitleide, Christen, liebe ich Euch! Ich bedauere Euch und ich bewundere Eure Melancholie. Ihr macht die Welt traurig, aber Ihr verschönert sie. Die Welt wird ärmer sein, wenn sie Euren Schmerz nicht mehr hat. In dieser Zeit der Feiglinge, die vor dem Schmerz zittern und lärmend ihr Recht nach Glück verlangen, das meistens nichts ist, als das Recht auf Unglück Anderer, wollen wir wagen, dem Schmerz gerade ins Gesicht zu sehen und ihn zu verehren! Gelobt sei die Freude und gelobt sei der Schmerz! Beide sind

Schwestern und beide sind heilig. Sie schmieden die Welt und schwellen die großen Seelen. Sie sind die Kraft, sie sind das Leben, sie sind Gott. Wer nicht alle beide liebt, liebt keine von ihnen. Und wer davon gekostet hat, kennt den Preis des Lebens und kennt die Süßigkeit, es zu verlassen.

DER IRRE

VON LEONHARD FRANK

Eingehüllt in seinen dicken, langen Mantel, schwebt er, lautlos wie die ihn umschwebenden Schneeflocken, durch die leere Straße, über den schneebedeckten, menschenleeren Kirchplatz und sammelt Beweise dafür, daß kein Krieg ist.

„Wäre Krieg, dann würden auch die Schneeflocken nicht lautlos fallen, sondern giftig-krachend explodieren. Wäre Krieg, dann würden auch die Schneeflocken nicht weiß sondern rot sein. Der Himmel rot. Die Luft rot. Alle Straßen rot. Rotgeweint alle Menschenaugen. Denn während des Krieges ist alles rot."

„Nur die Sozialdemokraten nicht," flüsterte das gesunde, sachliche Ich, das sich im Hinterkopf des Irren verkrochen hatte.

„Oh, du schöne, von Flocken sanft und weiß — und so dicht, so dicht — durchjubelte Stadt! Wie glücklich sind die Menschen, die in deinen Zimmern wohnen und Frieden haben und einander nichts Böses tun und wünschen," denkt der durch die Menge schwebende Irre. „Nur Gutes!" Und betrachtet verzückt die großen, lichtsprühenden Glasquadrate der Kaufläden. „Und trotzdem behauptet dieser hartnäckige Mensch in meinem Hinterkopf, es sei schon länger als vier Jahre Krieg."

Wäre Krieg, dann könnte dieses liebliche Mädchen (das eben aus dem hellen Glasquadrat heraustrat und mit ihren Paketen in der Dämmerung verschwand) unmöglich solch ein mildes, freudereiches Lächeln in den Zügen tragen. Denn jenes mich tief beglückende Geschöpf weiß natürlich so gut wie ich, daß in diesem Augenblick, da sie mild und festlich lächelt, schon acht, nein zehn, nein zwölf, ach nein: schon fünfzehn Millionen Menschen, die so gerne, ach so gerne weiter hätten leben wollen, tot, schwarz und tot, in den Herzen ihrer Angehörigen verwesend liegen würden: daß an den Fronten viele Millionen alte Väter und junge, junge Söhne in Leid erstarrter Mütter, von Frost und Blut und Scham und Grauen und nahem Tode gefoltert sein würden: daß Millionen Gefangene, gehaßt und gedemütigt, vor qualvollster Sehnsucht Vater und Mutter und Jesus Christus verwünschen müßten, wenn schon länger als vier Jahre, wenn in diesem Augenblicke Krieg wäre. Also ist kein Krieg: denn dieses helle Mädchen trägt ein glückliches Lächeln, ein wahrhaft schönes Lächeln durch die Straße. Aber so lange Krieg ist, lacht auf Erden kein Mensch: denn im Kriege schreitet das rote Leid in gigantischer Gestalt durch alle Straßen aller Städte, läßt sich in jedem Heime nieder. Deshalb ist es nicht möglich, daß auf Erden ein Mensch lacht, so lange Krieg ist. Denn Güte und Vorstellungskraft ist dem Menschen gegeben: Vorstellungskraft, die jede Freude fressen müßte, wenn Krieg wäre."

Tief beglückt schwebte er weiter. „Da aber, wie ich sehe, sehr viele Menschen lachen (vier schwarze Herren und zwei lustige, gepflegte Damen stießen eben eine Lachsalve dem Irren ins Gesicht), ist es, allem Guten im Menschen sei Dank, vollkommen ausgeschlossen, daß Krieg

ist . . . Wunderbar! Selig sind die Menschen, denn sie tragen die fließende Liebe in sich."

Der Irrsinnige blieb auf dem schneebedeckten Kirchplatz stehen. Und das hartnäckige Ich in seinem Hinterkopf sprach sachlich: „Sie behaupteten vorhin, während des Krieges lache auf Erden kein Mensch; und ich versichere Ihnen: wenn der Krieg auf dieser kleinen Schneefläche zehntausend Menschen zerfetzt und den Schnee rot färbt, so daß nur noch einige schmale Stellen weiß bleiben, stehen Menschen darauf, die zu lachen und wie im schönen, tiefen Frieden das Leben zu genießen vermögen."

„Das ist nicht wahr; oder diese Lachenden würden wahnsinnig sein." Er blickte am Dome empor, zu den leuchtenden Spitzbogenfenstern, die vielfarbige Strahlen auf die Schneefläche legten, und horchte ergriffen auf Orgelklang und Frauengesang: „Nun danket alle Gott."

„ . . . daß kein Krieg ist," flüsterte der Irre. „Nun danken sie alle Gott." „ . . . daß . . . glauben Sie mir, ich rede die Wahrheit", sagte der Hartnäckige. Und gab einen so unaussprechlich furchtbaren Grund für den Dankgottesdienst an, daß der Irre sein inneres Ohr den Worten des Hartnäckigen verschließen mußte, um seinen kostbaren Irrsinn nicht zu verlieren, um nicht plötzlich dem unerträglichen Leide der Gesundheit ausgeliefert zu werden. „Wenn Sie wahr sprächen, wenn diese Frauen und Männer in der Kirche deshalb „Nun danket alle Gott" singen, deshalb Gott danken würden, müßte der Mensch bestialischer als Bestien sein. Das ist er nicht. Der Mensch ist gut."

„ . . . wenn er gut sein darf, was ihm nicht verstattet wird. Es wird mit Hilfe eines infernalischen Systems dafür gesorgt, daß sie vollkommen gedankenlos dieses Lied singen.

oder so entmenscht sind, daß sie tatsächlich Gott danken für das entsetzliche Ereignis".

Der braune Orgelklang stieg warm und mächtig an. Ganz allein und glücklich stand der Irre im Schnee und bewegte langsam den Oberkörper im Rhythmus der getragen brausenden Melodie. Die ganze Stadt und Milliarden Schneeflocken schwangen weiß und selig mit.

„Ach, die vielen, vielen Beweise dafür, daß kein Krieg ist. Ich kann beruhigt wieder nach Hause gehen. Ich habe in dieser wunderbaren Abendstunde in den festlich strahlenden Geschäftsstraßen, nicht einen einzigen Menschen getroffen der, zerrissen von Grauen und Mitleid und Empörung, vor Schmerz protestierend gebrüllt hätte. Also ist das Himmelreich uns nahe und Friede auf Erden."

„Sehen Sie den Vater dort im Zimmer sitzen? Er liest seine Zeitung. Das elektrische Licht leuchtet über ihm. Und sein Sohn steht irgendwo, den Gewehrschaft an der Backe, und zielt auf einen Unbekannten, der zurückzielt auf den Sohn. Das ist der Mensch in seiner Schuld und Not, der nur das wissen darf, was ihm an Wissen zugeteilt, zugemessen wird, dem der ganze Inhalt seines Bewußtseins fix und fertig geliefert und aufgezwungen wird: ist der Mensch, dem nicht verstattet wird, gut zu sein."

Plötzlich wußte der Mann im Schnee nicht mehr, ob er oder das hartnäckig-sachliche, gesunde Ich in seinem Hinterkopf diese Worte gesprochen hatte; er fühlte, wie sein gesundes Ich sich ausbreitete und ganz erstarkte.

Unvermittelt wichen Wahn und Krankheit und mit ihnen Glück und Friede. Und die Tatsache, daß Krieg war, brach in wilder Tausendfältigkeit auf ihn ein.

Aus den dunklen, leeren, traurigen Wohnungsfenstern glotzte düster das Leid ihn an.

Gejagt von der ungeheuerlichen, unfaßbaren Tatsache stürzte er zurück in die verkehrsreiche Geschäftsstraße, wo mit krasser Wucht der Krieg ihn ansprang, in Gestalt von Krüppeln, verhärmten Frauen und Müttern (die alle nicht brüllten), von geschäftigen, brutal-gleichgültigen Verdienmaschinen und von Zeitungsverkäufern, die den Kriegsbericht anboten.

„Dadurch, daß ihr den Krieg nicht als das, was er ist, seht, sondern so, wie euch gestattet wird, ihn zu sehen, schafft ihr ihn und seine Ursachen und seine Folgen, seine Folgen! niemals aus der Welt. Die Folgen, ihr armen Menschen, werden über euch kommen, unermeßlich furchtbar über euch kommen, werden entsetzlicher sein, als selbst der Krieg ist."

Als der Gesundete, den niemand beachtet hatte, so lange er ein vom Frieden überzeugter armer Narr gewesen war, der ihn staunend umringenden Menge rückhaltlos und vorstellungkräftig das wahre Gesicht des Krieges zeigte, wurde er für einen phantasietollen Irrsinnigen gehalten und festgenommen.

GAS

VON GEORG KAISER

ERSTER AKT

Quadratischer Raum, dessen Hinterwand Glas ist: Arbeitszimmer des Milliardärsohns. Rechts und links auf den Wänden vom Fußboden bis an die Decke hoch Papptafeln, die Tabellen tragen. Links breiter Schreibtisch mit Rohrsessel; ein zweiter Sessel seitlich. Kleiner Schreibtisch rechts. Draußen Schornsteine dicht und steil, in geraden Strahlen Feuer und Rauch vorstoßend.

Tanzmusik einschallend.

Am Schreibtisch rechts der junge Schreiber.

Von links tritt der weiße Herr ein: lautlos die Tür schließend, lautlos gehend — nach Musterung des Raumes — zum Schreiber, ihn an der Schulter rührend.

DER WEISSE HERR

Musik?

SCHREIBER

im Schreck Gesicht nach ihm.

DER WEISSE HERR

nach der Decke lauschend — nickend.

Valse.

SCHREIBER

Wie kommen Sie — —?

DER WEISSE HERR

Ganz ohne Aufsehen. Eine gewisse Geräuschlosigkeit — erzielt auf Gummisohlen.

Er setzt sich in den Sessel am Schreibtisch. — Bein überschlagend.

Der Chef beschäftigt? Oben?

SCHREIBER

Was — wünschen Sie?

DER WEISSE HERR

Tanzgeselligkeit?

SCHREIBER

immer in benommener Hast.

Oben ist die Hochzeit.

DER WEISSE HERR

mit Fingerspiel.

Der Chef? Oder —?

SCHREIBER

Die Tochter — mit dem Offizier.

DER WEISSE HERR

Dann ist er allerdings im Augenblick unabkömmlich — der Chef. — Der Chef!

SCHREIBER

Es gibt hier keinen — Chef!

DER WEISSE HERR

mit schneller Wendung nach ihm.

Das interessiert? — Vorausgesetzt Sie nicht in subtilen Kalkulationen, was Sie da — — Lohnlisten?

SCHREIBER

Es gibt hier keine — Lohnlisten!

DER WEISSE HERR

Sie häufen rasch die packenden Momente. Das reißt mit einem Strudel in die Mitte der Dinge!

Durchs Fenster zeigend.

Dieses Etablissement von riesigsten Dimensionen in Volltätigkeit berstend — ohne Chef, ohne Lohnlisten??

SCHREIBER

Wir arbeiten — und wir teilen!

DER WEISSE HERR

nach den Wänden zeigend.

Das Schema?

Aufstehend und Tabellen lesend.

Drei Staffelungen: bis dreißig Quote eins — bis vierzig Quote zwei — über vierzig Quote drei. Ein schlichtes Rechenexempel — Gewinnaufteilung nach Lebensjahren.

Zum Schreiber.

Eine Erfindung des Chefs — der keiner sein will?

SCHREIBER

Weil er nicht reicher sein will, als andere!

DER WEISSE HERR

War er reich?

SCHREIBER

Er ist der Sohn des Milliardärs!

DER WEISSE HERR

lächelnd.

Er stieß bis an die Peripherie des Reichtums vor und kehrt ins Zentrum zurück — ins Herz. — Und ihr arbeitet?

SCHREIBER

Jeder gibt sein letztes her!

DER WEISSE HERR

Wenn man am ganzen Gewinn beteiligt ist!

SCHREIBER

Darum arbeiten wir hier mehr als alle anderen auf der Erde!

DER WEISSE HERR

Das Produkt entspricht eurer besonderen Betriebsamkeit?

SCHREIBER

Gas!

DER WEISSE HERR

bläst durch die hohle Hand.

SCHREIBER

erregt.

Wissen Sie nichts vom Gas, das wir herstellen?

DER WEISSE HERR

ebenso.

SCHREIBER

Kohle und Wasserkraft sind überboten. Die neue Energie bewegt neue Millionen Maschinen mit mächtigerem Antrieb. Wir schaffen ihn. Unser Gas speist die Technik der Welt!

DER WEISSE HERR

am Fenster.

Tag und Nacht — Feuer und Rauch!

SCHREIBER

Die äußerste Möglichkeit unserer Leitung ist erreicht!

DER WEISSE HERR

zurücktretend.

Weil die Armut abgeschafft ist?

SCHREIBER

Unsere ungeheure Anspannung schafft!

DER WEISSE HERR

Weil der Gewinn verteilt wird?

SCHREIBER

Gas!

DER WEISSE HERR

nahe bei ihm.

Und wenn das Gas einmal —

SCHREIBER

Die Arbeit kann keine Stunde stocken. Wir arbeiten für uns — nicht mehr in andere Tasche. Keine Trägheit —

kein Streik. Ununterbrochen treibt das Werk. Das Gas wird nie fehlen!

DER WEISSE HERR

Und wenn das Gas einmal — — explodiert?

SCHREIBER

starrt ihn an.

DER WEISSE HERR

Was kommt dann?

SCHREIBER

sprachlos.

DER WEISSE HERR

spricht ihm hauchend mitten ins Gesicht.

Das weisse Entsetzen! —

Sich aufrichtend — hinaufhörend.

Musik.

Auf halbem Wege zur Tür einhaltend.

Valse.

Ab, lautlos.

SCHREIBER

in steigender Verwirrung — krümmt sich endlich auf den Telephonapparat — fast schreiend.

Der Ingenieur!

Seine Blicke laufen irr nach den Türen rechts und links. — Der Ingenieur — im Frack — von rechts.

INGENIEUR

Was —

Von links Arbeiter — verstört — im weißen Kittel.

SCHREIBER

mit ausgestrecktem Arm nach ihm.

Da —!

INGENIEUR

zum Arbeiter.

Suchen Sie mich?

ARBEITER

stutzt.

Ich wollte Sie rufen lassen.

INGENIEUR

zum Schreiber.

Sie telephonierten schon nach mir!

SCHREIBER

Weil —

INGENIEUR

Haben Sie Meldung erhalten?

SCHREIBER

schüttelt den Kopf. Nach dem Arbeiter

Der —

INGENIEUR

— kommt erst.

SCHREIBER

— mußte kommen!

INGENIEUR

irgendwie betroffen.

Was ist vorgefallen?

ARBEITER

Das Gas im Sichtglas färbt sich.

INGENIEUR

Färbt?!

ARBEITER

Ein schwacher Anflug ist es noch.

INGENIEUR

Verstärkt er sich?

ARBEITER

Sichtbar.

INGENIEUR

Die Färbung?

ARBEITER

Ein helles Rosa.

INGENIEUR

Täuschen Sie sich nicht?

ARBEITER

Ich beobachte mit voller Aufmerksamkeit.

INGENIEUR

Seit —

SCHREIBER
hastig.

— zehn Minuten!

ARBEITER

Ja.

INGENIEUR

Wer sagt das Ihnen?

SCHREIBER

Müssen Sie nicht hinaufrufen?

INGENIEUR
telephoniert.

Ingenieur — Meldung von Kontrollstation —
Zum Arbeiter.
Kommen Sie.
Die beiden links ab.

SCHREIBER
wirft plötzlich die Arme hoch und rennt schreiend nach links.

Ihr rettet euch nicht — — ihr rettet euch nicht!
Ab.

Milliardärsohn — sechzigjährig — und Offizier — in roter Uniform — von rechts.

OFFIZIER

Liegt Grund zu ernsthafter Beunruhigung vor?

MILLIARDÄRSOHN

Ich erwarte noch den Bericht des Ingenieurs. Jedenfalls ist mir eure Abreise lieb. Ich wollte mit dir noch über das Vermögen, das meine Tochter dir bringt, sprechen.
Er holt aus dem Schreibtisch ein Buch.

OFFIZIER

Ich bin dir dankbar.

MILLIARDÄRSOHN

Mir bist du nicht verpflichtet. Es kommt von mütterlicher Seite. Mir fehlt ja für solche Schätzungen das Verständnis.

OFFIZIER

Ein Offizier ist gezwungen —

MILLIARDÄRSOHN

Ihr liebt euch — und ich erhebe keine Einrede.

OFFIZIER

Ich werde über deiner Tochter, die du mir heute anvertraust, mit meiner Ehre wachen.

MILLIARDÄRSOHN

schlägt das Buch auf.

Das ist das Verzeichnis der Werte und wo sie deponiert sind. Wählt euch einen tüchtigen Bankier und laßt euch beraten. Das ist nötig.

OFFIZIER

liest. Erstaunt sich aufrichtend.

Das beschäftigt allerdings einen Bankier.

MILLIARDÄRSOHN

Weil es ein großes Kapital ist? Darum sage ich es nicht.

OFFIZIER

Bitte sprich.

MILLIARDÄRSOHN

Was ihr jetzt habt, habt ihr auch für die Zukunft. Von mir könnt ihr nichts erwarten. Weder jetzt — noch später einmal, ich hinterlasse kein Erbe. Meine Grundsätze sind ja allgemein bekannt, du wirst orientiert sein.

OFFIZIER

Wir werden auch kaum in die Lage kommen —

MILLIARDÄRSOHN

Man kann das nicht wissen. Solange Geld angehäuft wird, geht es auch verloren. Die Zustände, darauf gegründet, sind immer unsicher. Ich möchte dir das alles nur gesagt haben, um mich später einmal nicht verantwortlich zu fühlen. Du heiratest die Tochter eines Arbeiters — mehr bin ich nicht! — Daß ich es lieber gesehen hätte, ihre Mutter hätte ihrer Tochter kein Vermögen hinterlassen, verhehle ich dir nicht. Aber ich bin nur mächtig in meinem Bezirk — und mit Gewalt schleppe ich niemand hinein. Auch meine Tochter nicht.

Tochter — in Reiseanzug — von rechts.

TOCHTER

Warum müssen wir denn reisen?

OFFIZIER
küßt ihre Hand.

Wie heiß du noch bist vom Tanz.

MILLIARDÄRSOHN

Ich möchte nicht, daß dein Fest mit einem Mißklang schließt.

Auf ihre erschrockene Geste.

Die Gefahr wird sich ja beseitigen lassen. Aber es verlangt die ganze Anstrengung von uns.

TOCHTER
nach dem Fenster hin.

Unten im Werk?

MILLIARDÄRSOHN

Ich könnte dir später kein Wort des Abschieds sagen.

TOCHTER

Ist es so ernst?

OFFIZIER

Es sind Gegenmaßregeln getroffen.

MILLIARDÄRSOHN
nimmt die Hände der Tochter.

Reise glücklich. Du hast heute meinen Namen abgelegt. Damit ist nichts verloren — ich bin ein sehr einfacher Mann. An die Pracht deines neuen Namens reiche ich nicht. Mußt du in mir verlöschen, wenn du gehst?

TOCHTER
sieht ihn fragend an.

OFFIZIER

Wie kannst du so sprechen?

MILLIARDÄRSOHN

In den Taumel eures Irrtums folge ich nicht.

TOCHTER

Ich komme doch auch wieder.

MILLIARDÄRSOHN

Die Umkehr kann ich wohl nicht erwarten!

Abbrechend.

Jetzt will ich die Gäste bitten zu gehen.

Er küßt ihre Stirn — gibt dem Offizier die Hand.

Tochter steht noch betroffen — Offizier führt sie nach links, beide ab.

MILLIARDÄRSOHN

am Telephon.

Verbreiten Sie im Saal: ein Vorfall im Werk unterbricht das Fest. Es ist ratsam, den Werkbezirk beschleunigt zu verlassen.

Die Musik hört auf.

Ingenieur von links — Kittel überm Frack, in ungeheurer Aufregung.

INGENIEUR

hervorstoßend.

Meldung von Kontrollstation: — Gas färbt mit Sekunden stärker. In Minuten — bei gleichem Fortschritt — kräftiges Rot!

MILLIARDÄRSOHN

Ist etwas an Maschinen defekt?

INGENIEUR

Tadelloser Gang!

MILLIARDÄRSOHN

Im Material ein Ausfall?

INGENIEUR

Kein Rohstoff ungeprüft vor der Vermischung!

MILLIARDÄRSOHN

Wo liegt das Versehen?

INGENIEUR

von Zittern gewalkt.

In — — der Formel!!

MILLIARDÄRSOHN

Ihre — Formel — stimmt — nicht?

INGENIEUR

Meine Formel — stimmt nicht!

MILLIARDÄRSOHN

Wissen sie das?

INGENIEUR

Jetzt!

MILLIARDÄRSOHN

Kennen sie den Fehler?

INGENIEUR

Nein!

MILLIARDÄRSOHN

Finden Sie ihn nicht?

INGENIEUR

Die Berechnung — ist richtig!

MILLIARDÄRSOHN

Und — — das Sichtglas färbt doch?!

INGENIEUR

wirft sich in den Sessel am Schreibtisch: mit kurzen Schriftstößen überfährt er das Papier.

MILLIARDÄRSOHN

Funktioniert der Alarm?

INGENIEUR

ohne sich zu unterbrechen.

Alle Glocken hämmern längst!

MILLIARDÄRSOHN

Bleibt genug Zeit zum Abzug?

INGENIEUR

Die Transportwagen sausen aus den Hallen!

MILLIARDÄRSOHN

Herrscht Disziplin?

INGENIEUR

Musterhaft.

MILLIARDÄRSOHN

maßlos erregt.

Kommen alle heraus?!

INGENIEUR

springt auf, in gerader Haltung vor ihm.

Ich habe meine Pflicht getan. Die Formel ist klar. Ohne Bruch!

MILLIARDÄRSOHN

wie betäubt.

Sie finden den Fehler nicht?!

INGENIEUR

Keiner entdeckt ihn. Keiner kann es. Kein Hirn rechnet straffer. Die letzte Rechnung ist gelöst!

MILLIARDÄRSOHN

Und stimmt nicht?!

INGENIEUR

Stimmt — und stimmt nicht! An die Grenze sind wir gestoßen. Stimmt — und stimmt nicht! Dahinter dringt kein Exempel. Stimmt — und stimmt nicht! Das rechnet sich selbst weiter und stülpt sich gegen uns. Stimmt — und stimmt nicht!

MILLIARDÄRSOHN

Das Gas — —?!

INGENIEUR

— blutet im Sichtglas! — flutet an der Formel vorbei rot im Sichtglas! — schwemmt aus der Rechnung in Richtung für sich! — Ich habe meine Pflicht getan. Mein Kopf ist kalt. Es kommt, was nicht kommen kann — und dennoch kommt!

MILLIARDÄRSOHN

tastet nach einem Sessel.

Wir sind wehrlos ausgeliefert —

INGENIEUR

— der Explosion!

Ein Zischlaut zerpleißt die Stille draußen — malmender Donner kracht kurz los: die Schlote knicken und fallen um. Rauchlose Ruhe. Das große Fenster prasselt mit Scherbenregen in den Raum.

MILLIARDÄRSOHN

an die Wand gepreßt — tonlos.

Die Erde wankte.

INGENIEUR

Druck von abermillionen Atmosphären.

MILLIARDÄRSOHN

Totenstille.

INGENIEUR

Gewaltiger Radius in Vernichtung.

MILLIARDÄRSOHN

Wer lebt noch?

Die Tür links wird aufgestoßen: ein Arbeiter — nackt, von Explosion gefärbt — taumelt herein.

ARBEITER

Meldung aus Halle acht — Zentrale: — weiße Katze gesprungen — — rote Augen gerissen — gelbes Maul gesperrt — — buckelt knisternden Rücken — — wächst rund — — knickt Träger weg — — hebt das Dach auf — — und platzt in Funken!!

Mitten auf dem Fußboden sitzend und um sich schlagend.

Hetzt die Katze weg — husch husch!! — — schlagt sie aufs Maul — — husch husch!! zerschüttet die Augen, die zünden — — stemmt ihren Buckel nieder — — alle Fäuste auf ihren Buckel — — der bläht sich ja — — der mästet sich ja — — mit Gas aus allen Ritzen und Rohren — —!!

Sich nochmals halb hochwerfend.

Meldung aus Zentrale: — — die weiße Katze explodiert!!

Er sinkt lang.

MILLIARDÄRSOHN

tritt zu ihm.

ARBEITER

sucht mit seiner Hand.

MILLIARDÄRSOHN

hält sie an.

ARBEITER

mit einem Schrei

Mutter —!

Tot.

MILLIARDÄRSOHN

in tiefer Schräge geneigt.

Menschen — — — —

BRIEFE
AUS DER FRANZÖSISCHEN REVOLUTION

Gustav Landauer gibt in der Literarischen Anstalt Rütten u. Lessing (Frankfurt a. M.) eine Sammlung von Briefen aus der französischen Revolution heraus: zwei Bände, deren Reichtum an Dokumenten, Gestalten, revolutionären Manifesten er aufgeschürft und bewunderungswürdig geordnet hat. Kein schöneres Weihnachtsgeschenk in diesem Jahre denkbar. Hier ein paar Proben.

Mirabeau an Jakob Mauvillon in Braunschweig*)

Berlin, 30. Dezember 1786.

. . . Wenn auch der Philosoph in Deutschland von Zorn ergriffen werden muß, in diesem Land der Knechtschaft und der Eitelkeit, wo ein paar Menschen alles sind und die anderen Lasttiere und in Kämpfen aufgewachsene Bulldoggen; wo die Feudalität ihre antike Würde eingebüßt hat und fast nur noch komische Züge oder Laster aufweist; wo Großgrundbesitzer, die so wohlgestellt sind, daß sie mächtig, glücklich und wohltätig in ihrer Wirksamkeit sein könnten, der innigen Ehre, bei sich zu Hause als Herren Hirten ihrer Schutzbefohlenen zu sein, die tristen Genüsse unsres großen Babylon vorziehen, wo sie nur verächtliche und

*) Jakob Mauvillon, einer der wichtigsten Mitarbeiter Mirabeaus und also auch herzlich mit ihm befreundet. Die Art, wie Mirabeau für sich selbst eine wissenschaftliche Sozietät gründete, die ihm für seine umfassende publizistische und später politisch-rednerische und gesetzgeberische Tätigkeit die Grundlage schuf, wird einmal vorbildlich und schöpferisch sein, wenn man erst den Zusammenhang zwischen Genialität, Fleiß, Kleinarbeit, Intuition, Trockenheit und Temperament besser erkannt und fruchtbar gemacht hat. (Die Ranküne nennt das, wovon hier geredet wird, den Plagiator Mirabeau.) Vorbildlich wird auch die vornehme Art sein, wie M. sich in Schulden stürzte, um seine Mitarbeiter anständig zu besolden. In diesem Jahr 1786 warb M. Mauvillon zu seiner, ihrer gemeinsamen großen Arbeit über die preußische Monarchie, die nur eine Vorarbeit zu wichtigeren Werken sein sollte. — Jakob Mauvillon, der sich durchaus als Deutscher betrachtete, ist 1743 in Leipzig geboren; sein Vater stammte aus Tarascon in der Provence und war Privatlehrer in Leipzig;

verachtete Bourgeois sind, würdiges Objekt so vieler drückender Erpressungen und hirnverbrannter Verschwendungen! in einem Lande, wo mehr als anderswo die Spuren der antiken keltischen und germanischen Barbarei noch fortbestehen und verehrt werden und die Natur gegen den Menschen wie der Mensch gegen die Natur streitet: wenn auch, sage ich, der Philosoph von Zorn ergriffen werden muß, daß er so viele Naturschätze und einen so schönen Menschenschlag dem Despotismus einer im großen ganzen in jeder Hinsicht verächtlichen Aristokratie schändlich preisgegeben sehen muß, so ist er dennoch fast verpflichtet, um den Bestand dieses Systems, das so verwickelt, so zusammenhanglos, so widerspruchsvoll, oft so völlig unverständlich und sinnlos ist, zu beten: weil es letzten Endes nichts mächtigeres in der Welt gibt als die Natur der Dinge, und weil es die Natur der Dinge mit sich bringt, daß diese Menge kleiner Herrschaftsgebiete weniger vernachlässigt, weniger willkürlich ausgepreßt werden, als wenn sie Teile eines großen Reiches würden, das der Despotie eines einzigen unterworfen und der oligärchischen Tyrannei einer kleinen Zahl Wesire ausgeliefert wäre, deren Habgier und Zwecke, die sich in einer kurzen Spanne Zeit befriedigen müssen, ungleicher, drückender, unbarmherziger auf die armen Opfer losgelassen würden, die mit ihnen fast kein Interesse gemein hätten. Mit einem Wort, lieber Freund, behandeln Sie diese große Frage recht gründ-

---

auch die Mutter war französischer Abstammung. Jakob Mauvillon widmete sich vorwiegend der Militärwissenschaft, stand jetzt als Major des Ingenieurkorps in braunschweigischen Diensten und war Lehrer der Taktik am Carolinum in Braunschweig: 1790 wurde er Oberstleutnant und übernahm auch das Lehrfach der Politik. Er war, gleich Mirabeau, Physiokrat, der Jünger und deutsche Übersetzer Turgots. Gestorben ist er 1794. — Die Briefe Mirabeaus an ihn aus den Jahren 1786—1790 gab er schon 1792 heraus. — Der diesmalige Aufenthalt M.s in Berlin von Juli 1786 bis Januar 1787 galt einer geheimen politischen Mission: er hatte über die Änderungen in Preußen nach dem Tode Friedrichs zu berichten, der erwartet wurde und auch bald eintrat. Seine für die Regierung bestimmten Berichte lieferte er in Briefen, die er an Talleyrand richtete und die Welschinger herausgegeben hat (deutsch 1900). Eine Bearbeitung dieser Berichte ist seine Anfang 1789 anonym erschienene »Geheime Geschichte des Berliner Hofes«.

lich, daß Deutschland weder einem noch zweien gehören darf*) . . .

Mirabeau an Mauvillon

Paris, 3. Dezember 1789.

. . . Sie sagen in Ihrem Brief vom 25. September überaus vernünftige Dinge über unsere Revolution. Aber sie macht sich bei uns mindestens ebenso sehr durch Devolution als durch begeisterten Aufschwung, und die Partei, die hätte Widerstand leisten können, ist durch die unvermeidliche Wirkung eines uralten Monopols schon so degeneriert, daß sie eher kindischen Trotz und weibische Wut gezeigt hat als die Lust, eine Gegenrevolution zu machen. Die Monarchie ist eher in Gefahr, weil man nicht regiert, als weil man Verschwörungen anzettelt. Stellt sich kein Lotse ein, so ist es wahrscheinlich, daß das Schiff auf eine Klippe gerät. Zwingt dagegen die Macht der Tatsachen dazu, einen Mann von Kopf zu berufen, und gibt sie den Mut, alle menschlichen Rücksichten und die subalterne Eifersucht zu überwinden, die sich dem unaufhörlich entgegenstellen, so glauben Sie gar nicht, wie leicht es ist, das Schiff des Gemeinwohls flottzumachen. Die Hilfsmittel dieses Landes, sogar die Beweglichkeit dieser Nation, die ihr größter Fehler ist, lassen noch so viele Behelfe und leichte Möglichkeiten übrig, daß man in Frankreich nie absprechen oder verzweifeln soll. Wir sind in dem Schwächezustand, in dem sich jedes Land befindet, das sich konstituiert; aber das Reich ist ganz beisammen; es gibt zwar Geplänkel, bei dem viel Pulver verschossen wird, aber es ist nicht wahr, daß wir eine einzige richtige Spaltung hätten . . .

Ich habe nie daran gezweifelt, mein Freund, weder dass Sie mit meiner Treue gegen die Grundsätze zufrieden sein müssten, noch dass Sie darüber nicht erstaunt wären. Das war und wird bis zum Ende meine Stärke und der Stützpunkt meines Talentes sein . . .

---

*) Das heißt, weder Österreich *oder* Preußen noch Österreich *und* Preußen.

Unmöglich können Sie den Geist dessen, was in der Nationalversammlung und an einem gewissen Punkt dieser Versammlung vorgeht, anderswo richtig erfassen, als im *Courrier de Provence*, der die Fortsetzung meiner Briefe *an meine Auftraggeber* bildet. Mir scheint, Sie könnten darin manche gute Lehren für ihr Deutschland holen. Ich bemerke, daß es in den Köpfen dort gärt, und ich weiß wohl, daß, wenn dort der Funke auf die brennbaren Stoffe fällt, ein Steinkohlenfeuer entsteht und kein Strohfeuer wie anderswo. Aber ob ihr schon in der Bildung vielleicht weiter vorgeschriften seid, seid ihr doch nicht so reif wie wir, die es doch noch vor kurzem nicht gewesen sind: ihr seid es nicht, sage ich, weil das, was euch bewegt, seine Wurzel bei euch im Kopfe hat, und weil die Köpfe bei euch seit unvordenklichen Zeiten zur Knechtschaft geschaffen sind, weil bei euch die Explosion viel später kommen wird als bei einer Nation, bei der alles dramatisch und momentan ist und in der die nämliche Viertelstunde den Heldenmut der Freiheit und den Götzendienst der Knechtschaft aufweisen kann.

In Ihrem Brief vom 25. Oktober kommen Sie auf Ihren Lieblingsgedanken, den Bankroft zurück, der tatsächlich in Politik und Moral der einzige Punkt ist, über den wir prinzipiell verschieden denken. Mein Verdienst, daß ich in diesem Stück mehr Ehrenmann bin als Sie, ist übrigens nicht sehr groß; denn da es für mich erwiesen ist, daß es für uns eine Ersparnis ist, alles zu zahlen, ist meine Tugend pure Arithmetik und, die Wahrheit zu sagen, ich traue in der Politik keiner einzigen Gewißheit, die nicht arithmetisch ist . . .

. . . Da, mein Lieber, haben Sie, was ich eilig und diktierend mitten unter tausend und abertausend Ablenkungen, Ihnen aufs ungefähr melde, um Ihnen wenigstens ein Lebenszeichen zu geben und damit Sie sich nicht mehr einbilden, es könnte zwischen uns eine Entfernung geben, gleichviel, ob Ihre Ministerträume irgend Grund haben oder nicht. Ich will Ihnen in dieser Hinsicht zur Antwort geben, was ich

auch hierzulande gesagt habe: *Diese Leute sind nicht gescheit genug und ich bin nicht so dumm.* Sollte dennoch eine Drehung des Glücksrads diesen ausschweifenden Gedanken zur Wirklichkeit machen, so wissen Sie wohl, daß Sie nicht der letzte wären, der es erfährt, und auch nicht der letzte, der es merkt. Leben Sie wohl und lieben Sie mich.

Lavater an Hérault de Séchelles*)

21. Oktober 1793.

Mein lieber Hérault!

Geben Sie mir Ihre Beredsamkeit! Leihen Sie mir Ihren Geist, um Ihnen das Verlangen auszudrücken, das ich habe, mit Ihnen mit offenem Herzen über die Angelegenheiten von Frankreich reden zu können; geben Sie mir ebenfalls Zeit, um Ihnen auf der einen Seite fühlbar zu machen, wie sehr ich Ihre Freiheit wünsche, auf der andern hingegen, wie sehr ich überzeugt bin, daß Ihre Mittel unklug, gewaltsam, absurd und unmenschlich sind.

Lassen Sie mich offenherzig sprechen: Ihr dünkt mich jenen Pharisäern im Evangelium zu gleichen, die schwere Lasten, die unerträglich sind, auflegen auf die Schultern der Menschen, und sie selber wollen sie mit der Fingerspitze nicht berühren, jenen Heuchlern zur Zeit unseres Herrn, die den Splitter wohl sahen im Auge ihrer Brüder, indes

---

*) Dieser eminente Brief, obwohl er schon zweimal veröffentlicht worden ist, ist weder in der Geschichte des deutschen Geistes noch in der der französischen Revolution bisher genügend beachtet worden. Er atmet eine so ungeheure Stärke und steht so sehr auf dem Boden der Freiheit und der Grundziele der ursprünglichen Revolution, daß ein Einfluß entscheidender Art auf Hérault und seine Freunde Danton, Camille Desmoulins, Lacroix, Fabre d'Eglantine und die Zugehörigen, auf die Männer, die sich den Ehrennamen der *Indulgents* verdienten und deren Sprecher Camille Desmoulins von der dritten Nummer seines *Vieux Cordelier* an war (15. Dezember 1793), nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen ist. Wahrscheinlich ist, daß Hérault de Séchelles auf diesen fulminanten Brief nie geantwortet hat; sicher ist, daß er um *derselben* Gesinnung willen, die *Lavater* hier im Oktober 1793 gegen ihn und seiner Richtung vertritt, am 5. April 1794 mit Danton und den andern Freunden hingerichtet wurde.

sie den Balken in ihrem eigenen Auge nicht bemerkten. Ihr tyrannisiert die Menschen tausendmal mehr als Eure Tyrannen, auf deren Trophäen Ihr Euch mit dem Rufe erhebet: „Lebe wohl, Tyrannei! Hebe dich, Despotismus!"

Seitdem Ihr Euren guten König umgebracht und gemordet habet auf eine unerhörte Weise und auf die despotischste Art; seitdem Ihr die Unverletzbarkeit verletzt habt, die Ihr ihm versichert hattet; seitdem Ihr auf seine Verteidigung keine Achtung mehr schluget; seitdem Ihr im Geschmack der lissabonischen Inquisition handeltet; seitdem Ihr, den Dolch in der Hand, zur Freiheit zwanget; seitdem Ihr die bewegliche Köpfmaschine an die Stelle der zerstörten Bastille setztet; seitdem man nichts mehr sagen oder schreiben darf, was man unter den despotischsten Königen sagen und schreiben durfte, seitdem zittre ich, wenn ich Euch von Freiheit reden höre.

Monarchie oder Republik, das ist mir gleichgültig; aber Freiheit! Nicht das Wort jedoch, nicht die Ausrufungen, nicht die Marktschreierei gehaltener Reden werden Frankreich diese Freiheit geben. — Erlaubet mir, über diesen Gegenstand Eurer (unbeschadet der Beredsamkeit) armseligen Reden frei zu sein; *wo* ist die Freiheit, *wo* ist die Sicherheit der Ehre, des Eigentums, des Lebens? — O mein Lieber, Sie, der Sie vormals so sanft, so gerecht, so ehrwürdig waren, ist's möglich, daß Sie die Gleißnerei nicht empfinden, die Eure Freiheitsposaune beherrscht, die nichts tun, als die grausamste Frechheit gegen die Freiheit aufzuhetzen?

Ich werde in Ihren Augen unerträglich sein, und ich wünsche mir Glück dazu; aber denken Sie an mich, Euer Schicksal wird erschrecklich sein, weil Ihr der Rechte der Menschheit spottet, die Ihr überall affichiert.

Die Menschlichkeit wird sich an Eurer Menschheitsheuchelei rächen.

Seit *Nimrod* bis auf *Marat* war die Welt nie so vieler Unmenschlichkeit unterworfen.

Ich beklage Sie, liebenswürdiger Hérault, weiser und

gelehrter Freund; Ihr Herz hat sich einnehmen lassen von einem prächtigen und schmeichelhaften Phantom!

Ich bewundre Ihr Genie; ich liebe Ihr Herz, ich bedaure die Täuschung, in welcher Sie sich befinden; ich bitte Sie im Namen der Menschheit: „Werdet menschlicher und zwinget Eure Brüder nicht, Eure Sklaven zu sein, unter dem Namen der *Freiheit!*"

Glauben Sie mich nicht schwach genug, die Partie der Prinzen und der Royalisten von Frankreich zu nehmen; keineswegs. Ich habe nichts zu sagen, als eine klare, einfache und niederschlagende Sache. Alle Eure Könige und alle Könige der Erde zusammen gaben nie so viele Beispiele des abscheulichen Despotismus, wie Ihr seit drei Jahren gebet. In Wahrheit, Ihr treibet Spott mit uns andern, mit dem Universum und mit den künftigen Jahrhunderten. Ich erwähne nicht einmal der groben Unmenschlichkeiten eines verwilderten Pöbels. Ich bemerke die öffentlichen Akte, die Dekrete des Nationalkonvents, die unterstützten und privilegierten Grausamkeiten der größten sogenannten *Antidespoten*.

Im Namen der Menschlichkeit beschwöre ich Sie auf den Knien, spottet nicht mehr dem Universum und den künftigen Jahrhunderten! Sprecht nie mehr das Wort *Freiheit* aus, indem Ihr den allerunerträglichsten Despotismus ausübt.

O Despotismus! So sehe ich denn, daß du unabtrennbar vom Schicksal der Menschen bist; ich sehe, daß du alle möglichen Gestalten annimmst und alle heiligen Namen, die Völker zu verblenden. O Freiheit, ebenso heiliges Wort, als der geheiligte Name Religion, man mißbraucht dich wie sie. Man verdammt rechtmäßig die Priester, welche die Menschen zur Seligkeit zwingen wollten, und man soll nicht verdammen die Tiger, die nichts als von Freiheit sprechen und die mit der Köpfmaschine zwingen *nicht* ihre Untertanen, ihre *Bürger, ihresgleichen:* o französische Gleichheit, zehnmal bist du häßlicher, als die Ungleichheit, die vormals herrschte.

Meine Stimme ist nichts; die Stimme des unparteiischsten

Universums möge nichts sein. Eure Vernunft ist's, Eure Menschlichkeit, an die ich appelliere. Mein Gott! Ist's möglich, daß Ihr so weit herabgesunken seid, daß Ihr aus einem Teil Eures Volkes nichts als Sklaven, und aus dem andern nichts als Henker machet? — —

Diesen Augenblick selbst kömmt man mir zu sagen, daß in Straßburg niemand einen Brief siegeln dürfe, ohne daß ihn vorher die Munizipalität gelesen habe, und daß sie es sei, die alle Briefe siegle.

Ich weiß nicht, ob dem so ist; ich glaube nichts davon; aber wenn das Unmögliche möglich geworden wäre und wenn die unglaublichste Sache sich etwa als wahr herausstellte, so müßte ich nicht bloß erröten, daß ich ein Genosse der Zeit von diesen Freiheitsungeheuern bin; ich müßte erröten, daß ich *Mensch* heiße.

O mein lieber Hérault! Warum gab Ihnen die Natur Menschlichkeit, Wohlredenheit, Genie, wenn nicht darum, daß Sie sich einer Tyrannerei widersetzen, von welcher in der Geschichte der despotischsten Zeiten kein Beispiel zu finden ist.

Wir beide haben den nämlichen Zweck: dieser Zweck ist die Freiheit von unsresgleichen; aber die Mittel, o wie diejenigen, die ich befolge, so verschieden von den Eurigen sind! Ihr wollt den Despotismus durch den Despotismus zerstören und durch Tyrannei die Freiheit einführen. Ich: ich führe diese Freiheit in meinem kleinen Kreis wenigstens, in meinem Kirchsprengel, und in meinem Hause durch nichts ein als durch die Vernunft, die nicht befiehlt, und durch beständige Aufopferungen alles dessen, was man Autorität nennt.

Es ist zu spät, ich empfinde es, und meine Stimme ist zu schwach. Aber quod scripsi, scripsi*). — Ihr werdet Eure Eingeweide zerwühlen; Ihr eilt den Despoten den scheinbarsten Vorwand zu geben, Eure Freiheit zu bekriegen, die

*) »Was ich geschrieben habe, habe ich geschrieben«, — die Antwort des Pilatus.

für nichts anders angesehen werden kann, als für den grausamsten Despotismus selbst von der einen Seite; und von der andern als die schrecklichste Sklaverei! Aber umsonst rede ich, durch *ein* Wort vernichten Sie mich! — — Sie nennen mich *Aristokrat* und — *nichts* bin ich mehr! Ich bin zu sehr nichts und Sie sind zu groß geworden, als daß ich verlangen dürfte, dass eine arme Zeile von meiner Hand einigen Einfluss weder auf Ihre Vernunft noch auf Ihr Herz haben könnte. Aber in sechs Monaten, in einem Jahr werft in einem verlorenen Augenblick Euer Aug auf dies armselige Papier da, und dann sagt mir, wenn Ihr könnt: *Du hattest sehr unrecht.* Sagt mir dann: „Der Despotismus unter *dem Namen der Freiheit* ist die Mutter der *Freiheit;* und die *Tyrannei* unter dem Namen der *Gleichheit* ist das weiseste und menschlichste Mittel, die Menschen zu dem Gebrauch ihrer natürlichen Rechte zurückzuführen." Das könnt Ihr, ich sehe es zu sehr voraus, mir nicht sagen; Ihr werdet es mir auch nicht sagen. — — Vielleicht zerreißt Ihr diesen Brief und vernichtet seines Verfassers Bild, das Ihr verlangt habet*).

*) Das Bild lag dem Briefe bei. — — Statt des Bündnisses mit der Schweiz kam nach nicht allzu langer Zeit der Krieg. Lavater griff im selben freiheitlichen Sinne und mit tapferster Unabhängigkeit ein mit seinem »*Wort eines freien Schweizers an die große Nation*«, an dessen Schluß er das Datum setzte: »Zürich, im ersten Jahre der schweizerischen Sklaverei, den 10. Mai 1798.«

DIE ERNEUERUNG

VON LUDWIG RUBINER

Jetzt bist du so weit. Es dauert nicht mehr lang. Jetzt beginnt deine wahre Arbeit, du Freund, Kamerad, Genosse — oder Feind. Jetzt hast du dich zu bewähren, jetzt beginnt dein wirklicher Kampf, und du kannst nicht vorhersagen, wie du aus ihm gehen wirst. Nur entziehen kannst du dich ihm nicht, und würdest du Turmgebirge der Einsamkeit entdecken. Du weißt — Mensch, dem ich die Hand drücke — daß jetzt deine ganze Kraft hervorbrechen wird. Die Kraft, ganz, die sonst nur Strahlentrümmer von sich schleuderte in plötzlichem Zorn oder jäher Hingabe. Jetzt wird sie dich in unseren Kampf werfen. Und es wird dir dann sogar nebensächlich erscheinen müssen, wie sich dein Charakter enthüllt: Vielleicht wirst du dir selbst als Feind entgegentreten, vielleicht kannst du nicht mehr bekennen, was du so lange gefordert hast. Vielleicht zeigt sich, daß du nur eine Rolle spielen wolltest, und schnell in die letzte Führerparole hineingeschlüpft bist; jetzt gehst du schon vor dir als hohler Kadaver herum. Vielleicht, daß du nur ein Unzufriedener warst, ein bloßes Gegenstück des Vereinsbegeisterten. Oder vielleicht merkst du — und dein Herzschlag richtet sich gegen dich selbst — daß du überhaupt nur ein Kläffer warst, ein Oppositionspinscher; oder zuletzt nur ein unablässig wuterfüllter, beamtenhafter Registrator von Dokumenten, Briefen, Meinungen, Taten — Anderer! — der in stillen Zeiten den Amüsiereindruck wünschte, mit seiner drohenden Geheimsammlung von Abhub könne man dereinst

die große Stunde der neuen Zukunft beschleunigen. Vielleicht auch erscheinst du in dem ungeheuren Licht, das nun wieder die Menschen erhellt, als ein gestaltloser Klumpen, den die Menschheit ausgeschieden hat. Gleichviel. Du bist noch nicht fertig. Du hast den Weg der Gerechtigkeit, den du einmal beschritten hast — und selbst wenn dein Schritt geschauspielert war! — bis ans Ende zu gehen. Du darfst uns nicht verlassen.

Nur eines kannst du nicht mehr. Du kannst nicht mehr spielen. Spielst du heute noch einmal, dann bist du schnell ein Schatten: vielleicht gilt es dann sogar dein Leben. Du kannst nicht mehr spielen, nicht mehr bloß so tun als ob; nicht mehr zwischen den Meinungen und den Taten schlendern: nicht mehr zwischen deiner Hingabe und der tötensten Ablenkung sitzen; nicht mehr Freund sagen und Feind tun. Das ist aus! Der Dualismus ist aus. Der Dualismus zwischen deiner ungeheuer vorgeschrittenen Erkenntnis und deiner ungeheuer vergangenheitshaften Sympathie. Dieser Dualismus, der dir alle Hintertüren der Passivität aufschloß. Dieser Dualismus, der dir erlaubte, dich allen Taten zu entziehen und die Taten anderer schlau und gerissen zu begutachten. Diese ganze hochmütige Schwindelei ist aus, die sich selbst gern Rebellion nennen hört, aber die ganze Arbeit andern überlassen will, die Arbeit stets andern überlassen hat. Aus! — Heute mußt du dein Leben mit der großen Sache, die du dachtest und aussprachst, identifizieren. Mit unserer Sache. Du mußt mit uns gehen. Mit wem? Mit der Masse.

Wir werden es schwerer haben als andere Völker: Wir werden vielleicht in ganz kurzer Zeit den Freiheitsweg durchrasen müssen, den die anderen in einer geschichtlich größeren Bahn zurücklegen konnten. Das wird uns nicht mehr erspart bleiben können, den gesetzmäßigen Weg der Geschichte der Freiheit zu gehen, denn wir haben bis heute jede Gelegenheit versäumt, außerhalb unserer Entwicklung, außerhalb der

Geschichte, den großen Sprung zu machen, den Sprung in die Freiheit, den Sprung in das neue Reich. Unser Weg, unser langsamer, schwerer Weg, hat schon begonnen: Conventikel flüstern im Lande, die den Individualismus lehren, Einzelaktion, reißende Klugheit, Reftung der Person vor der Auflösung. Gut — für die Phase, die autoritätsfrei machen wird. Unterlassen sei der Vorwurf: Kleinbürgertum! Nur dies ist nicht zu vergessen, daß wir in solchem Zustande anderen Völkern (die ihn längst los sind) genau so novellistisch komisch erscheinen, wie uns selbst unser halb vergessener individueller Ahn im Schlafrock mit langer Pfeife. Aber dieser Weg der Selbstvervollkommnung, der kleine Weg, hat nur dann ein Recht, wenn wir nicht auf ihm bleiben. Wenn wir in der Masse landen.

Der Augenblick, da ganz ernstlich auf der Welt die große Erneuerung beginnt, wird an einer Schein-Enttäuschung zu erkennen sein. Daran, daß die großen Köpfe, die großen Sprecher, die großen Propheten und die unerbittlichen Richter — nicht mehr mitmachen werden. Die Führer werden nicht mehr mitmachen. Die Führer werden zur Gegenbewegung laufen, sie werden den Stillstand beschwören, die alte zusammengerammte Welt zu halten suchen. Ein Friedenstönen wird laut, die Schar der Führer rückt auf Hand in Hand mit ihren ältesten, härtesten Feinden, und ihre Versöhnungsflöten schrillen zum Kampf gegen diese neue Welt, an deren Schöpfung anonyme, besitzlose Massen in stetester Gefahr des Zusammengehauenwerdens arbeiten.

Es ist eine Schein-Enttäuschung. Alte Gewöhnung aus stillen Zeiten fragt immer noch bei jeder Krise: sind die Männer da, die die Ordnung der Zukunft lenken können? Aber die Männer sind immer da, diese Beauftragten, Denker, Genies, Volksvertreter, diese Führer. Nur ihr Volk ist nicht da. Warum das Volk nicht da sei? Weil sie es nicht wollen. — Der Führer tritt auf, er erklärt, er fordert. Aber

er erklärt, daß eine mechanisch und passiv heraufrollende Welle die Ereignisse gebracht hätte: die „Umstände". Und er fordert: Abwarten. Wer hört ihn? Publikum, nicht Volk. Das Volk, noch eine Millionenzahl von einzelnen, unverbundenen, stecknadelgroßen Individuen, strömt aus unendlich vielen Flußläufen seine Willenskräfte zusammen, mächtig steigt sein Wille auf, ein riesenhafter griffbereiter Arm aus zahllosen Menschenleibern. Die Führer sind verstört: Hier will etwas, das mehr ist als sie, höher, sicherer und drängender ungeduldig nach vorwärts. Weiß nicht dieser Schrei der Masse, der in die Welt auffliegt, unendlich genau das Ohr, zu dem er stößt: das Ohr der Masse irgendwo auf Erden, der Brüder, Kameraden, Helfer? Weiß nicht der Riesenfuß der Masse, der über die Straßen stampft, warum er Häuser zertrift, die Hindernis zum Ziel sind? Weiß nicht die gespannte Riesenhand so sicher, wohin sie greift, was sie zerdrückt und was sie bewahrt, um es über ihre Menschen auszuschüften? Hier ist das Volk, und der strahlende lebendige Gigantenkörper seines Willens ist unendlich mehr als das Geschöpf eines einzigen, zufälligen Moments: Ein Wesen ist dieser Wille, aufgebaut aus allen Willensgeschöpfen der unvollendet versunkenen Geschlechter. Ein Geschöpf, gebildet aus allen Willensgeschöpfen, die seit dem Tage der letzten großen Erhebung des Massenwillens in die leere, unfruchtbare Welt hineinwachsen mußten. Ein Organismus, in dem wie Adern, Blut und Muskeln alle Willensorganismen leben, die seit der letzten großen Willensspannung man nicht leben lassen wollte. Und das ist das Ziel der Masse: die endliche Lösung dort zu bringen, wo der Tag der letzten großen Volksbewegung ahnend mächtig Gewolltes abgebrochen und ungelöst liegen lassen mußte.

Aber wo ist da der Führer? Der Führer war in der langen Zwischenzeit der erzwungenen Ruhe, der Niederhaltung des Volkes, jenem Fackelläufer gleich in antiken Spielen, der

im Wettlauf die Fackel brennend dem nächsten Läufer reichen mußte. Der Führer sah atemlos nur den nächsten Führer, er rannte, gebannt ganz im Gedanken an das Brennen seiner Fackel; keiner wußte mehr, warum der Fackellauf war; ein Rennen gab es um die Führerehre. — Der Führer denkt und lebt noch mit seiner Vergangenheit. Zur Zeit, da er längst schon vorstoßen müßte, wie einer der kleinen Namenlosen neben ihm, steht er noch in bloßer Opposition. Seht diesen großen Ringelreihen der Erde. Die Mitspieler das Gesicht unablässig einander zugewandt im innern Kreis: die Führer! Draußen wanken schon die Berge von Menschen auf und ab. Der Führer ist gestört vom Draußen. — Ah, es wurde ernst? Der Führer ist zum Gegner geworden. Denn der Gegner, das ist der Autoritätsmensch. — Eine Schein-Enttäuschung. Er konnte nie wirklich enttäuschen. Das Volk beging die Sünde, sich blind auf ihn zu verlassen — was sollte es machen, wenn er sprach? es war noch wirr zerspalten in ein Millionenfeld einzelner Würmer. Notgedrungen dem trauen, der sich selbst für ehrlich hielt. Schlimmer: notgedrungen ihm folgen! — Aber es wird ernst? Es gibt keine Führer mehr. Auf kein fremdes Einzelwesen hat man jemals mehr sich zu verlassen. Auf kein fremdes Einzelwesen hat das Volk jemals mehr sein Leben zu stellen. Es gibt keine Führer! —

Du würdest dies nicht lesen, mein Freund, wenn du nicht die Erneuerung wolltest: Die Erneuerung der ganzen Welt, die Austreibung des bösen Giftblutes aus den Adern und die Durchströmung mit neuem Lebensfluß. Die Erneuerung kommt aus dem Volk, wo es wirkendes Volk ist. Wirkendes Volk ist die Masse. Die Masse baut auf. Wo die Masse ihre Aktion entfaltet, wird ein neuer Menschheitsbegriff aus der Vorstellung in die Wirklichkeit hinein gestaltet. Wie langsam das oft geht, und oft wie schnell! Den Querschnitt dessen, was zustande kommt, muß man anblicken: In ab-

gelegenen Provinzen kämpfen kleine Sondergruppen zäh: in den großen Knotenstationen entladet alles sich plötzlich in einem Augenblick. Zusammengesehen gingen alle aufs selbe Ziel los. Und die Massenaktionen des Volkes unterscheiden sich von allen befehlsmäßig kommandierten politischen und kriegerischen Zügen ganz scharf dadurch, daß bei ihnen die höchste, gerechteste, geistigste, menschheitliche Ideen-Forderung mit der allerdringendsten, allerunkompliziertesten, allerlebensbrennendsten Interessen-Forderung zusammenfällt. Hier hört die Diskussion auf: Wo in der Welt, in der Geschichte, die Masse den Schritt tat, der zur Lösung der unmittelbarsten Lebensfrage des Menschen ging, wo ein Versuch zur Verwirklichung des Sozialismus begonnen wurde, da ist Ungeheures geschehen, auf rohestem Bauplatze menschheitlich Göttlich-Geistiges. Und es kann sogar kommen, daß die Tat in die höchsten Stufen der Erkenntnis und des menschlichen Willens reicht, doch jenes rein theoretische Denkprogramm, das Agitationshilfe zu dieser Tat war, auf ganz unfreiem, mechanistisch-fatalistischem Denkgebiet blieb. In unserer Zeit haben die ersten Verwirklicher des Kommunismus einer materialistischen Philosophie angehört, die nichts anderes, als das längst Abgetane veralteter Naturwissenschaft sagte, der Mensch sei ohne freien Willen und das Produkt der Verhältnisse und eben sie haben mit dem mächtigsten Griff des freien Willens in der unbeschreiblich kurzen Spanne eines Jahres die neuen Verhältnisse der kommenden Welt geschaffen und vorgeformt. Denn nicht das Agitationsprogramm ist die Idee, die die Massen zum Handeln treibt, sondern jener große Denk- und Willenskreis, der aus der bloßen Tatsache der Existenz des Menschen entspringt, und in dem die Interessen-Agitation (also der materialistische Unterbau) nur den kleinen Abschnitt des Aktuellen bildet. Die Menschen tun ihre Taten nach den Ideen. Die Menschen setzen die Ideen in die Welt: lauter Einzelpersönlichkeiten der Masse

setzen die Ideen in die Welt. Aber die Idee ist weder etwas ausgedacht Konstruiertes, noch an das bestimmte Individuum gebunden, sondern die größte Schöpfung des Menschen, eine über ihn hinaus: Ein Organismus, der gleichzeitig jener Mensch ist, der ihn mitschuf, und das Lebensverhältnis, die Welt dieses Menschen. Das große Reich der Ewigkeit des Handelns, schon losgelöst von ihrem Urheber, doch rückwirkend auf ihn. —

Die wir an den Weg des Geistes glauben, wir sehen Vor der Erneuerung wird eine große Bekehrung kommen müssen. Aber Bekehrung, das kann man nicht mit Jammern machen, nicht passiv, nicht mit Abwarten, Zusehen und Abwälzen der drohenden Dinge auf die anderen. Bekehrung ist bewußtes und willentliches Hindurchgehen durch ein Leben, das wir für niedriger halten als jenes, das vermeintlich unserer würdig wäre. Abstieg auf ein Niveau, das scheinbar tiefer als das unsrige ist. Nämlich genau zu dem Leben und zu dem Niveau, das unsere erfüllte Wirklichkeit ist, das uns nicht mehr den Schutz des Sich-Erhaben-Dünkens gewährt, den Schutz nicht mehr des geistigen Reservates: nicht mehr den tödlich Weltschwindel zuläßt, in dem System des Intellektes durchaus menschlich zu denken, aber sich mit dem bloßen System zufriedenzugeben: mit Hochmut auf den Handelnden zu sehen, — also noch selbst: außermenschlich zu handeln. — Hindurchgehen durch unser tiefstes Niveau — und das geistige Ziel? Das Ziel ist ewig und absolut — wir selbst sind endlich und unsere Mittel endlich. Bekehrung ist der Weg des Handelns mit allen, mit allen unseren endlichen Mitteln zum ewigen Ziel. Der Weg der Bekehrung: Untertauchen in die Masse. Masse sein. Masse sein, heißt nicht: hinter dem Rücken des Vorderen verschwinden. Es heißt: Verantwortlich mit der brennendsten Spannung deines Willens in den Willen deiner zahllosen Kameraden stürzen.

Ein Augenblick kommt, da bist du nicht mehr Klasse: nicht mehr Bürger. Wer führt die Massenaktionen aus? Die Arbeitenden. Das Proletariat. Sie handeln, die andern schauen zu. Es gibt aber keine Zuschauer mehr. Du sympathisierst mit den Handelnden, den Arbeitern, dem Proletariat? Man braucht keine bloßen Sympathiekundgeber mehr. Du hast heute zu handeln. Mein Freund, dein Weg geht zum Proletariat. Proletariat! darum kommt kein Gehirn von morgen mehr herum. Klammere dich nicht an den albernen Einwurf vom gutverdienenden Munitions-Vorarbeiter. Auch du warst ja in deinem Leben nicht jeden Augenblick tätiger Demokrat. Morgen gibt es keine Konjunktur mehr, keine neuen Kleinbürger mehr, und nicht einmal Kriegsgewinner gibt es morgen mehr. Morgen gibt es nur noch: die Weltgeschwüre, die Seuchenträger, den Versuch zur endgültigen Ausbeutung der Menschheit — oder die Arbeitenden: oder jene, die endlich das große Werk der Abdankung des Überflüßigen beginnen: die Neubauenden: das Proletariat. Das Proletariat also sei heilig, und wir nur Schund? Nein der Proletarier ist nicht heilig, weil er zu einer Klasse gehört. Aber heilig ist, wer zu den Handelnden gehört. Du, Zuschauer, hast nicht einmal sein Vertrauen. Du hast sein Vertrauen erst, wenn er in dein Leben blickt, wenn er sieht, daß du nicht ihm schöntust und anderwärts mit den Augen zwinkerst. Du kannst ihm nicht belehren, du kannst ihm keine Weisheit von oben bringen (um dich dann ruhevoll in die Gemütlichkeit zurückzuziehen.) Du kannst nur mit ihm arbeiten. — Aber das Ende des Klassenkampfes? die Gewaltlosigkeit? das dritte Reich der Menschheit? Beginne, der die Forderung erhebt! Der Weg geht durch die Solidarität. Du kannst nur noch Masse sein. Hier ist die Erneuerung. Hier wirfst du aus deiner Brust eine neue Erde in den Raum, die in unserem menschengezeugten Kosmos als millionste in Sternenbahnen und Sternenzusammenprall

fliegt, und unter einer Staubwolke von Trümmern dir deinen neuen Boden unter die Füße breitet.

AUS EINER ANSPRACHE
VON KURT HILLER

. . . . Was uns eint, was wie eine magische Atmosphäre zwischen uns schwebt, das ist das gleiche Gefühl von menschlicher Aufgabe, das gleiche sachliche End-Wollen, die gleiche Zielgesinnung. Sie bildet — bei allem, was wir tun; auch bei dem, was wir uns für heute vornehmen — die Voraussetzung, das Unproblematisch-Unproblematisierbare, das, worüber zu sprechen sich selbst dann erübrigen würde, wenn es nicht in den Schriften eines Teils von uns niedergelegt wäre, die der andre Teil gebilligt hat.

Aber es ist unter Menschen, zumal unter philosophierenden Menschen, zumal unter philosophierenden deutschen Menschen menschlich, nach dem theoretischen Warum einer teleologischen Fraglosigkeit zu fragen; dahin zu streben, den im Erlebnis sicheren Willensinhalt noch auf das Fundament eines auch objektiv gesicherten Erkenntnissystems zu stellen. Ohne das glaubt man nicht befugt zu sein, so zu wollen, wie man doch einmal will. Dieses gewiss sehr ehrbare Erpichtsein auf spekulative Verankerung eines aktiven Furors (die Komik des Bildes liegt an der Komik der Sache!) birgt eine höllische Gefahr: Differente Köpfe, so konform sie im Endziel sein mögen, kommen aus der Verschiedenheit ihrer geistigen Herkunft und Art, erfahrungsgemäß durchweg zu differenten Begründungen, und bei dem, wie sich denken läßt, leidenschaftlichen

Bemühen jedes einzelnen, den andern von der Richtigkeit, Allgemeingiltigkeit, Alleingiltigkeit der eignen Gründe zu überzeugen, die auseinanderklaffenden Theorie-Inhalte praktisch Verbrüderter in Einklang zu bringen, . . . entzweien sie sich. Die Rechthaberei siegt über die Zielzähigkeit, die Systemsucht über die weltumgestalterische Inbrunst, das Intellektuelle über Ratio, Religiosität, Geist. Ein Bündnis Zielgleicher wird durch nichts so gefährdet — und nun gar das Werden eines Bündnisses Zielgleicher! — wie durch den Versuch, auch eine Gleichheit der Ableitungen des Ziels herzustellen. Ich glaube nicht an die berühmte kontrollierbar allgemeingiltige Philosophie der Werte und halte darum jenen Absolutismus des Grundlegens, der sich dem Kampfkameraden aufzwingen will, der dessen Bündnisfähigkeit gar bezweifelt, bis dieser — nicht genug, daß er im Ziele ein Gleicher ist — auch noch die gleiche Deduktion des Ziels anerkennt und annimmt, . . ich halte solchen Absolutismus für keine Oberlehrerei und Pedanterie, sondern schlimmer: für eine Naivität, und zwar für eine, eben ihrer hemmend-verzögernden Wirkung wegen, sehr verwerfliche.

Vielleicht zeugt die Neigung, weltänderndes Wollen, bevor man sich zu ihm so recht entschließt, erst noch erkennerisch, womöglich erkenntnistheoretisch zu „verankern", von einer allzu empfindlichen Zartheit des philosophischen Gewissens; vielleicht müssen die geistigen Menschen unsres Geschlechts sich hierin erst korroborieren; vielleicht ist der tätige Geist ein lenkbares Luftschiff, frei-willentlich gleitend im Raume, und kein Fesselballon, an das feste Tau einer systematischen Erkenntnis geknüpft.

Jedenfalls wollen wir uns, gleichviel ob der Stil unsres Denkens nun ein mehr begrifflicher oder ein mehr intuitiver, ein mehr wissenschaftlicher und auf Scharfsinn gestellter oder ein mehr temperamentmässiger und mit Tiefsinn verwandter, ein eher „überpersönlicher" oder eher „personalistischer" ist: ob

wir, um es unter dem Symbol zweier repräsentativer Namen zu fassen, unsern Ursprung von Kant oder von Nietzsche herleiten, . . . in keinem Falle, meine ich, wollen wir uns den traurigen Froschmäusekrieg zum Muster nehmen, der beispielweise zwischen zwei so hervorragenden und zum Tatbündnis so prädestinierten Führerpersönlichkeiten wie dem schöpferischen Pädagogen Gustav Wyneken und dem Fachphilosophen Leonard Nelson samt ihren Gefolgschaften, und nur um der Methode und nur um der Begründungen willen, tobt.

Seien wir ein Bund zu gemeinsamer Aktion, nicht: zu gemeinsamer Dialektik der Aktion! Kein noch so passionierter Systematiker überhebe sich und gefährde dadurch die Einheit. Es ist ja gerade der Sinn dieser Bewegung, daß sie Verschiedengeartete zu gleichem Ziele verbindet, nicht: daß sie Verschiedengeartete etwa zu Gleichartigen machen will.

Bedürfen wir eines Dogmas? Die kritizistische Ära ist abgelaufen, und eine der These bricht an; das ist wahr. Ein Dogma ihres Verhaltens muß die Gemeinschaft tatsächlich langsam herausbilden; aber eines Dogmas für die Gründe ihres Verhaltens bedarf sie nicht. Das wäre gegen die Denkfreiheit und würde zum geistigen Tode des Einzelnen, zu sektenhafter Erstarrung der Bewegung führen, noch bevor sie ihre Mission halbwegs erfüllt hat. Hier gilt für eine Gemeinschaft das Wort, das der, der es schrieb (der Dichter der Dionysos-Dithyramben), freilich auf den Einzelnen münzte: „Man geht zu Grunde, wenn man immer zu den Gründen geht" . . . .

DEM NEUEN TAG!

VON HERMANN V. BOETTICHER

Als ob die Tage Einem Antwort brächten!
Mit jedem rundet sich die Welt, wälzt, bis
der Fragen Fülle klaffet wie ein Riß —
es dringt der Erde Schrei aus allen Schächten!

Wann kommst Du, Tag, nach langen Nächten,
ein Erstling, schreitend aus der Finsternis,
aus Lust und Schmerzgestöhn und Sucherwirrnis
ein Gott, den Zweifel und die Qual zu ächten?

Oh — wie, geklärt, aus abertausend Röhren
die Erde strömend gibt, was sie getränkt,
wie aus dem Sausen grundbewegter Föhren
der Sturm, was er gegeben, rückempfängt —:
Glüh' auch mein Opfer auf noch in der Zeit!
Bekränzt das Haupt und glaubt und seid bereit!

OPPORTUNISMUS, DER WELTFEIND

VON STEFAN ZWEIG

Die politische Meinung muß notwendigerweise Gegner haben und zeitliche Hemmungen. Aber die Überzeugung hat nur einen Feind (einen ewigen Feind): den Opportunismus.

Nichts war gefährlicher, als daß die Menschen bei sich selbst und den andern diese beiden Begriffe unausgesetzt verwechselt oder gleichgestellt haben: Meinung und Überzeugung. Meinung haben viele, Überzeugung ganz wenige.

Meinung fliegt zu aus Wort, Zeitungsblatt, Wunsch und Gerede, fliegt wieder fort mit dem nächsten Wind, klebt an den Tatsachen und ist immer dem Druck der Luft, der Massenpsychose, unterworfen. Überzeugung wächst aus Erlebnis, nährt sich an Bildung, bleibt persönlich und unteilhaft an den Ereignissen. Meinung ist Masse, Überzeugung der Mensch.

Und das Tragische der Zeit darum in einem Satz: die Meinungen haben über die Überzeugungen gesiegt. Das Gerede über das Gewissen. Überall. Ein Kind kann an der Rechentafel die Summe der Menschen aufzählen, die, unverwirrt von Sieg und Niederlage, ihr geistiges Bekenntnis nicht einen Augenblick an die Zeit verraten haben. Und vergebens warten wir bei den andern auf das einfachste urmenschlichste Wort: „Ich habe mich geirrt." Wo ist die Zeitung, die auf ihrem ersten Blatte ankündigt: „Wir haben, durch irrige Voraussetzungen getäuscht, unsere Leser unrichtig informiert?" Wo der Politiker, der in einem Brief an seine Wähler erklärt: „Ich habe Unrecht getan, dass ich in bestem Glauben usw."? Wo der Künstler, der General, der Dichter, der offen das Einfachste bekennt, verwirrt gewesen zu sein von dem ungeheuren Impetus der Tatsachen, mitgerissen in die Stromschnellen der Meinung?

Was wir erleben ist Opportunismus. Ein sachtes Hinüberschleichen. Zechpreller der Verantwortung, sieht man die Wortführer, die politischen, die literarischen, ganz leise von den Tischen aufstehen, an denen sie gesessen haben und sich heimlich hinüberschieben zu den andern und, kaum dort niedergelassen, so tun, als ob sie ihr Leben lang dort gewesen. Einige haben schon dreimal so ihren Platz gewechselt: vergeßlich gegen sich selbst, zählen sie auf die Vergeßlichkeit der andern und rechnen — leider richtig — mit dem merkwürdigen Instinkt der Masse, die immer selbst unschuldig gewesen sein will und vergißt, daß ihre Meinung, (ihre zu

einer ungeheuren dynamischen Macht durch das millionenfach solidarische Jasagen gesteigerte Meinung), den Schein einer nationalen Überzeugung hatte.

Darum ist als moralisches Phänomen jeder plötzliche Umschwung einer Volksgesinnung gleichgiltig, so wichtig er im politischen Sinne sein mag. Denn es sind nicht neue Schichten, die plötzlich zu Wort kommen, die abgelebten überfluten, sondern — wie im Theater die gleichen Statisten erst als Trojaner dann als Griechen erscheinen — im wesentlichen dieselben Menschen: ob sie nun Enttäuschung treibt oder Hoffnung, keinesfalls ist es Überzeugung, denn Überzeugungen wachsen nicht wie Bambusrohre über Nacht. Und der Opportunismus, der aus Nützlichkeit Meinungen wechselt, dem Hindenburgs oder Fochs militärische Erfolge moralische Verwandlungen schenken, ist vielleicht noch gefährlicher als jede resolute Starrheit. Ideen gewinnen nicht durch Massenzuzug: sie verflachen und verschmutzen daran. Ich weiß, daß die besten Menschen Frankreichs, die leidenschaftlichst freien Männer ein Grauen haben, jetzt das Wort „droit" und „liberté" auszusprechen, so abgegriffen ist es geworden von unwürdigen Händen, und gerade dem Deutscheuropäer, dem Demokratie ein Ideal war, wird es schwer sein, mit den plötzlichen deutschen Demokraten von morgen gemeinsam zu sein (die eben erst ihre Mitgliedskarte zur Vaterlandspartei zerrissen und in den Abtritt geworfen haben). Die Seuche des Opportunismus, international, wie nur die Syphilis und der Kriegswucher waren, hat sich schreckhaft über Europa ausgebreitet und nicht eine politische Partei, sondern sie zu bekämpfen wird unsere wahre, unsere notwendigste Pflicht. Opportunismus der Politiker, die, kühle Männer serviler Logik, auf der Degenspitze ihre Ideale voltigierten, hat den Krieg verlängert, Opportunismus der Literaten, die das Megaphon der Begeisterung an sich rissen, damit ihre kleine Stimme mächtig wirke, den Haß vervielfacht, Opportunismus der

Parteiführer, die nur für ihre nächste Wahl bangten, die Meinung des Volkes verstört und Opportunismus des Volkes selbst, das sich zum erstenmale von all diesen Herrscherelementen nicht gedemütigt sondern bewundert und gepriesen sah, die Tragödie vollendet. Keine Überzeugung, auch die aberwitzigste, hat so viel Unheil angerichtet als der Opportunismus und eben weil er die einzige Macht ist, die durch die Erfahrungen nicht gelitten hat, weil er im Gegenteil heute mächtiger, tätiger, geschäftiger ist als je, müssen wir ihn als den Feind erkennen. Den gefährlichsten Feind des Geistes. Den Urfeind der Überzeugung und des Gewissens.

Seien wir wach! Wehren wir uns noch einmal gegen die Begeisterung! Geschichte und Gegenwart hätten uns Scepsis reichlich lehren sollen vor raschen Verwandlungen. Jedem Umschwung, wie gewaltig er sein möge, sehen wir ins Triebrad! Es gibt keinen reinen Gedanken, keine edle Idee, die nicht unwertig würde, sobald sie die Opportunisten, die Freibeuter der Meinung, an sich reißen und was aus Nützlichkeitsgedanken, nicht aus innern, erlebten Notwendigkeiten entsteht, kann niemals wahrhaft schöpferisch werden. Die neue Republik darf nicht von den alten Akrobaten der Gesinnung geführt sein. Umwälzungen schaffen Unklarheiten und in diesem Tumult sind die Geschmeidigen der Meinung immer voran. Sollen noch einmal die wahrhaft Überzeugten schweigen müssen, nun aus Ekel wie damals aus Zwang? Es ist wahrhaft genug der Nachsicht: vielleicht wird es möglich sein, sich mit den Gegnern der Gesinnung, den offenen, zu verständigen. Aber die wahre, die moralische Gefahr sind die Überläufer, die Verwässerer aller Ideen, die Opportunisten des Augenblicks, die Vaterländler jedes Vorteils, die Schmarotzer des Erfolges: auch hier ist Macht zu bekämpfen, der ewige Widerpart des Geistes, und zwar in ihrer gefährlichsten Form: der Scheinform der Überzeugung, die mit dem Zauber des Worts den Geist nachahmt.

den sie verleugnet. Die unsere Worte nimmt und ihnen den Sinn entkernt. Die demagogisch: „Menschheit" sagt und einzig sich selbst meint, in allem und jedem einzig sich selbst, indeß die Idee immer jenseits ist vom einzelnen, so sehr sie ihm einzig gehört. Nochmals: Achtung vor dem Opportunismus, dem Weltfeind! Lieber Gegner von uns, als Überläufer neben uns!

DEMOKRATIE UND MODE

VON MAX VON BOEHN

Die Welt ist erfüllt von demokratischen Gedanken und Idealen, selbst das Kriegsgeschrei wird übertönt von den lauten Hoffnungen nach Parlamentarisierung. Dem Modehistoriker erscheint es wunderlich: so kühn ist keine demokratische Utopie, daß die Mode sie nicht längst schon verwirklicht hätte. Sie hat nicht nur alle Männer gleich gemacht, sie hat bei den Frauen dieses Werk nachgeholt und jetzt, vor unser aller Augen, geht sie daran und verwischt den Unterschied beider Geschlechter.

Das tat sie langsam, folgerichtig, gegen tausend Widerstände.

Evolution keine Revolution.

Sie war aristokratisch und sie ist demokratisch geworden. Sie gliederte sorgfältig Rang und Stand. Heute kennt sie keine Parteien mehr, heute kennt sie nur noch „Volk".

Im 18. Jahrhundert empfing die Welt die Gesetze der Mode von Frankreich, dort werden die ersten Anzeichen der neuen Orientierung sichtbar. Sie erscheinen gleichzeitig mit den neuen Theorien von der Gleichheit der Menschen, von dem Rechte des Volkes an der Regierung teilzunehmen, gleichzeitig mit dem neuen Begriff „citoyen", den die Encyclopédie dem „bourgeois" gegenüberstellt. Es sind die Abbés, denen die schwarze bescheidene Kleidung, die immer gleich-

bleibt, erlaubt, einen Platz in der Gesellschaft einzunehmen, den ihre Mittel ihnen eigentlich versagen würden. Seit die Philosophen in der französischen Gesellschaft anfangen, die Unterhaltung zu beherrschen und den Ton anzugeben, dringt mit ihnen das düstere Schwarz in den Salon, den bis dahin leichte Schmetterlinge mit allen Tönen des Regenbogens erfüllten. Die Philosophen werden deswegen verhöhnt und als armselig von den bunten Herrchen ausgelacht. Diderot hat einmal einem dieser farbenfrohen Kavaliere seinen Spott mit einer bissigen Antwort heimgezahlt. Aber sie mehren sich und erhalten Zuzug durch die englische Bürgertracht: unansehnliche Farben und bescheidene Stoffe.

Die große Revolution kennzeichnet dann einen sichtbaren Abschnitt. Der Hofmarschall Herr von Dreux Brézé hatte für die drei Stände, die die Versammlung der Generalstände bildeten, drei verschiedene Kleidungen vorgeschrieben: bunt, prächtig gestickt für den Adel, schwarz für den Clerus, absichtlich unscheinbar für den Bürgerstand. Mirabeau brach dieser beleidigenden Absicht die Spitze ab, indem er in einer der ersten Sitzungen erklärte: Wir Bürger betrachten unser Kleid als Ehrenkleid und überlassen die bunten Farben, die goldenen Tressen mit Vergnügen den — — Lakaien! Das war ein Meisterstreich des Volkstribunen; er machte dem Standesunterschied in der Kleidung dauernd ein Ende. Von diesem Tage an kann man verfolgen, wie die Kleidung des europäischen Mannes immer einförmiger und zugleich immer gleichmäßiger für alle wird, zumal seit Brummel im Namen Englands das neue Ideal aufstellt: Nicht auffallen ist guter Ton. In der Mitte des 19. Jahrhunderts war die Wandlung vollzogen. Die allgemeine gleiche Kleidung der Männer war schon eine Tatsache, als man auf das allgemeine gleiche Wahlrecht immer noch hoffen mußte.

Wenn man als ausschlaggebenden Faktor der Gleichmacherei bei dem männlichen Geschlecht die Arbeit ansehen

darf, so muß man bei dem weiblichen auf die Eitelkeit verweisen. Klagen darüber, daß die unteren Stände, zumal die Dienstmädchen, sich genau so kleiden wie die Herrschaft, sind uralt, Hans Sachs hat sie dramatisiert, aber sie waren schon lange vor ihm alter Schnee, und haben das ganze Mittelalter hindurch, bis in das 18. Jahrhundert hinein, zu Verboten der Obrigkeit geführt, die gesammelt eine ganze Bibliothek ausmachen würden. Schon die Wiederholung zeigt, daß sie nichts nützten, sie hörten auf, als die Menschenrechte ein Gesprächsstoff schöngeistiger Kreise wurden. Das 19. Jahrhundert hat sich den Faktor der Eitelkeit industriell zu Nutze gemacht. Es schuf die Konfektion und gab damit auch Minderbemittelten die Möglichkeit, der Mode stets auf dem Fuße folgen zu dürfen. Hier steht nicht zur Diskussion, ob die Konfektion mehr als den bloßen Schein der Mode und der Eleganz gewährt; es genügt, daß sie das tut und für den oberflächlichen Blick die Weiblichkeit ebenso gleich in ihrer äußeren Erscheinung macht, wie die Männerwelt.

Als die veränderten sozialen Verhältnisse die Frauen ihrer Häuslichkeit entfremdeten und sie mehr und mehr in Berufe überführten, die früher von Männern allein ausgefüllt worden waren, eine Bewegung, die in der Mitte der 80ger Jahre des vergangenen Jahrhunderts stärker zur Geltung kommt, da gibt die Mode der Frau auch die passende Bekleidung für die neuen Zwecke, denen sie huldigt. Sie schafft ihr in dem Kostüm von Rock, Bluse und Jacke einen praktischen, kleidsamen und einer gewissen Veränderung fähigen Anzug. Die Gleichmacherei ist dadurch ebenso vollzogen, wie bei den Männern, die Unterschiede von Rang und Stand und Vermögen sind auf bloße Nuancen herabgedrückt. In einer Zeit vollends, die von der Frau männliche Arbeitsleistungen fordert, zwingt ihr die Notwendigkeit auch männliche Kleidung auf und wie selbstverständlich sehen wir heute im Straßenbild Frauen in Männerkleidung. Erscheinungen, die vor kurzem

noch Anstoß erregten, selbst bei sportlicher Betätigung, haben das Seltsame verloren, das ihnen anhaftete, weil sie den Reiz der Neuheit einbüßten.

Wer weiß, wohin wir noch gelangen werden und welche Veränderungen uns noch bevorstehen.

Man deutet die Mode so gern als Zeichen der Zeit. Gut, so erkennen wir die „Mode als Erzieher“.

GESCHÄFTSIMPERIALISTEN

VON CERBERUS

Helfferich

Genesis: Von einem Grossindustriellen der Bayrischen Pfalz. Also mit Sucht über den materiellen Kleinkram hinaus geboren. In der Freihandelsschule, aber, vom Goldwährungsdogma abgesehen, kein ausgesprochener Freihändler. Schüler und Mitläufer des Reichsbankpräsidenten Koch. Privatdozent an der Universität Berlin, Ordinarius. Ein Junger mit tätigem Geist. Bald war er drin in der Praxis. Verhandler bei den amerikanisch-mexikanischen Währungsbesprechungen. Wirtschaftsberater im Auswärtigen Amt. Also ein Anwendungsmensch. Und ein Streber. Verbindungen, das war die Hauptsache. Nicht schöpferisch, ein Nachbeter, aber ein geschickter Sichanpasser, der den Nutzen witterte. Von der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes zum Direktorium der anatolischen Bahn war nur ein Schritt. Damit war der Professor und Beamte Weltgeschäftsimperialist geworden. Und an wichtiger Stelle im Konzern der Deutschen Bank. Das bedeutete für Helfferich den Aufstieg zur Zentralgewalt. Bald saß er in der Hauptdirektion des größten deutschen Bankinstitutes, eng neben Gwinner. Dieser Mann war von Anfang an gierig nach Macht. Nicht nur nach Geldmacht, auch nach repräsentativer Macht, nach politischer Macht. Ein Blender. Nicht zum wenigsten für die Reichs-

regierung, als sie ihn zur Regelung der Reichsfinanzen berief. Er versagte, mußte versagen, weil er kein Schöpfer ist. Wie er hinter Knapp und Knies troftete, so hinter alten Steuersystemen. Er ist ein strebsamer Nachahmer. Mit der Geschäftstradition, mit der abgeleierten Professorenstatistik, mit den Personalverbindungen konnte er in zwanzig Aktiengesellschaften wirtschaften. Volksprobleme lösen konnte er nicht. Er ist einer der geschäftsimperialistischen Schädlinge, die den deutschen Einfluß mit Geld rücksichtslos internationalisieren wollten. Einer der verhaßten Dumpingleute. Dieses Kapitel der Feindschaftsverursachung ist noch zu schreiben. Ein schwacher Starrkopf, ein oft komischer, oft verärgernder Napoleonsüchtiger mit kleinlichen Dozentenmethoden. Kein Herz, kein Rundblick, kein Großgeist, kein Finder. Nicht einmal ein Sucher. Dabei byzantinisch bis ins innerste Mark. Ein Unheil für Deutschland, daß dieser Mann an einer ersten Stelle stand. Immer lief er nach, den Schürfern der Wissenschaft, den Praktikern der Wissenschaft, den Politikern, dem Kaiser. Nur einmal lief er voraus: Als er sich aus Moskau empfahl.

Gwinner

Ein besserer Kopf als Karl Helfferich. Kein Streber, ein Konsolidierter, auch ein Weitsichtiger auf seine Art. Einer der nicht ganz unsympatischen Herrenhäusler. Sohn eines Geheimen Regierungsrates und Konsistorialpräsidenten. Lehrling im Ausland. Zunächst nach Selbständigkeit drängend und deshalb Inhaber eines Berliner Bankgeschäftes. Als jedoch die Deutsche Bank rief, liquidierte er die Firma. Er kam 1894 in das Institut. Gwinner half beim Aufstieg, er war einer der Konjunkturerkenner um die Jahrhundertwende. Damals kam die Deutsche Bank aus schwerer Krise glücklich heraus. Mit Gwinner's Hilfe. Als die Gefahr überstanden war, begann der Weltgang des Deutschen Bank-Kapitals. Gwinner befeuerte das internationale Finanzierungsgeschäft. Sein Lieblingsgebiet war Klein-Asien. Auch die Deutsch-Überseeische Elektrizitätsgesellschaft ist wesentlich

sein Werk. Er zeigte weniger selbstzersplitternde Ubiquität als andere Finanzleute, obwohl er ungefähr 20 Aufsichtsratsstellen inne hatte. Auch er ist ein Systemsünder. Auch er ist einer der Geschäftsimperialisten, die uns so sehr verhasst gemacht haben. Schienenwege, die er legte, schnitten Freundschaften und Freundschaftsmöglichkeiten durch. Die Deutsche Bank war der Exponent des deutschen Weltgeschäftes. Mit weniger Reklame als etwa die Hamburg-Amerika-Linie aber mit grösster Tatkraft. Ich kenne die Einwendungen, aber die Tatsachen sind nicht zu leugnen. Dieser Imperialismus war nicht vornehm und versöhnend sondern aufreizend. Man brauchte ihn nicht zu pflegen, weil andere ihn übten. Das deutsche Weltkapital musste internationales Friedenskapital sein. Das wäre eine Mission gewesen. Aber Gwinner ist kein peinlicher Mensch wie Helfferich. Er hat immerhin Kern und Stabilität. Er hat Kapitalsstetigkeit. Man könnte ihn brauchen, denn er ist ein Grossorganisator. Man müsste ihn und er müsste sich umstellen. Mit den alten Methoden ist es nicht mehr zu machen. In Zukunft wird man einen Geschäftsimperialismus nicht aufkommen lassen. Das Kapital soll sozialisieren und sozialisierend auch in der Welt wirken. Gwinner ist heute ein Mann von 62 Jahren aber noch nicht blutlos. Man sollte ihn berufen und verwenden. Er kennt Mancherlei, besonders die östlichen Möglichkeiten. Er ist einer der deutschen Petroleumeroberer, der Elektrizitätsgrossfinanzierer, der Weltanleihevermittler, aber er ist nicht widerwärtig.

Thyssen

Ein Vielbekämpfter. Ein Bespotteter, Verdächtiger, Mißachteter. Dem Jungen tuschelte man nach, er habe seine Unternehmungen mit katholischem Kirchengeld finanziert. Man nannte ihn Glücksritter, Springer, einen verschlichenen Frömmler. Er war, im Zustande der brutalen Privatwirtschaft, immerhin ein Kerl. 1842 geboren. Er begann mit 8000 Talern. Aus dem Gründungsrummel der 70iger Jahre kam er glücklich heraus. Bald wurde er ein Konzernmann

mit Einfluß auf Walz- und Röhrenwerke, auf Maschinenfabriken, Gießereien und Arbeiterheere. Er machte seine Gewerkschaft „Deutscher Kaiser" zu einem technischen Montanmuster. Er begriff frühzeitig die Bedeutung der Elektrizität. Kein Aufsichtsratshamster, ein Rastloser aber kein Hopser. Ein klares Auge für Arbeitsqualitäten. Oft hat er den Drehbankmann dem Akademiker vorgezogen. Im letzten Jahrzehnt vor dem Kriege gehörte er zu den Montanbarometern an den Märkten und Börsen. Sein Wort wirkte weit auf Preise und Kurse. Aber auch dieser Kittelmensch ist einer der neudeutschen Geschäftsimperialisten. Er hat einen unerhörten Machtdrang und ist nicht ohne Repräsentationssucht. Um den Kittelmenschen wurde Schloßpracht. Der Kletterer kaufte Uradelsbesitz auf: Schloß Styrum, Schloß Landsberg, auf dem einst der Prinz Croix Hof hielt. Der Montanmagnat enteignete die Feudalen. Kein Einzelfall, aber sehr kennzeichnend. Er pendelte nun zwischen Kokereien, Hochofenanlagen, Walzenstraßen, Lichtanlagen und Prachtterassen. Dieser Patriarch der Großkapitalsexpension, der Zusammenballung und der materiellen Rücksichtslosigkeit hat schwere Vatersorgen erlitten. Auch er ist über die Grenzen hinaus gegangen, über Lothringen nach Frankreich. Er wollte das internationale Erz. Die Franzosen liebten ihn nicht. Sie haben den Thyssen-Besitz in Frankreich zwangsliquidiert. Vielleicht war dieser Mann wie andere seines Schlages eine Entwicklungsnotwendigkeit. Aber diese Entwicklung hat den Krieg beschleunigt. Haben ihre Verursacher den Krieg gewollt? Die Herren der Großverbände, der werdenden Trusts? Pazifisten waren sie gewiß nicht. Sie waren keine milden Blutschätzer sondern kühle Machtrechner. Ihre Zeit ist vorüber. Aber ihre Bilder sind wertvoll. Ich werde noch einige Porträts vorführen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog, Derfflingerstr. 4 Berlin W 35 / Verlag Gustav Kiepenheuer, Potsdam-Berlin / Druck E. Gundlach A.-G., Bielefeld

DAS FORUM

3. Jahr *Novemberheft 1918* *Heft 2*

KITSCH

ENTWURF ZU EINEM DRAMA UND ERSTE NIEDERSCHRIFT VERSCHIEDENER SZENEN

VON FRANK WEDEKIND

Eine Frau, die von zwei Männern nicht loskommt, die beide von ihr nicht loskommen, bis sie von dem Jüngeren, dem Verführer, umgebracht wird, dem sie sterbend noch das Leben rettet, nachdem sie bei dem Älteren vor seinen Mißhandlungen Schutz gesucht hat.

Von dem Älteren ist sie geschieden und verführt ihn zum Ehebruch (1. Akt).

Darauf läßt sich der Jüngere von ihr scheiden, um seine Frau wieder zu heiraten, die sich der Verführung wegen von ihm hat scheiden lassen.

Sie vereitelt die Wiederverheiratung dadurch, daß sie ihn von neuem verführt.

Sie gibt sich immer Unverheirateten hin.

Sie wird darauf von Ihrem zweiten Mann erniedrigt und mißhandelt. Sie läßt sich willig von ihm mißhandeln, um ihn sexuell dadurch zu fesseln. Er gerät in einen Sadistenrausch, übertreibt die Mißhandlung derart, daß sie, um ihr Leben zu retten, bei ihrem ersten Mann Schutz sucht. Sie verspricht, brav zu werden, treu zu bleiben.

Sie ist eben im Begriff, mit dem Dritten wieder anzubinden, als der Zweite kommt und sie über den Haufen schießt.

Sie ruft Zeugen herbei, denen sie schwört, sich selbst erschossen zu haben.

Die Heldin ist Fanny R., die andere Frau Anna P.

Die Heldin ist vom Land oder aus der Kleinstadt.

Der erste Mann hat ihr Weltbildung beigebracht. Der Dritte ist ein Schulkamerad aus der Kleinstadt (Lenzburg).

Der erste Mann ist deutscher Gelehrter. Der Zweite ist

Komponist mit leidenschaftlicher Weinhöppelnatur, aber nicht so naiv wie er. Der Dritte ist Kaufmann.

Die Heldin ist Schweizerin. Hauptgrund ihres Charakters ist die Entwurzelung. Dadurch die Entwickelung ins Absolute, Traditionslose, rein Mathematische. Als Schweizerin ist sie den Deutschen politisch und mathematisch überlegen Sie ist witzig (kindlich). Die Deutschen sind ihr an Seelenreichtum und Sarkasmus überlegen.

Schweizerdeutsch spricht sie nur ein paar Worte bei der ersten Begegnung mit dem Jugendfreund. Sie haßt das Schweizerdeutsch. Der Jugendfreund spricht mit Schweizer Accent.

Szene zwischen den beiden Männern.

Szene zwischen den beiden Frauen.

Dem Schweizer fehlt es nicht an Kraft, es fehlt ihm nur an Übung.

Ihr Charakter: Schönheit, Haltlosigkeit, Witz, Leidenschaftlichkeit, Ehrlichkeit. An Ehrlichkeit ist sie den deutschen Männern und Frauen überlegen. Vor allem an Ehrlichkeit gegen sich selbst. Keine Selbsttäuschung. Sie war Studentin, Schülerin des Gelehrten. Er ist Kunsthistoriker....

In der Schweiz macht man eben auch keine Geschäfte mit Sexualität, deshalb die Nüchternheit.

Der zweite Mann ist der Tagmensch (....) der erste der Nachtmensch (..), der dritte naiver Viehkerl, ganz amusisch, aber tüchtig. Der erste erhofft das Heil der Menschheit von dem, was man nicht wissen kann.

Der Mord geschieht unter logischer Täuschung wie der Konflikt bei meinem Vater.

I und II haben am Kriege teilgenommen und sind dadurch Menschen von starkem, wahrem Naturgefühl geworden....

I, II Norddeutsche
III Lydia Süddeutsche
Gegensatz Nord- und Süddeutschland.

I Flachkopf, II Querkopf, III Kindskopf.

Für Lydia kommt der doppelte Naturzweck in Betracht: 1. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. 2. Jeder

Erwachsene muß auf eigenen Füßen stehen können, allein existenzfähig sein.

Das Verhältnis zu No. 3 bleibt unaufgeklärt. Das Wesentliche ist, daß 1 und 2 auf 3 eifersüchtig sind

II Optimist, Lichtalbe, fußt auf der Überzeugung, die Welt ist ein Jammertal, und findet ein Hurenbett.

I Pessimist, Nachtalbe, fußt auf der Überzeugung, die Welt ist ein Hurenbett und findet ein Jammertal.

KITSCH

Du sollst Dir kein Bildnis machen.

I Onanie II Kunst III Religion.

Der Kitsch steht ebenso tief unter der Kunst, wie die Kunst unter dem Leben steht.

Höchstes Leben und gemeinster Kitsch berühren sich.

Kein schwereres Problem, als das, ein Deutscher zu sein.

Wie in Pandora.

Kitsch ist die heutige Form von Gotisch, Rokoko, Barock.

II. 1.

Peter zieht Mathilde wütend am Handgelenk herein und schließt die Tür hinter ihr.

Peter: Eine Schmach, wie du dich aufgeputzt hast!

Mathilde: Bring mich nicht zur Verzweiflung!

Peter: Sämtliche Teilnehmer erscheinen in historischen oder in künstlerischen Kostümen!

Mathilde: Gib mich frei, dann gehe ich Dich nichts mehr an!

Peter: Nachdem ich die schauderhaftesten Qualen gelitten habe!?

Mathilde: Du hast Deinen Zorn unmenschlich genug an mir ausgelassen!

Peter: (Die Faust gegen sie erhebend:) Sag mir, was geschehen ist!

Mathilde: (Fällt in die Knie und ringt flehend die Hände gegen ihn.

Peter: Ich habe nichts mit ihm gehabt!

Peter (läßt die Faust sinken): Was heißt nichts?

Mathilde: Nichts heißt Nichts!
Peter: Was war es dann mit Euch?!
Mathilde: Mein Opernbuch las ich ihm vor.
Peter: Hast du den Text schon fertig?
Mathilde: Bis auf die Chorgesänge.
Peter: Den Rythmus der Chorgesänge kannst Du Dir von mir aufzählen lassen.
Mathilde: Ich hasse ihn.
Peter: Den Niggerjuden?!
Mathilde: — — — — —
Peter: Bilde Dir nicht ein, ich sei eifersüchtig.

II. Akt Maskenball.

1. Peter beschimpft Mathilde wegen ihres Kitschkostüms (sie geht nach Hause)
2. Peter-Zugschwert und Zugschwerts Eifersucht.
3. Eva maskiert. Peter-Zugschwert.
4. Peter. Eva.
5 Peter. Eva. Niggerjud.
6. Eva. Niggerjud.
7. Eva. Niggerjud. Mathilde.
8. Mathilde. Niggerjud (beide ab)
9. Eva. Zugschwert.
10. Eva. Mathilde.
11. Mathilde. Peter.
12. Mathilde. Peter. Niggerjud.
13. Mathilde. Zugschwert.

Letzte Szene. Mathilde. Zugschwert. Ich will brav sein.

Was Du Kunst nennst, ist in Wirklichkeit Modekram!

2. Akt. Zugschwert und Peter tauschen ihre Zweifel und Befürchtungen darüber aus, ob der N. J. Mathilde wirklich gehabt hat.

Mathilde gesteht Peter sowohl, wie Zugschwert, wie entsetzlich sie den Niggerjuden haßt.

Der Maler kommt von unten herauf. Aufsteigende frische Kultur.

I. 6. Das Unglück der beiden Männer, weswegen

Mathilde dem Zustand ein Ende machen will und innerlich muß, besteht darin, daß beide eine zerstörte Häuslichkeit haben und zu keiner geordneten Häuslichkeit gelangen können. Beide sind bürgerlich unglücklich, künstlerisch glücklich mit Mathilde, eifersüchtig nicht aufeinander, sondern nur auf den Driften.

1. Akt. Verführung des Jüngeren.
2. Akt. Mathildens Verzweiflung.
3. Ihr Tod.

Der zweite Akt ist ein Atelierfest beim Niggerjuden, der ein berühmter Maler ist.

Der N. J. ist Komponist. Musikdrama.

Der Jüngere ist Malerei-Maler.

Der Ältere und der Jüngere verkehren wieder miteinander, weil beide von Mathilde losgelöst sind.

Gegensatz Kitsch.

Der Mord muß sich nicht als notwendiges Ergebnis aus jedem Wort des Dramas ergeben,

sondern

jedes Wort des Dramas muß direkt auf den Mord abzielen, auf den Mord lossteuern.

Mathilde ist Dichterin.

Ist der drifte Liebhaber nicht vielleicht der Niggerjud? Der Gegensätze wegen. — Preußisch National — Süddeutsch International. Lydia läßt sich vom Driften lieben, nur um die andern beiden loszuwerden, die in einer großen Szene, I 6, von ihr verlangt haben, sie müsse sich für einen von ihnen entgültig entscheiden, was sie unmöglich kann.

Der Niggerjud ist der Flachkopf.

Das Weib gibt sich dem Niggerjuden nur aus Notwehr und Verzweiflung hin, nur um von den anderen beiden, die sie liebt und deren Glück sie vernichtet, los zu kommen. Sie verabscheut den Niggerjuden.

III. Eva platzt im letzten Akt herein, als Peter Mathilde umbringen will.

II. Eva kommt auf die Einladung des N. J. auf den Ball. Zugschwert hat ihr aber mitgeteilt, daß Peter im Begriff

ist, sich von Mathilde zu trennen wegen ihres Verhältnisses zum N. J.

Mathilde verführt den N. J. indem sie ihn mit ihrem Kuß über die Bühne zieht und dabei sagt: Mach Dich doch los Nachdem ihr vorher die Hände auf dem Rücken mit Handschellen gefesselt wurden, weil sie ....

N. J. Im Selbstgespräch nenne ich mich aus Versehen manchmal Beethoven.

N. J.: Weltgemälde.

Der Ältere heiratet Mathilde, seine Schülerin.

Der Jüngere verführt Mathilde zum Ehebruch.

Der Ältere läßt sich von Mathilde scheiden.

Der Jüngere läßt sich von seiner Frau scheiden.

Der Jüngere heiratet Mathilde.

Mathilde verführt den Älteren (zum Ehebruch in der Wohnung des Jüngeren)

Der Jüngere läßt sich von Mathilde scheiden und lebt getrennt von ihr.

Der Jüngere will seine erste Frau wieder heiraten.

Mathilde verführt den Jüngeren und vereitelt dadurch seine Wiederverheiratung.

Mathilde lebt wieder mit dem Jüngeren zusammen.

Mathilde ist tief unglücklich, nicht mit dem Älteren zusammen zu leben.

Mathilde gibt sich aus Verzweiflung dem Niggerjuden hin (vielleicht nicht ganz).

Mathilde haßt den Niggerjuden.

Der Jüngere entdeckt Mathildens Verhältnis zum Niggerjuden.

Der Jüngere mißhandelt und erniedrigt Mathilde.

Mathilde läßt sich von dem Jüngeren willig mißhandeln um ihn sexuell zu fesseln.

Der Jüngere gerät in einen Sadistenrausch und übertreibt die Mißhandlungen.

Mathilde ist ihres Lebens nicht sicher.

Mathilde sucht bei ihrem ersten Mann Schutz.

Mathilde verspricht ihrem ersten Manne, brav zu sein und ihm treu zu sein.

Der Niggerjud besucht sie in der Wohnung des Älteren.

Der Jüngere kommt dazu und schießt sie über den Haufen.

Mathilde ruft Zeugen herbei und schwört, sie habe sich selbst erschossen.

Lydia leidet unter dem Doppelverhältnis, von dem sie nicht los kommt, kämpft einem Entscheidungskampf, dessen Ergebnis, dass sie sich dem Niggerjud hingibt.

Der Wahrsager Dr. . . . trift selbst nicht auf, geht mit seinen Wahrsagungen aber als treibendes Element durch alle Akte.

Alle drei, der Ältere, der Jüngere und Mathilde, sagen in jedem Akt, dieses Leben muß ein Ende haben, sie sagen es besonders vor den beiden Verführungsszenen.

Der Jüngere schwärmt von folgendem: Ein Haus anzünden, auf die Gefahr, daß Menschenleben umkommen, um den Eindruck malen zu können, den die Feuersbrunst auf den Gesichtern der Zuschauer hervorruft und dann für seine Kunst ins Gefängnis zu gehen.

Die Natur lügt und betrügt im ehrlichsten Menschen wenn sie ihr Ziel verfolgt.

Der erste Akt findet beim Älteren statt. Mathilde hat dem Älteren ein Rendezvous gegeben, um ihn aus dem Haus zu entfernen. Telefoniert dann noch.

1. Sz. Der Ältere, der Jüngere. 2. Sz. der N. J. kommt dazu. Der Ältere und der N. J. entfernen sich, als die Frau kommt. 3. Sz. Der Jüngere und seine Frau. 4. Sz. Der Jüngere, Mathilde. (Gestrichen).

Zugschwert: Entspricht es Ihren Wünschen, Ihre Gattin in diesem Zimmer zu empfangen?

Robert Peter: Jedenfalls rechne ich damit, daß sie mich stark verändert findet.

Zugschwert: Sonst räume ich Ihnen ebenso gern mein Studierzimmer ein.

Peter: Verzeihen Sie, ich habe Ihre Frage überhört.

Zugschwert: Dann ist es wohl richtig, wenn ich Sie Ihren Gedanken überlasse.
Peter: Bitte, bleiben Sie.
Zugschwert: Ich hatte ohnehin einen Ausgang vor.
Peter: Es dauert noch sechzehn Minuten, bis sie kommt.
Zugschwert: So pünktlich?
Peter: Ist das nicht herrlich?
Zugschwert: Wenn alle so wären!
Peter: Lassen wir das!
Zugschwert: Sie haben recht.
Peter: Besonders jetzt!
Zugschwert: Wollen Sie ihn noch einmal sehen?
Peter: Wen meinen Sie?
Zugschwert: Den Herokopf.
Peter: Mit Vergnügen.
Zugschwert (einen antiken Kopf enthüllend): Hier.
Peter (in Betrachtung versunken): Ein Zweifel ist unmöglich.
Zugschwert: An seiner Schönheit!
Peter: An seiner Echtheit.
Zugschwert: Zwei meiner Schüler waren bei der Ausgrabung zugegen.
Peter: Aber fünfundsiebzigtausend Mark!
Zugschwert: Schweres Geld!
Peter: Wenn der Staat so viel übrig hat . . . . . !
Zugschwert: Ihnen ist er zu schön?
Peter: Kitsch?
Zugschwert: Wie alles ewige!
Peter: Alles alltägliche!
Zugschwert: Alles gewaltige!
Peter (den Kopf verhüllend): Die Frage bleibt ungelöst.
Zugschwert (will sich verabschieden): Ich habe eine Verabredung.
Peter (ihn aufhaltend): Wissen Sie etwas von ihr?
Zugschwert: Sollte dies der geeignete Augenblick sein?
Peter: Gott sei Dank bin ich damit fertig!
Zugschwert: Sind Sie dessen ganz sicher!

Peter: Vollkommen!
Zugschwert: Wenn ich das auch sagen könnte!
Peter: Sie haben mehr Grund als ich!
Zugschwert: Und mit solcher Zuversicht!
Peter: Freilich haben Sie mehr gelitten.
Zugschwert: Wollen wir nicht abbrechen?
Peter (teilnehmend): Sprechen Sie sich aus.
Zugschwert: Gestern schreibt Sie mir.
Peter: Kunstfragen?
Zugschwert: Lebensfragen!
Peter: Sind denn nicht alle Fragen gelöst?
Zugschwert: Für uns Männer!
Peter: Am besten bleiben Sie die Antwort schuldig.
Zugschwert: Ihr Brief erwartet keine.
Peter: Sie will Sie sprechen?
Zugschwert: Heute (Pause)
Peter: Ich habe Ihnen schweres Unrecht abzubitten.
Zugschwert: Sie meinen: Ich Ihnen!
Peter: Das kommt kaum mehr in Frage.
Zugschwert: Für Sie nicht!
Peter: Weiß Gott, nein!
Zugschwert: Um so mehr für mich.
Peter: Sie kommen nicht los?
Zugschwert: Nur Ihretwegen.
Peter: Meinetwegen?
Zugschwert: Weiß Gott, ja!
Peter: Ich trage Ihnen nichts nach.
Zugschwert: Glauben Sie, ich Ihnen!
Peter: Sie hatten ihr Weltbildung eingeflößt.
Zugschwert: Sie hatten sie dafür teurer erkauft.
Peter: Ich hoffe nicht.
Zugschwert: Hoffentlich bewährt sich Ihre Hoffnung.
Peter: In einer Stunde ist es entschieden.
Zugschwert: Nur eines noch!
Peter: Sprechen Sie rückhaltlos!
Zugschwert: Ich hatte mich erkundigt.
Peter: Wieso?

Zugschwert: Telefonisch!
Peter: Wonach?
Zugschwert: Ob Sie zu Hause wären.
Peter: Wann?
Zugschwert: Als ich Ihre Dejamira sehen wollte.
Peter: Am fünfzehnten Januar.
Zugschwert: Glauben Sie mir das!
Peter: Ich glaube es Ihnen.
Zugschwert: Ich erhielt den Bescheid . . . .
Peter: Daß ich zu Hause wäre.
Zugschwert: Sonst wäre ich nicht gekommen.
Peter: Mir erging es ebenso.
Zugschwert: Vor drei Jahren.
Peter: Ich wollte Ihnen unsere Statuten vorlegen.
Zugschwert: Ich war nicht zu Hause.
Peter: Ich erwartete Sie in diesem Sessel.
Zugschwert: Ich stand in Ihrem Atelier.
Peter: Und blätterte in Ihrer Geschichte der ägyptischen Malerei.
Zugschwert: In dem Anblick Ihrer Dejamira versunken.
Peter: Da trat sie aus dieser Türe.
Zugschwert: Da trat sie hinter der Staffelei vor.
Peter: Nahm mir das Buch aus den Händen und . . .
Zugschwert: Vor drei Jahren?
Peter: Erzählen Sie weiter.
Zugschwert: Ich fragte nach Ihnen.
Peter: Sie erzählte von mir.
Zugschwert: Nur Gutes!
Peter: Das Allerbeste!
Zugschwert: Das fesselte mich.
Peter: Sie läßt kein schlechtes Haar an mir.
Zugschwert: Das ging mir zu Herzen.
Peter: Das Glück ihres Freundes!
Zugschwert: Das Glück meiner Schülerin!
Peter: Es kam auch vom Herzen!
Zugschwert: Ich atmete förmlich auf.
Peter: Das fühle ich Ihnen nach.

Zugschwert: Was alles geopfert war!
Peter: Zuerst Ihre Scheidung.
Zugschwert: Nachher Ihre Scheidung!
Peter: Meine hätte ich mir sparen können!
Zugschwert: Wer weiß . . . .
Peter: Zweifeln Sie?
Zugschwert: Ich mir meine vielleicht auch! (Klingeln am Telefon).
Peter: Das wird Sie sein.
Zugschwert: Verzeihen Sie. (Spricht ins Telefon.) Hier Professor Zugschwert. Ich bin nicht verheiratet. Deinen Brief habe ich bekommen. Ja, ich habe Besuch. — Ganz recht, Robert Peter. — Ich werde dort sein. — Auf Wiedersehen. — (Peter die Hand reichend) Also auf Wiedersehen! (Ein Diener tritt ein).
Diener: Herr Geheimrat Nachtigall lassen fragen, ob Herr Professor zu sprechen sind.
Zugschwert: Allmächtiger Himmel!
Peter: Ich ziehe mich solang in Ihr Studierzimmer zurück.
Zugschwert: Er sucht einen Stoff für eine neue Oper.
Peter: Mir ist seine Musik ein Greuel.
Zugschwert: Sie tun mir einen Gefallen, wenn Sie hier bleiben. (Zugschwert tritt auf den Flur hinaus und kommt mit Nachtigall zurück. Diener ab.)
Nachtigall (zu Zugschwert): Ihr Lob mußte ich mir in London vorsingen lassen. Ich habe alte Freunde am Brititischen Museum.
Nachtigall (zu Peter): Von Ihnen schwärmt man in Kopenhagen in allen Tonarten.
Peter: Sie haben Ihren „Föridun" in Kopenhagen dirigiert.
Nachtigall (zu Zugschwert): Haben Sie sich unseren „Gósruscha" durch den Kopf gehen lassen?
Zugschwert: Gerade der Held, über den der Archäologe am wenigsten Material besitzt.
Peter: Desto unbekümmerter läßt sich mit ihm umspringen?

Nachtigall (zu Peter): Sie wissen, worauf es dem Künstler ankommt!

Peter: Meinen König Huskia habe ich ohne Modell gemacht.

Zugschwert (zu Nachtigall): Komponieren Sie Ihren „Gósruscha“.

Nachtigall: Damit mich die Kritik als ABC-Schützen verprügelt!

Peter: Schlagen Sie „Gósruscha“ im Konservationslexikon nach.

Zugschwert: Warum so gereizt!

Nachtigall (zu Peter): Von Ihnen hängen vier Bilder in meiner Galerie.

Zugschwert: Bei Ihren Erfolgen!

Nachtigall: Mit jedem Tag finde ich mehr Wohlgefallen an Ihnen.

Peter: Einer überwältigenden Aufführung Ihrer Föridun-Symphonie hatte ich in München Gelegenheit beizuwohnen.

Nachtigall: Trotzdem wette ich, daß ich Ihre Bilder höher einschätze, als Sie meine Musik.

Zugschwert: Ihre Opern schätzen fünf Weltteile.

Nachtigall: Ha, Ha, Ha, was fünf Weltteile heißen wollen!

Peter: Daß Sie nicht mehr mit der Welt zu kämpfen brauchen!

Nachtigall: Wie himmelhoch steht das wahre Leben über aller Kunst!

Zugschwert: Bei allem, was wir anbeten, darin haben Sie recht.

Peter: Genau so hoch, wie wahre Kunst über leeren Phrasenschwust.

Nachtigall: Ist das Weib leerer Phrasenschwulst?

Peter: Warum nennen Sie nicht den Namen?

Nachtigall: Der Mann ist Künstler.

Zugschwert: Das Weib ist Kunst.

Peter: Dann bin ich Ochse.

Nachtigall: Vor welcher Gewalt zweifeln wir stets zwischen Furcht und Liebe?

Zugschwert: Vor dem Vorgang, der uns am tiefsten mit Unsicherheit erfüllt.

Nachtigall: Welcher Anblick löst uns den unbegreiflichsten Schauder ein?!

Peter: Sie sind über die Hälfte unserer Vorurteile erhaben.

Nachtigall: Vielleicht durch die Hälfte meiner Abstammung.

Zugschwert: Ihr Vater war Australier.

Nachtigall: Der berühmteste Negertenor seiner Zeit!

Zugschwert: Ich hörte ihn im Teatro Constanzi in Rom.

Nachtigall: In Rom legte er sich den Namen Nachtigall bei.

Peter: Aus Verehrung für Deutsche Musik!

Nachtigall: Aus Verehrung für meine würdige Mutter.

Peter: Ihre Mutter war Deutsche?

Nachtigall: Aus dem Wiener Ghetto.

Zugschwert: Ich hatte bei Rothschild den Vorzug, Ihrer Frau Mama vorgestellt zu werden.

Nachtigall: Durch sie bin ich über die andere Hälfte unserer Vorurteile erhaben.

Zugschwert: Was Wunder, daß Ihrer Kunst die Welt zu Füßen liegt.

Peter: Die Welt ist nichtswürdig!

Nachtigall: Ein kluges Wort!

Peter: Ein Kehrichthaufen!

Nachtigall: Wenn Sie die Welt für einen Kehrichthaufen halten, dann finden Sie in ihr den siebenten Himmel.

Peter: Dann bin ich Optimist.

Zugschwert (zu Peter): Bekehren Sie sich zum Optimismus!

Peter: Sie wissen doch, ich bin auf dem besten Wege.

Zugschwert: Läßt sich ein vollerer Genuß ausdenken, als ihn die Welt dem Künstler bietet!

Nachtigall: Grundfalsch!

Zugschwert (zu Nachtigall): Möchten Sie mit einem weltlichen Herrscher tauschen?

Nachtigall: Wenn Sie Genuß in der Welt suchen, dann finden Sie einen Kehrichthaufen.

Zugschwert: Sie werden mich auf meine alten Tage nicht zum Pessimisten bekehren.

Nachtigall: Seien wir aufrichtig, ist es nicht mit den Weibern ebenso?

Peter: Ich kenne nur zwei.

Zugschwert: Ich nur eine.

Nachtigall: Ich wüßte keine, die ich nicht kenne.

Peter: Haben nicht auch schon einige auf Sie geschossen?

Nachtigall: Weil Sie meiner australischen Geringschätzung nicht gewachsen waren.

Zugschwert: Diese Geringschätzung soll in der Oper „Gósruscha" ihre musikalische Verherrlichung finden.

Nachtigall: Die urewige Macht, für die wir nur Hohn und Flüche haben.

Peter: Unter Verhöhnung und Verfluchung alles Heiligen.

Nachtigall: Das große Allbekannte, das nie beim Namen genannt wird.

Zugschwert: Mühe wird es kosten, den Verwüster Indiens unter ihren Geist zu beugen.

Nachtigall: Beugen Sie „Gósruscha!"

Peter: Je vorsintflutlicher der Stoff, um so leichter findet Ihr Geist darin Platz.

Nachtigall: Am heiligsten ist der Menschheit ihre Ungewißheit.

Zugschwert: Das einschlägige Material ließe sich innerhalb acht Tagen zusammensuchen.

Nachtigall: Die Musik ist fix und fertig.

Peter: Dann tritt der „Gósruscha" noch im Herbst seinen Zyklus um den Erdball an.

Nachtigall: Um der Welt neuen Lebensinhalt zu offenbaren.

Zugschwert: Wer soll denn das Opernbuch zu ihrer Musik dichten?

Nachtigall (zu Zugschwert): Ihre Frau Gemahlin natürlich.

Zugschwert: Meine — was?

Nachtigall: Ich rechne mit Bestimmtheit darauf, daß sie die Dichtung übernimmt.

Zugschwert (zu Peter): Wie denken Sie darüber?

Peter: Ich enthalte mich jeder Meinungsäußerung.

Zugschwert: Ich muß das gleiche tun.

Nachtigall (zu Peter): Wissen Sie vielleicht, wo sich Ihre Frau Gemahlin aufhält?

Peter: Nein.

Zugschwert: Ich weiß es.

Nachtigall: Führen Sie mich zu ihr.

Peter: Bitte nicht!

Nachtigall (zu Peter): Dann verraten Sie mir, wo ich sie sprechen kann.

Peter: Ich weiß nichts von ihr.

Nachtigall (zu Zugschwert): Sie kennen ihren Aufenthalt. Die Sache eilt.

Zugschwert: Sie kommen am besten gleich mit.

(Diener tritt ein)

Diener: Eine Dame, die Herrn Professor Peter zu sprechen wünscht.

Nachtigall (zu Peter): Ihre neueste Atelier-Gottheit!

Zugschwert (zu Nachtigall): Wir wollen nicht stören.

(Zugschwert mit N. ab. Eva tritt ein, während ihr N. unter der Tür ein „Urewige-Allgewalt!“ zuschleudert. Diener ab.)

Peter (eilt auf Eva zu, umarmt und küßt sie): Eva! — Eva! — Eva!

Eva (ihre Tränen trocknend): Bist Du's denn noch — mein Robert?

Peter (ihre Hände mit Küssen bedeckend): Dank! — ewigen Dank!

Eva: Wofür, Geliebter?

Peter: Daß Du mich erhört hast.

Eva: Hier bin ich.

Peter: Glaube mir, Eva, Du findest einen ernsteren Menschen in mir.
Eva: An Ernst hat es Dir nie gefehlt.
Peter: Der höher zu schätzen weiß, was Du ihm gibst, was Du ihm bist.
Eva: Vielleicht weiß ich das jetzt auch von Dir.
Peter: Wie geht's den Kindern, Eva?
Eva: Munter sind sie.
Peter: Du hast sie nicht mitgebracht?
Eva: Ich komme doch nur zu einer Aussprache.
Peter: Innig danke ich Dir, daß Du dazu bereit warst!
Eva: Meine Eltern wissen noch nichts.
Peter: Wie gehts den Lieben?
Eva: Gut. Papa will sich wieder einmal vom Geschäft zurückziehen.
Peter: Und Deine Mutter?
Eva: Sie sagt, sie habe es von Anfang an gewußt.
Peter: So spricht jede Mutter.
Eva: Du darfst ihr nicht böse sein.
Peter: Wenn wir uns wiederfinden, denn verzeiht sie mir auch.
Eva: Robert!
Peter: Eva?
Eva: Ich habe mir ein Versprechen gegeben.
Peter: Was brauchst Du zu versprechen!
Eva: Ein heiliges Versprechen.
Peter: Hast Du das nötig?
Eva: Ich bringe es Dir als meine Einzahlung.
Peter: Was soll ich Dir dafür versprechen?
Eva: Garnichts!
Peter: Dann versteh ich nicht, was Du meinst.
Eva: Robert, ich habe mir gelobt, wenn wir uns wiederfinden, daß dann nie ein Wort über das, was geschehen ist, über meine Lippen kommen soll.
Peter: Das hast Du Dir gelobt?
Eva: Nie einen Vorwurf, bis — solang wir beisammen bleiben.

Peter: Bin ich dann Deiner noch würdig, Eva?
Eva: Das ist Deine Sache, ich hätte ohne dies Gelöbnis nicht herkommen können.
Peter: Willst Du wieder mein Weib sein?
Eva: Bist Du frei?
Peter: Vollkommen!
Eva: Ich kann nicht in Dich hineinsehen.
Peter: Nicht von Dir, Eva!
Eva: Und wenn ich es könnte . . . .
Peter: Ich gehöre Dir längst wieder.
Eva: Siehst Du klar in Dir?
Peter: Schon vor unserer Scheidung.
Eva: Vor — Eurer Scheidung!
Peter: Das kann ich schwören.
Eva: Wir sind auch geschieden.
Peter: Das war ein Verbrechen an uns beiden!
Eva: Und heute schwörst Du . . . .
Peter: Ich war irrsinnig, kannte mich selbst nicht mehr!
Eva: Du seist vollkommen frei!
Peter: So kommen wir zu keinem Ergebnis.
Eva: Kann ich anders sprechen?
Peter: Ich habe Dir viel Leid getan.
Eva: Das muß ich in Dir begraben.
Peter: Als wir noch glücklich waren.
Eva: Vor unserer Scheidung?
Peter: Sprich doch nicht so!
Eva: Ich war mir meiner Fehler immer bewußt.
Peter: Durch meine ewige Eifersucht, Eva, (lächelnd) innerlich hat mir das immer nur wohl getan.
Peter: Warum sagtest Du mir das nie?
Eva: Du wußtest das so gut wie ich.
Peter: Drei Jahre sind es, daß wir uns trennten.
Eva: Du weißt jeden Schritt, den ich in den drei Jahren getan habe.
Peter: Ist das wahr?
Eva: Ja!

Peter: Dann könnten wir morgen früh zusammen aufs Standesamt gehen.
Eva: Wenn Du wirklich frei bist.
Peter: Du weißt doch genau, wie ich seit einem halben Jahr lebe!
Eva: Robert, mir graut vor der Möglichkeit.
Peter: Es gibt keine Möglichkeit.
Eva: Als wir uns zum ersten Male wiedersahen ....
Peter: Im Mai in Berlin?
Eva: Da begann ich gerade ....
Peter: Umschau zu halten?
Eva: Mich in das Unabänderliche zu finden.
Peter: Du begannst mich zu verachten?
Eva: Ich fing an, mich selbst nicht mehr zu hassen.
Peter: Armes Kind! Wie hättest Du Haß verdient?
Eva: Weil ich Dir nicht sein konnte, was Du künstlerisch brauchst!
Peter: Ich brauche nichts anderes als Dich? Nur Dich!
Eva: Danach sah ich die Welt wieder neu vor mir.
Peter: Ich hatte die qualvollste Lehre vor mir. Beschämung, Reue, Zerknirschung.
Eva: Das habe ich zwei Jahre durchlitten.
Peter: Du hattest Dir nichts vorzuwerfen.
Eva: Das bleibt sich völlig gleich.
Peter: Schenk mir Vertrauen, Eva!
Eva: Du siehst, ich tue es.
Peter: Gib mir einen Kuß!
Eva (küßt ihn): Robert — Robert —
Peter: Weißt Du noch, was Du vor sechs Jahren ....
Eva: Solang ist das her?
Peter: Wir hatten uns totmüde gerudert.
Eva: Weil Du im Freien frühstücken wolltest.
Peter: Aber wir gerieten ins Uferschilf.
Eva: Du sagtest, da gäbe es Seerosen zu pflücken.
Peter: War das nicht schön?
Eva: Draußen fuhr der Dampfer vorbei.
Peter: Mit Musik an Bord.

Eva: Die Seerosen schaukelten um unseren Kahn.
Peter: Man sah nur den Schlot.
Eva: Himmel und Binsen!
Peter (mit leisem Vorwurf): Eva!
Eva: Ich möchte mir die Zunge abbeißen.
Peter: War es nicht schön?
Eva: Wir pflücken Seerosen.
Peter: Ich hole Dich also morgen um neun Uhr ab.
Eva: Ich erwarte Dich.
Peter: Denn mußt Du mir aber sagen; wo Du wohnst!
Eva: Deutscher Kaiser am Bahnhof.
Peter: Und heute Abend?
Eva: Darüber habe ich mir noch keine Gedanken gemacht.
Peter: Wir könnten in den Zirkus gehen.
Eva (von jetzt an sehr munter): Ist ein Zirkus hier?
Peter: Zirkus Gortschakow! Zwanzig Elefanten, 50 Luftspringer, ein Mann wird von einem Automobil überfahren!
Eva: Das tut wohl! Führ mich hin!
Peter (an ihrem Körper abwärtsgleitend): Ich möchte wieder einen Sündenfall malen.
Eva (ihr Kleid raffend): Gehn muß ich jetzt.
Peter: Was hast Du zu versäumen?
Eva: Wenn wir in den Zirkus wollen.
Peter: Stehst Du mir wieder Modell?
Eva: Zu Deiner Eva?
Peter: Dem Adam male ich den Kopf des Niggerjuden.
Eva: Und plagst mich wieder mit Eifersucht.
Peter: Gefühlsschwelgerei!
Eva: Je besser Dir Dein Adamskopf gelingt.
Peter: Desto inniger schmeichle ich Dir mit Eifersucht.
Eva: Ich habe Angst.
Peter: Dich an meiner Eifersucht zu letzen?
Eva: Vor der Unerbittlichkeit Deiner Kunst.
Peter: Ich male einen Kitsch.
Eva: Der gelingt Dir nie!
Peter: Einen inbrünstigen Kitsch!

Eva: Warum nicht ohne Niggerjud?
Peter: Der Niggerjud dient dem Bild als Steckbrief.
Eva: Er ging eben fort?
Peter: Zugschwert soll ihm das Kolumbusei zum nächsten Welterfolg ausbrüten.
Eva (abwehrend): Laß, laß . . . .
Peter: Bei meiner Treue?
Eva: Bei Deiner Auswahl an Ateliernixen?
Peter: Pfui Teufel!
Eva: Sollte ich engherzig sein?
Peter: Verdurstet!
Eva: Bis nach dem Zirkus.
Peter (sich ergebend): Ich bin um sieben im Hotel.
Eva (ihn küssend): Ich habe ein Abendkleid, auf das Du stolz sein wirst.

(Peter begleitet Eva auf den Flur. Mathilde tritt aus dem Türvorhang und heftet den Blick auf die Flurtür. Sie nimmt eine Druckschrift vom Tisch, setzt sich auf das Ruhebett und schreibt etwas auf die leere Umschlagseite, als Peter in Hut und Überrock aus dem Flur zurückkommt.)

Peter: Mathilde!
Mathilde: Robert?
Peter: Was tust Du hier?
Mathilde: Ich habe Euch belauscht.
Peter (empört): Den Schimpf lasse ich mir nicht bieten.
Mathilde: Du wolltest gehen.
Peter: Damit entkommst Du mir nicht!
Mathilde: Stör mich nicht.
Peter: Stör Du mich nicht!
Mathilde: Habe ich Euch gestört?
Peter: Die Dreistigkeit hätte ich Dir auch nicht raten wollen!
Mathilde: Zorn macht schön.
Peter: Was schreibst Du Da?
Mathilde: Ein Sonett.
Peter: Über uns?
Mathilde: Nicht über Dich.

Peter: Über meine Frau?
Mathilde: Weiß Gott nicht.
Peter: Über Zugschwert?
Mathilde: Über einen Dritten.
Peter: Den Niggerjuden?
Mathilde: Frage ich Dich, wen Du malst?
Peter: Ich frage Dich, wie Du zu diesem Überfall kommst!
Mathilde: Du wolltest gehen.
Peter: Genau so hast Du es schon einmal gemacht.
Mathilde: Genau so.
Peter: In diesem Zimmer.
Mathilde: Ich sagte: Sie wollen gehen.
Peter: Ich wollte Deinem Mann unsere Statuten vorlegen.
Mathilde: Jetzt willst Du in den Zirkus?
Peter: Ich erwartete ihn in diesem Sessel.
Mathilde: Vor drei Jahren.
Peter: Und blätterte in seiner Geschichte der Aegyptischen Malerei.
Mathilde: Die Du einen phantasievollen Hintertreppenroman nanntest.
Peter: Da tratst Du aus dieser Türe hier.
Mathilde: Und sagtest: Sie wollten gehen.
Peter: Nahmst mir das Buch aus den Händen und ....
Mathilde: Du schlossest mich in Deine Arme.
Peter: Es ist wirklich vernünftiger, ich gehe.
Mathilde: Das finde ich auch.
Peter: Jetzt steht mir alles wieder vor Augen.
Mathilde: Dann geh doch!
Peter: Geh Du doch!
Mathilde: Schwächling!
Peter: Du bist schwächer als ich!
Mathilde: Das wolle Gott!
Peter: Heiß ist es hier. (Er setzt seinen Hut der Herobüste auf.)
Mathilde: Mir ist ganz kühl.

Peter (wirft seinen Überrock ab): Hätt' ich Dich damals gekannt!
Mathilde: Du hättest mich nie geheiratet.
Peter: Hätte mich nie von meiner Frau scheiden lassen.
Mathilde: Und brauchtest Dich von mir nicht scheiden zu lassen!
Peter: Bist Du glücklich?
Mathilde: Bist Du glücklich?
Peter: Ich hoffe, es wieder zu werden.
Mathilde: Warst Du es je?
Peter: In meiner Kunst!
Mathilde: Bei Deiner Frau?
Peter: Kein Mensch ist glücklich.
Mathilde: Hätte ich das gewußt!
Peter: Wann?
Mathilde: Vor drei Jahren.
Peter: War Zugschwert glücklich mit Dir?
Mathilde: Überglücklich.
Peter: Warum betrogst Du ihn dann?
Mathilde: Wann betrog ich ihn?
Peter: Vor drei Jahren.
Mathilde: Mit wem?
Peter: Mit mir.
Mathilde: Hab ich ihm nicht alles erzählt?
Peter: Wie Du das zu tun pflegst!
Mathilde: Am selben Abend noch?
Peter: Wie Du es mir erzähltest.
Mathilde: Ist das Betrug?
Peter: Am fünfzehnten Januar.
Mathilde: War das Betrug?
Peter: Am selben Abend noch!
Mathilde: Konnte ich anders?
Peter: Warst Du nicht glücklich mit mir?
Mathilde: Überglücklich?
Peter: Warum zerstörtest Du unser Glück?
Mathilde: Weil Zugschwert unglücklich war.
Peter: Alle Menschen sind unglücklich.

Mathilde: Nicht unsertwegen.
Peter: Zugschwert freute sich unseres Glückes.
Mathilde: Damals nicht.
Peter: Weil Du hinter der Staffelei hervortratst.
Mathilde: Wo tat ich das?
Peter: In meinem Atelier.
Mathilde: Wann?
Peter: Als er in den Anblick meiner Dajomira versunken stand.
Mathilde: Zu der ich Dir Modell gestanden hatte.
Peter: Leider.
Mathilde: Jetzt malst Du wieder eine Eva?
Peter: Schweig!
Mathilde: Sie hat an Ernst und an Schönheit gewonnen.
Peter: Wer?
Mathilde: Deine Eva.
Peter: Ihr Lob kannst Du Dir sparen.
Mathilde: Es kommt vom Herzen.
Peter: Du läßt kein schlechtes Haar an ihr.
Mathilde: Du läßt kein gutes Haar an mir.
Peter: An Dir habe ich Haare genug gelassen.
Mathilde: Wir hatten einander gegenseitig aufgebraucht.
Peter: Du mich.
Mathilde: Du mich auch.
Peter: Ich war Dir langweilig geworden.
Mathilde: Nicht einen Augenblick.
Peter: Dann brauchtest Du mir nicht untreu zu werden!
Mathilde: Du sehntest Dich nach Freiheit.
Peter: Du konntest mir füglich den Vortritt lassen.
Mathilde: Ich konnte Dich nicht länger leiden sehen.
Peter: Leide ich denn jetzt nicht!
Mathilde: Du willst in den Zirkus?
Peter (zu ihr niedersinkend): Mathilde!
Mathilde (ihn umarmend): Robert!
Peter: Gibst Du mir keinen Kuß?
Mathilde (ihn küssend): Wie vor drei Jahren.

Peter: Wir blieben nicht hier.
Mathilde: Ich erinnere mich nicht.
Peter (auf die verhängte Tür deutend): Ich trug Dich dort hinein.
Mathilde: Heute geht das nicht mehr.
Peter: Weil wir verheiratet waren?
Mathilde: Deshalb nicht.
Peter: Weil wir geschieden sind?
Mathilde: Deshalb noch weniger.
Peter: Sag mir warum.
Mathilde: Weil ich schwerer geworden bin.
Peter: Keine Frau hat sich ihre Schlankheit bewahrt wie Du!
Mathilde: Findest Du, Robert?
Peter: Ich weiß das zu beurteilen.
Mathilde: Trotzdem geht es nicht mehr.
Peter: Weil Du nicht willst.
Mathilde: Weil Du nicht mehr dieselbe Muskelkraft hast, wie vor drei Jahren.
(Peter nimmt Mathilde auf die Arme und trägt sie durch den Türvorhang hinaus. Zugschwert tritt auf den Hausflur ein.)
Zugschwert: Unzuverlässig ist das Weib! — Oder sind sie alle so? — Ich weiß es nicht. — Lasse es mir auch nicht mehr nahe gehen. — Ich bin vollkommen versorgt — auf meinen Lebensabend. — Mein Herokopf! — Urewige, urgewaltige Schönheit! — (Er wendet sich nach dem Herokopf um, entdeckt Peters Hut darauf und nimmt ihn herunter) Der noch hier? — Barhaupt wird er nicht fortgegangen sein. — Oder hat er sich meinen Zylinder aufgesetzt? — (Peters abgeworfenen Überrock bemerkend) Er ist noch hier! — (Den Überrock aufnehmend) Neuester Schnitt! — Auf Halsbinde abgetönt! — (Den Überrock sorgfältig über eine Stuhllehne legend) Nennt sich Pessimist! — Wo ist er denn? — (Sich besinnend) St, alter Esel! — Die sind zu zweit! — Nach dreijähriger Trennung! — Des Lebens Überschwang! — Die Kinder, die kleinen Geister! — Drei Jahre ohne Vater — plötz-

lich strömt neue Geistesfülle in ihr Dasein. Könnens brauchen! — Obs wahr ist? — Sein Hut! Sein Überrock! — Gleich will das Herz vier Geschöpfe erlöst wissen von ihrer Bedrückung! Im Glück, soweit Glück erreichbar! — Alles vielleicht Luftschlösser! — Schließlich ist meine Wohnung! — (Er schleicht an den Türvorhang und horcht) — Nicht der leiseste Laut. — Die Polstertür scheint geschlossen — oder ich werde schwerhörig. — (Er teilt vorsichtig den Vorhang, stößt einen Schrei des Entsetzens aus und taumelt unter schmerzvollem Schreien zurück bis in den äußersten Winkel des Gemaches, wo er in einen Sessel sinkt und in heftiges langanhaltendes Weinen ausbricht. Peter tritt aus dem geschlossenen Türvorhang.

Peter: Ich kann das nicht hören! Beruhigen Sie sich! Ihr Herz hält die Erschütterung nicht aus!

Zugschwert: Wie konnten Sie das tun! Wie konnten Sie das tun!

Peter: Wie können Sie das fragen?

Zugschwert: Habe ich ein Weib, habe ich Kinder?

Peter: Warum soll ich denn Weib und Kinder haben?

Zugschwert: Sie haben sie nun einmal! Warum treten Sie sie mit Füßen?

Peter: Warum hast Du mein Glück mit Mathilde unter die Füße getreten?

Zugschwert: Ja! Ja! Du hast recht! Warum tat ich das!

Peter: Aus demselben Grund, aus dem ich Dein Glück mit Dir unter die Füße trat.

Zugschwert: Aus demselben Grund?! Aber Du hast den Anfang gemacht.

Peter: Allerdings nahm ich die Schuld auf mich.

Zugschwert: Sie war treu und rein, solang sie mit mir lebte.

Peter: Glaubst Du, als meine Gattin war sie weniger treu und rein?

Zugschwert: Nein, nein!

Peter: Du zweifelst!

Zugschwert: Dafür leg ich meine Hand ins Feuer, daß sie ebenso war.

Peter: Warum legtest Du Deine Hand nicht ins Feuer, mein Glück zu schonen?

Zugschwert: Steht es Dir an, die Frage an mich zu richten?

Peter: Vor allen anderen Männern war ich vollkommen sicher.

Zugschwert (noch unter Tränen): Genau so wie ich!

Peter: Nur vor Dir nicht!

Zugschwert: Nur vor Dir nicht!

Peter: Ich kann mir denken, worin der Grund liegt.

Zugschwert: In unserer Freundschaft doch nicht?

Peter: Worin denn sonst?

Zugschwert: Wir nennen uns in dieser Unglücksstunde zum ersten Male DU.

Peter: Das tut nichts zur Sache.

Zugschwert: Vielleicht hätten wir es früher tun sollen.

Peter: Dann wäre uns alles erspart geblieben.

Zugschwert (sich erhebend): Wir haben nicht ehrlich genug miteinander verkehrt.

Peter: Wir haben uns in unserem Verkehr gegenseitig zu sehr verhätschelt.

Zugschwert: Ich ließ Dir gegenüber weit mehr Rücksicht walten, als gegenüber meiner Frau.

Peter: Das verzieh Sie Dir nicht.

Zugschwert: Bei Dir ging es ihr nicht um ein Haar besser.

Peter: Um vieles schlimmer ging es ihr bei mir.

Zugschwert: Du hast sie mißachtet.

Peter: Ihren Verrat an Dir konnte ich ihr nicht verzeihen.

Zugschwert: Gibt es bei Dir überhaupt ein Verzeihen?

Peter (in steigender Erregung): Dafür gibt es bei Dir keine wirkliche Liebe.

Zugschwert (ebenso): Bei Dir gibt es keine Menschlichkeit

Peter: Nur in meiner Kunst bin ich unerbittlich!
Zugschwert: Deshalb malst Du auch nichts als Malerei!
Peter: Dir wäre allerdings jeder Kitsch lieber!
Zugschwert: Male Menschen — Malerei-Maler!
Peter: Soll ich das bei Dir Zweifler lernen?
Zugschwert: Zweifel gibt es bei mir nur in Kunstfragen!
Peter: Dafür läßt Du Dich vom Staat als Kunstgelehrten bezahlen!
Zugschwert: Ich warne Dich, leichtfertig mit dem Ausdruck Kitsch umzugehen!
Peter: Keine Not des Lebens ringt meiner Kunst Jahrmarktware ab.
Zugschwert: Waren Gotisch, Barock, Rokoko, Biedermeier nicht genau die gleichen Scheltworte?
Peter: Scheltworte, auf die eine verständnislose Nachwelt verfiel!
Zugschwert: Wurden sie nicht zu Ehrentiteln, sobald der Ekel überwunden war?!
Peter: Der Ekel eines kunstfeindlichen Pöbels . . . . . .
Zugschwert: Der Ekel eines ernüchterten Liebhabers . . .!
Peter: Vor den Werken der gewaltigsten Kunstepochen!
Zugschwert: Vor der einst vergötterten Geliebten!
Peter: Aus dir schimpft die Verzweiflung des Kunstverächters . . . .
Zugschwert: Ich sage nur, Du sollst Dir kein Bildnis machen!
Peter: Über Deine eigene Unfruchtbarkeit!
Zugschwert: Weil Du Deine Mannheit daran zu Grunde richtest!
Peter: Etwas in Dir reizt meinen Haß!
Zugschwert: Etwas in Dir reizt meinen Spott!
Peter: Deine Unechtheit!
Zugschwert: Dein Selbstbewußtsein!
Peter (nimmt eine drohende Haltung ein): Mir steigt das Blut zu Kopf.

Mathilde, die rasch aus dem Türvorhang trat, stellt sich stützend vor Zugschwert.

Mathilde: Rühr ihn nicht an!

Peter (sich mäßigend): Ich danke Dir, Mathilde!

Mathilde (zu Zugschwert): Warum treibst Du ihn zum äußersten!

Zugschwert (Mathilde in den Armen haltend): Sonderbares Wiedersehen!

Mathilde: Wir haben uns verfehlt.

Peter: Gott sei Dank!

Zugschwert: Verdiene ich das von Dir?

Peter: Mußt Du dich dem Niggerjuden als Vermittler anbieten?

Zugschwert: Ich stelle mich keinem künstlerischen Bedürfnisse in den Weg.

Peter: Himmel und Binsen! Ist das Kunst?

Zugschwert (zu Mathilde): Du sollst Nachtigall ein Opernbuch dichten.

Peter (zu Mathilde): Du mußt Dich enstcheiden!

Mathilde: Beide habt ihr mich satt.

Peter: Beiden hast Du ihr Heim zerstört.

Zugschwert: Wie war im Bunde mit meiner Schülerin mein Dasein verklärt!

Mathilde: In künstlerischer Freude.

Peter: Wie war ich mit Weib und Kind vor allen Widerwärtigkeiten geborgen!

Zugschwert: In geordneter Häuslichkeit!

Mathilde: Im Bunde mit meinem Lehrer erschloß ich mir das Weltall als Kunstwerk.

Peter (zu Mathilde): Triff Deine Wahl.

Zuschwert: Unter schlichten Menschen wäre ein Freundschaftsverhältnis wie das unsrige undenkbar.

Mathilde: Es muß ein Ende haben.

Zugschwert: So kann's nicht weiter gehen.

Peter (zu Mathilde): Entscheide Dich!

TAGEBUCH AUS PALÄSTINA
VON GUSTAVE FLAUBERT

Jerusalem, den 11. August 1850

Nun sind wir schon drei Tage in Jerusalem, und keine der erwarteten Empfindungen hat sich bei mir eingestellt: weder religiöse Begeisterung, noch Erregung der Phantasie, noch Haß auf die Priester, was immerhin etwas wäre. Bei allem, was ich sehe, komme ich mir leerer vor als ein hohles Faß. Heute morgen am Heiligen Grabe wäre tatsächlich ein Hund mehr gerührt gewesen als ich. Wer ist schuld daran, barmherziger Gott! Sie, du oder ich? Sie, wie mir scheint, dann ich, und besonders du. Aber wie unecht das alles auch ist! Welche Lügen! Wie ist das übertüncht, verkleidet, überfirnißt; für die Ausbeutung, die Propaganda und den Handel berechnet! Jerusalem ist ein von Mauern eingefriedigtes Beinhaus; die erste interessante Entdeckung, die wir machten, war die Schlächterei. Auf einer Art von viereckigem Platz, der mit Bergen von Unrat bedeckt war, befindet sich ein großes Loch; darin geronnenes Blut, Eingeweide ... ringsumher schwärzliche und braune Gedärme, die an der Sonne fast vertrocknet sind. Das stank heftig, war schön als freimütiges Bekenntnis von Schmutz. So sagte jemand, der geistvolle Gegenüberstellungen und feine Anspielungen liebt: »Das erste, was wir in der heiligen Stadt sahen, war Blut.«

Überall lag Schweigen, wir hörten keinen Laut; niemand ging vorüber; hier und da, längs der Mauer und uns Platz machend, irgendein polnischer Jude, hochgewachsen, bärtig, mit einer großen Mütze aus Fuchspelz; die Basare

sind geschlossen. Man feiert das Beiramfest, deshalb wird bei all den religiösen Zeremonien der Tages- und Nachtzeiten von den Muselmanen eine eindrucksvolle Menge von Kanonenschüssen abgegeben. Die Vorderseiten der Kramläden scheinen vom Staub zerfressen zu werden und einige zerfallen zu Ruinen. Sie sind überdacht, lang, schmal, und in ihrem Gesamtbilde von schöner Wirkung.

In Jerusalem ist alles gewölbt; in den Straßen kommt man von Zeit zu Zeit unter der Hälfte oder dem Viertel einer Wölbung durch; die Häuser stecken in den alten Bauten, und überall hat man Gewölbe über sich. Abgesehen von der Umgebung des armenischen Viertels, wo die Straßen gut gefegt sind, ist alles sehr schmutzig; das Pflaster ist für die Pferde fast unmöglich; mitten in der Straße unseres Hotels liegt ruhig ein verwesender gelber Hund, ohne daß jemand daran denkt, ihn beiseite zu schaffen; die ... längs der Mauern sind von entsetzlich schlechter Qualität. Doch sieht man weniger Melonenreste als in Jafa.

Überall Ruinen, aus allem spricht Grab und Verwüstung; der Fluch Gottes scheint auf der Stadt zu lasten, auf dieser Stadt, die drei Religionen heilig ist und die vor Langeweile, Alterschwäche und Verlassenheit zugrunde geht. Von Zeit zu Zeit ein bewaffneter Arnaute. In den leeren, abschüssigen Straßen Trümmer, mit Sonne darüber, große Löcher in den Mauern. Hier wie in Tyrus, Sidon, Jafa und an der ganzen Küste findet man Kinder mit schönen Köpfen, besonders kleine Mädchen, deren bleiche Gesichter von schwarzen, schlecht gekämmten Haaren umrahmt sind. — Unser Führer, der junge Jusuf, ein Jüngling von achtzehn bis zwanzig Jahren, mit dunklen Augen und weiblichem Wesen, errötend, bescheiden, sanft; die

türkischen Soldaten (ebenso wie der Pascha) sind verliebt in ihn; sie rufen ihn an, wenn er in die Nähe der Befestigungen kommt: »Cawadja Jusuf, guel burda, Cawadja Jusuf.«

Das armenische Kloster ist ungeheuer groß; es ist sauber hat gute Mauern, und die inneren Höfe, die Terrassen und Treppen sind von beträchtlicher Ausdehnung. — Bauten für die Mönche und solche für die Pilger. — Der Armenier scheint mir hier im Orient ziemlich mächtig; man sieht bei den Besitzenden überflüssige Dinge, die einen gutgespickten Geldbeutel verraten, wie z. B. schmiedeeiserne Geländer auf den Terrassen. Die Kirche überrascht durch ihren Reichtum, der schlechte Geschmack erreicht da fast Majestät. Genügt es also, daß etwas übertrieben sei, um es schön zu machen? Wehe dem, der das Übermaß nicht zu würdigen weiß!

Bekleidung aus blauen Kacheln bis in Kopfhöhe, viereckige Säulen. — Links Sankt-Jakobus-Kapelle; die Stelle, wo er enthauptet wurde, ist durch einen Kreis bezeichnet; unter einer Art Altar mit Blumen und Leuchtern ein abgeschnittener Kopf unter Glas. Der Altar nimmt den ganzen Hintergrund der Kirche ein, ist vergoldet und besteht aus drei Bögen, deren größter sich in der Mitte befindet. — Malereien im allgemeinen wertlos, Porträts von Patriarchen. Darüber Szenen aus dem Leben Jesu, heilige Jungfrauen mit dem Kinde, beide von einer silbernen Aureole umgeben. — Man sieht so das gemalte Antlitz in einem metallenen Rahmen; eine Maria hat einen echten Diamanten am Finger. — Gemälde von Märtyrern: Leute, die den heiligen Stephanus steinigen, sind von sehr grotesker, beabsichtigter Wildheit, es sind wahre Wüteriche. Ein Löwe daneben, der irgend einen Heiligen verschlingt, ist

auch nicht übel; sein Rachen ist größer als der übrige Körper. Ein heiliger Laurentius auf unmöglichen Flammen. Nach der Tür zu ein Martyrium Unschuldiger, wo man wenigstens künstlerische Absichten sieht: im Vordergrunde ein kleines Kind, das unter Erbrechen verendet.

Studiert man die Kirche im einzelnen, so schwindet der erste Eindruck. Wenn Heinrich Heines Ausspruch: »Der Katholizismus ist eine Sommerreligion« von tiefer sinnlicher Wahrheit ist, so ist das Wort nichtsdestoweniger für mich mit dem Gedanken an das Mittelalter verbunden, und die Vorstellung von Mittelalter mit der von Regen und Nebel. Ach, ihr armen Kirchen meiner Heimat, mit euren von Winternässe grün gewordenen Wänden, wie liebe ich euch! Vom religiösen Standpunkte aus betrachtet, gehört das einer anderen Welt als der unsrigen an. Luther kam aus dem Italien Leos X. als Protestant zurück.

In dem griechischen Teile der Grabeskirche die gleiche Ausschmückung. Der Eindruck war bezaubernd. Ein helles Licht überflutete alles, die weißen Gewänder der Frauen, die buntfarbigen Turbane und Jacken der Männer, Gruppen, dem Altar zugewandt, Patriarchen mit weißem Bart, Griechen, die kamen und alle Szenen der Passion küßten, die sich an der Wand befinden, die die Kirche vom eigentlichen Chor trennt. Die armenische Kirche ist von phantastischer Wirkung: lange Girlanden aus buntgefärbten Straußeneiern hängen von der Decke herab; links an der Tür eine Pauke aus Erz, auf die an Stelle der Glocken geschlagen wird.

In der Straße, die zum Hause des Pontius Pilatus führt (Straße von Hatta? = Hart-Hatta) Haus der Veronika, rechts, wenn man hinabgeht, niedrig, mit kleiner Tür, halb in der Erde steckend und wie die übrigen

Das Haus des Pontius Pilatus ist eine große Kaserne, es dient als Serail. Von seiner oberen Terrasse sieht man gerade die Omar-Moschee, die an der Stelle des Tempels erbaut ist.

Am folgenden Morgen stehen wir um sechs Uhr auf, um die Juden vor den Mauerresten klagen zu sehen. Die Mauern sind unten aus zyklopischen Steinen, die durch die Wucht der Arbeit an Ägypten erinnern; sie sind viereckig und mit einem inneren Viereck verziert, ähnlich demjenigen, das die Schreiner mit dem Hobel auf den Türen anbringen. — In einer Ecke ein alter Jude, den Kopf in ein weißes Gewand gehüllt, barfuß; er psalmodierte etwas aus einem Buche, mit dem Rücken nach der Mauer, wobei er sich auf den Hacken wiegte. Dieselbe Konstruktion, dieselbe Mauer befindet sich auf der anderen Seite des Tempels nach Osten. Als wir von dort weggingen, trafen wir andere Juden, die sich jedenfalls hinbegaben. Ich habe mich von einem Barbier rasieren lassen, der mich lachend anschaute, ohne daß ich wüßte, warum; er rasierte mich mit warmem Wasser. Von dort gingen wir in ein Café, um einen Schische zu rauchen. Wenn wir uns auf dem hölzernen Diwan, auf dem wir saßen, umdrehten, konnten wir einen großen, viereckigen Teich (Ezechiels Teich) sehen, der voll von grünlichem Wasser war; hohe Mauern umgaben ihn, die hier und da von kleinen, unregelmäßigen Fenstern durchbrochen waren; es sind die Hinterwände der ihn umgebenden Häuser.

Ins Hotel zurückgekehrt, habe ich die Passion bei den vier Evangelisten gelesen. — Siesta. — Diner bei Botta; eine menschliche Ruine, ein Verneiner, der in die Stadt der Ruinen paßt; er bestreitet alles und scheint mir alles zu hassen, ausgenommen die Toten; erinnert an das Mittel-

alter mit seinen Sehnsüchten, bewundert Herrn von Maistre. Er nimmt jetzt Klavierstunden und gesteht, daß er den Dingen nicht mehr auf den Grund geht. Das ist eine neue Phase im Leben dieses Menschen: müde der Versuche (sein Leben ist ein Gewebe davon, Arzt, Naturforscher, Archäologe, Konsul) ist er jetzt hierbei angelangt, er will nichts anderes mehr, hat genug davon. »Die Menschheit soll sein wie ich!« sagen alle die, welche sie weder zu beherrschen noch zu verstehen vermögen. Sein Sekretär, ein Neukatholik, Liebhaber ernster Musik, weiß nichts von Hummel, Spohr, Mendelssohn usw.; langweilt mich mit Händel, den vorzuspielen ich ihn nicht gebeten; seine rechte Hand war der linken voraus. Im ganzen genommen trübselige Kerle.

Heiliges Grab. — Sonnabend, Besuch des Heiligen Grabes. Das Äußere mit seinen romanischen Teilen hatte unsere Erwartung erregt, die in archäologischer Hinsicht enttäuscht wurde. Die Schlüssel sind in den Händen der Türken, sonst würden die Christen aller Sekten sich dort zerfleischen. Die Wächter nächtigen darin auf einem Diwan in der Nähe der Tür. Will man die Kirche sehen, wenn sie geschlossen ist, (und das ist außer Sonntags fast immer der Fall), so muß man den Kopf durch eines der Löcher stecken, die zu diesem Zweck in der Tür angebracht sind; dann sieht man den Salbungsstein unter seinen Lampen und die guten Türken auf ihrem Diwan; man unterhält sich mit ihnen. Wir finden in der Grabeskirche unseren entflohenen Italiener wieder, er hat sich dort absichtlich einschließen lassen und verbringt Tag und Nacht darin (jedoch nur zu Zeiten), um »sich mit der Poesie dieser Stätte zu erfüllen«. Welch ein Künstler! Ich vermute vielmehr, daß er ein nassauernder Schurke ist, der

die guten römisch-katholischen Patres prellt, um sich auf ihre Kosten im Kloster lange füttern zu lassen.

Ein Eindruck hat für mich alles andere in Schatten gestellt, nämlich der Anblick des Bildnisses Louis-Philippes in ganzer Figur, dessen Porträt das heilige Grab ziert. O Komik des Grotesken, du bist wie die Sonne! Mit deinem Glanze beherrschest du die Welt, dein Licht strahlt bis in das Grab Jesu! Was dann am meisten die Aufmerksamkeit erregt, ist die Trennung der einzelnen Kirchen, die Griechen auf der einen Seite, dann die Lateiner, die Kopten; das ist deutlich abgegrenzt, sorgfältig verschanzt, man haßt vor allem den Nachbar! Hier vereinigen sich die wechselseitigen Verwünschungen, und ich fühle so viel Kälte und Ironie in mir, daß ich ohne andere Gedanken fortging. Ein Christ hat meinen Dragoman gefragt, ob ich nicht der Pascha sei. Gott möge mich indessen behüten, deshalb irgendeine Regung des Stolzes zu empfinden! Nein, ich ging dorthin, stumpfsinnig, ohne Hintergedanken, ohne Erregung, in der Einfalt meines ruhigen Herzens. Glücklich die, welche hier, von himmlischer Liebe ergriffen, geweint haben! Aber wer kennt die Enttäuschungen des geduldigen Mittelalters, den Schmerz der Pilger von einst, wenn sie nach der Rückkehr in die Heimat unter neidischen Blicken aufgefordert wurden: »Erzählt mir davon! Erzählt mir davon!«

»Mißtraue dem Hadschi« (arabisches Sprichwort). Den Armeniern, die die Pilgerfahrt nach Jerusalem machen, ist bei Strafe der Exkommunikation verboten, nach der Rückkehr von ihrer Reise zu sprechen; man fürchtet, ihre Erzählungen möchten ihre Brüder von der Fahrt abschrecken. (Michaud und Poujoulat.) Wenn dabei von Enttäuschungen die Rede sein kann, so würde ich die Schuld daran mir selbst zuschreiben und nicht der Stätte.

Auf dem Rückweg sind wir in die protestantische Kirche getreten: Herren in Schwarz, die zu beiden Seiten auf Bänken saßen; ein anderer Herr mit Beffchen links auf einer Kanzel, das Evangelium lesend; ganz kahle Wände; das ähnelte einer Elementarschule oder einem Wartesaal der Eisenbahn. Die Armenier, die Griechen, die Kopten, die Lateiner, die Türken, Wischnu, ein Fetisch, alles ist mir lieber! Adieu, gute Nacht! Genug davon! Machen wir, daß wir herauskommen! Wir sind nicht eine Viertelminute geblieben, und ich hatte Zeit genug, mich wahrhaft und gründlich zu langweilen.

Am Nachmittag mit Stephano, Jusuf, Sassetti und zwei Mukern die Gräber der Könige, den Ölberg, Siloa und das Haus des Kaiphas besucht.

Im Westen der Stadt die Gräber der Könige. Der Zugang führt durch eine Art offener Grotte. — Links eine Öffnung, durch die man gebückt hindurchgeht. — Es ist eine Flucht von Kammern (es gibt zwei Stockwerke davon) mit Grüften in der Wand. Der Zugang ist klein und viereckig. — Jedes Grabgewölbe enthält gewöhnlich Platz für drei Särge, für einen im Hintergrund und zwei zu beiden Seiten. An den Seitenwänden kleine Löcher in Form einer hohlen Pyramide, die für die Grablampen bestimmt sind. Kommt man aus Ägypten, so ist das alles von recht mäßiger Wirkung; es ist die Arbeit eines ziemlich geschickten Steinmetzen.

Der Ölgarten, eine kleine Einfriedigung von weißen Mauern, am Fuße des gleichnamigen Berges. — Heftiger Wind, die Ölbäume, mit ihrem blassen, silbrigen Laub, zittern; die Luft war scharf, obschon warm, der Weg ganz weiß, der Himmel von wildem Blau. Oben vom Minarett, das den Ölberg krönt, Überblick über Jerusalem:

die Stadt neigt sich amphitheatralisch von Westen nach Osten, sie senkt sich nach den Gräbern, nach dem Tale Josaphat zu, das bei der Quelle Siloa den Namen wechselt und von da Kidrontal heißt. — In der Himmelfahrt-Moschee ein alter Biedermann mit einer Polichinell-Nase, in gelbem Paletot, der uns öffnet; man zeigt einen Stein in einer steinernen Umrahmung, auf dem die Gläubigen den Abdruck des Fußes Jesu sehen; von hier fuhr er auf, um in den Himmel zu steigen. — Am Abend machen wir Botta einen Besuch; er ist mit dem hochwürdigen Pater der Lateiner zusammen.

Bethlehem

Montag. — Um ein Viertel nach sieben nach Bethlehem aufgebrochen. Bis zum griechischen Kloster des Elias ganz guter Weg. Im Kloster nichts als Konfitüren, Kaffee und ein recht guter Mensch, griechischer Papas mit weißem Bart; er scheint mir höchlichst verwundert über die politischen Anschauungen, die ihm Maxime in betreff der Protestanten, der bekehrten Juden auftischt; diese drohten sich zu Herren von Jerusalem zu machen.

Von dort bis nach Bethlehem steinige und bergige Landschaft; fast ist das Wüste, wie ein Anfang davon. Von Zeit zu Zeit ein paar Frauen aus Bethlehem in ihren gestreiften Gewändern; sie haben auf der Brust ein Viereck von bunter Seide. Die Mädchen tragen ein Tuch mit Silbermünzen um den Kopf, die Frauen eine Kappe mit zwei spitzauslaufenden Ansätzen, die die Ohren bedecken; vor der Stirn Reihen von Münzen, von denen die eine an der anderen sitzt; nach hinten einige andere, und hier hängen an Fäden große Weihmünzen herab; der obere Teil der Haube besteht aus einem Wulst, der bei

den Reichen von einem silbernen Ring gebildet wird.

Bethlehem, großes Dorf aus Steinhäusern. Davor ein Tal, oder besser gesagt, ein weiter Trichter, eine Schlucht mit Nebenschluchten, die in ihr endigen oder von ihr auslaufen. — Aus Steinen erbaut, solide Bauten, man arbeitet viel mit der Kelle. — Am Eingang Frauen am Brunnen, die zwischen Kamelen Wasser schöpften. Links ein ekelhafter Platz, es sind die Latrinen der Stadt. — Von dort sehen wir nicht weit von uns, auf dem tiefer liegenden Felde gegenüber, Frauen, die einen Klagegesang singen: es ist ein Begräbnis; in der armenischen Kirche liest man die Totenmesse, als wir dort eintreten. — Das ganze Gebäude hat ein hölzernes Dach, der vordere Teil ist vom übrigen durch eine Scheidewand getrennt, runde Säulen, bunte Kapitäle mit Akanthusblättern von häßlicher Wirkung; zwei Reihen Säulen auf jeder Seite; darüber undeutliche Reste von Mosaiken. — Wie in der Grabeskirche sieht man die Armenier in der ersten Kapelle links; die Griechen haben die große in der Mitte und die kleine rechts; die Lateiner sind von den beiden andern getrennt und sind von trostloser Bedeutungslosigkeit; ausgenommen ihre Grotte des heiligen Hieronymus, ist alles bei ihnen ärmlich und unscheinbar.

Griechische Kirche: Altar aus Holz, à jour gearbeitet, mit Schnitzereien, stark hervortretend, vergoldet, die Tür in der Mitte ganz aus Gold. Zwischen den einzelnen Säulen des Altars Gemälde: der heilige Johannes, in der Rechten eine Schüssel haltend, auf der sein abgeschlagener Kopf liegt (ist das eine Apotheose?), ist er aus diesem Grunde, hier wie anderwärts, mit Flügeln dargestellt? Rechts Bildnisse des heiligen Nikolaus und des heiligen Spiridion zusammen, stehend, von vorn. Der obere Teil des Altars,

sein zweites Stockwerk, ist mit kleineren Bildern geschmückt, Szenen aus dem Leben Jesu. In Brusthöhe, auf einem Geländer aneinandergereiht kleine Gemälde desselben Stils auf Tafeln und zu dem Zwecke, von den Gläubigen geküßt zu werden.

In der linken Ecke, wenn man dem Altar zugekehrt ist, Bild Abrahams und Isaaks: im Vordergrunde rechts betet Abraham zum Herrn; links geht er mit Isaak, jedenfalls zur Opferstätte, mit dem Esel, der Holz auf dem Rücken trägt und den Kopf zur Erde senkt (um besser gehen zu können oder Gras zu fressen?). Im Mittelgrunde trägt Isaak selbst das Holz auf dem Rücken, und sein Vater hält ein Messer in der Hand. Im Hintergrunde Isaak in liegender Haltung, Abraham will ihn töten, ein Böckchen ist mit einem Strick an einen Baum gebunden; doch der rettende Engel erscheint oben rechts, und Abraham wendet den Kopf bei seiner Stimme. Überall sind Abrahams und Isaaks Köpfe von einer goldenen Scheibe umgeben, nur nicht als Isaak da liegt, bereit, geopfert zu werden.

Ein Gemälde ähnlicher Art an der Seite rechts vom Eingang zur Krypte, in der Nähe der zweiten griechischen Kapelle: in der Mitte (das Bild ist halbkreisförmig) die Jungfrau, auf die sich die Empfängnis in Form einer feurigen Zunge herabläßt, mit Heiligenschein aus Strahlen. Mitten auf ihrer Brust, stehend und die Arme ausgebreitet wie sie, Jesus in reifem Alter; er schwebt auf der weiten Falte ihres Gewandes, das in einem Bogen von einem Arm zum andern geht; sie selbst sitzt in einem Heiligenschein von lanzettförmigen Strahlen. In der Höhe über der Konzeptio schwebt Gott-Vater, und von beiden Seiten neigen sich die Patriarchen und Propheten herzu, um zu sehen, wie sie sich auf die Jungfrau herabläßt.

Das Bild stellt die verschiedenen Szenen aus dem Leben Jesu dar; die Jungfrau ist der Mittelpunkt, doch wohlverstanden, ohne jeden dramatischen Zusammenhang mit dem übrigen. — In der Nähe der dritten Kapelle oder des dritten Altars (griechische Kirche) eine prunkvolle byzantinische Jungfrau mit dem Knaben. Die bekleideten Teile sind mit natürlichem Brokat bedeckt, auf dem eine Menge glitzernder Sachen sitzen; sie trägt einen schwarzen Schleier in Haarnetzform, das heißt, er liegt wie bei den hiesigen Frauen unter silbernen Bändern um ihren Kopf; von ihrer Krone geht als schmückender Zierat eine Art von Pfauenschweif mit blauen und weißen Augen aus; einige weiße sind herausgenommen und die Löcher mit Cherubim-Köpfen ausgefüllt.

Krypte: zwei ganz gleiche Treppen aus rötlichem Marmor; zehn Stufen führen vom Eingang bis zur Krypte, sechs vom Niveau des Fußbodens der Kirche bis zur Schwelle der Krypte; die Treppe bildet einen Halbkreis; romanische Tür, die indessen eine leichte Spitzenbogenwölbung zeigt; zwei kleine Säulen aus weißem Marmor auf jeder Seite; über der Tür, rechte Seite, eine Jungfrau mit dem Kinde, byzantinisch, mit Gold erhöht. Kein Eindruck kommt an mystischer Lieblichkeit und zaubervollem Glanz dem gleich, wenn man von links in die Krypte steigt; das Auge verliert sich in dem Schimmer der Lampen, die in der Dunkelheit strahlen; in langen Reihen erblickt man sie vor sich, rechts und links und im Hintergrunde.

Fünf Lampen brennen, von einem Gitter umgeben, an der Geburtsstelle; die Lampen hindern uns (durch ihren Schein), eine im Hintergrunde aufgestellte Geburt in silbernem Rahmen zu sehen. Der Ort der Anbetung der

Könige ist halbmondförmig, sechzehn Lampen erleuchten ihn unter einer Art von vorspringendem Altar. Die Stelle, wo Jesus auf der Erde niedergelegt wurde, war durch einen großen Stern bezeichnet, dessen Gold verschwunden ist. Einige der Lampen brennen in grünen Gläsern; darüber sieht man Straußeneier an den Stellen, wo die Seile zusammenlaufen; Kreuzung der Seile an der Decke. Alles ist mit einem leichten Kattun bespannt (oder bedeckt). Ich habe dort verweilt, es wurde mir schwer, mich davon loszureißen, das ist schön, ist echt, und erzählt von einer mystischen Wonne; ein paar Lampen waren erloschen! Von den fünf Lampen der Anbetung der Könige brannte eine nicht mehr!

Frühstück bei Issa, einem Verwandten des Issa in Kene. — Fromme Andenken gekauft. — Eine halbe Stunde von Bethlehem die Gärten Salomos (Wadi Urtas). Entzückende Wirkung dieser kleinen Oase (die sich nach Süden erstreckt), inmitten der grauen, steinbestaubten Schluchten; die Crau ist eine Kinderei dagegen. Salomonische Teiche, drei; im zweiten ist wenig Wasser und der dritte ist halb gefüllt. Im Innern haben sie eine Decke aus Zement, sind am Grunde viereckig, drei verschieden hohe Spiegel längs der Mauern; zum Hinabsteigen Treppen an den Mauern. Man denkt an die Töchter Israels, die dort hinabstiegen, um in großen Urnen Wasser zu schöpfen; es ist eine Architektur à la Martins.

Dorf (ohne Namen), in einer ehemaligen türkischen Festung, immer angeblich von Salomo erbaut. Es ist fast nichts darin als ein großer verfallener Kique. — Auf dem Rückweg kommen wir nicht wieder über Bethlehem. — Issa verläßt uns und schlägt einen Weg nach rechts ein. — Links Grün von Ölbäumen, die eine Schlucht

ausfüllen und auf beiden Seiten bis zu halber Bergeshöhe emporsteigen. — Zusammentreffen mit Beduinen auf Kamelen, in weißen Hemden, mit entblößter Brust, halb nackt, auf ihren Tieren schaukelnd. — Als letzter des Trupps ein Neger. — Andere Begegnung: oben auf einer Höhe eine Herde junger Dromedare ohne Halfter und ohne Traglast, sie gehen im Zuge; beim Abstieg zerstreuen sie sich. Das harte Blau des Himmels erschien zwischen ihren steifen Beinen, die sich langsam bewegten. Auf dem letzten hinten eine Frau, die ein ganz kleines Mädchen mit einer kleinen, mit Silbermünzen bedeckten Mütze hielt. — Ich bin ganz allein nach Gethsemane hinabgegangen, bin wieder emporgestiegen, und wir sind durch das Jafator zurückgekehrt.

Jerusalem

Heiliges Grab (zweiter Besuch). — Am Eingang Salbungsstein aus geädertem, rötlichem Marmor, in einer Art von Rahmen aus demselben Material, an dessen Ecken sich vier Kupferkugeln befinden; oben und unten sechs Kandelaber; darüber hängen an Eisenketten acht ausgeschnittene Laternen, in blauen und grünen Farben, die von weitem an chinesische Lampions erinnern; dem Eingang gegenüber, jenseits des Salbungssteins Wandteppiche an der Mauer, die hauptsächlichsten Wunder Jesu darstellend.

Das Heilige Grab selbst: getünchte Kuppel, von achtzehn viereckigen Pfeilern getragen, die mit erbärmlichen Gemälden geschmückt sind. Die Kuppel zerfällt. Mitten unter der Kuppel kleine viereckige Kapelle, an deren Außenseite sich der koptische Altar befindet. Beim Eintritt in das Heilige Grab zieht man die Schuhe aus, muselmanische Bräuche herrschen vor. — Unser türkischer

Janitschare treibt mit tüchtigen Stockschlägen die Bettler fort (die übrigens unleidlich sind). — Ein Blinder, dem er einen Schlag mit der Faust gibt; es ist ein großer junger Kerl in roter Jacke, der sich schrecklich zu langweilen scheint. — Zwischen zwei Pfeilern der Kuppel bemerke ich die Küche der Wächter des Heiligen Grabes (die man auf einem Diwan am Eingange sieht); man wäscht Teller, im Hintergrunde sehe ich Feuer, man kocht, macht Kaffee. Im Kloster der Lateiner (Kapuziner des Heiligen Landes) haben wir unseren Janitscharen wiedergefunden, der sein Täßchen Kaffee bei den guten Patres trank.

Es sind zwei Räume vorhanden, der erste wird von zwölf Säulchen aus weißem Marmor getragen, die in der Mauer sitzen. Neben der Tür Eingang zu einer schmalen Treppe, die auf die Plattform des Gebäudes führt. Dieser Raum wird von fünfzehn Lampen erhellt, fünf gehören den Armeniern, fünf den Griechen, fünf den Lateinern. In der Mitte auf einem viereckigen weißen Marmor ein steinerner Würfel: Überbleibsel von dem, der das wirkliche Grab versperrte. — Der zweite Raum hat den Geruch von einer ersten Kommunion; es ist ein solches Gewirr von Lampen, daß man an die Ladendecke eines Lampenhändlers erinnert wird; dreizehn gehören den Armeniern, dreizehn den Griechen, dreizehn den Lateinern, vier den Kopten. Von den Kerzen ringsum im Saale brennen nur vier. Sparsamkeit!

Im Hintergrunde in der Wand ein Relief, ein Christus, bunt angemalt und von einer Auferstehung und einer Himmelfahrt flankiert, im erbärmlichen Rokokogeschmack des achtzehnten Jahrhunderts. Rote Blumen stehen in kleinen Porzellanvasen von kleinstädtischer Johannisbeerfarbe.

— Der Grabstein ist aus weißem Marmor; einige Ölflecke; in der Mitte ein großer Spalt. — Im Hintergrunde ein kleiner Schrank, in dem die Wachsstöcke liegen, die man auf dem Mauervorsprung anzündet; auch wir haben, wie die andern, solche angezündet. Der griechische Priester nahm eine Rose, warf sie auf den Stein, sprengte Rosenwasser darüber, segnete sie und gab sie mir; es war einer der bittersten Augenblicke meines Lebens; für einen Gläubigen wäre das so süß gewesen! Wieviel arme Seelen hätten sich gewünscht, an meiner Stelle zu sein! Wie verloren das alles für mich war! Wie empfand ich seine Leere und Nichtigkeit, das Groteske und die Atmosphäre. — Eine Frau von etwa fünfzig Jahren, mager, häßlich, blaß, kam und schlug mit ihren knochigen Händen an ihre dürre Brust.

Gegenüber griechische Kirche: Altar mit sieben Bögen. — Ich habe noch niemals so dicke Kerzen gesehen, sie sind wie Bäume. — Über dem Hauptbogen des Altars, in der Höhe und außerhalb des Altarniveaus, eine Art Kanzel in Balkonform, von wo der Patriarch an Festtagen den Segen erteilt. Unten von diesem Balkon in Trommelform gehen fünf Tauben aus (Heiliger Geist), die in ihren Schnäbeln an Fäden blaue Kugeln halten; das erinnert mich an die Zungen von Babylon, von denen Philostrat in seinem »Leben des Apollonius« spricht. Mitten in der griechischen Kirche in einer Art runder Urne eine Kugel aus weißem Marmor mit schwarzem Streifen, die die Stelle angibt, wo der Engel den heiligen Frauen erschien.

Man steigt zum Kalvarienberg auf einer neunzehnstufigen Treppe empor. Er zerfällt in zwei Teile. Die eine Hälfte, die prächtigere, gehört den Griechen; die

zweite den Lateinern. Überall Lampen, bunter Marmor; aber besonders und bei allen ein empörend schlechter Geschmack.

Obere Galerie, rings im Umkreis der Kuppel, in zwei Hälften geteilt; eine für die Armenier, die andere für die Lateiner; an der Wand der letzteren hängt das Bild Louis-Philippes.

Die armenische Kirche befindet sich unten, man muß mehrere Stufen nach der griechischen Kirche zu hinabsteigen (man hält sich nach rechts am Eingang zum Heiligen Grabe, zwischen der Treppe zum Kalvarienberg und der griechischen Kirche).

Der Pascha hat die Schlüssel zum Heiligen Grabe, sonst würden die verschiedenen Sekten sich dort zerfleischen. Um des Friedens willen ist es gut, daß die Türken die Schlüssel zum Heiligen Grabe haben; und doch erscheint das so außerordentlich widersinnig, daß man darüber lachen muß. — Vom Mord an einem Juden auf dem Platz vor dem Heiligen Grabe kann man sich durch eine Buße von sechzig Para loskaufen. — Während wir das Heilige Grab besuchten, hörte ich die verschiedenen Uhren der Kirche die vierte Stunde schlagen.

Dienstag, den 13. August.

Donnerstag, den 15., Mariä Himmelfahrt, wir haben die Stadt durch das Stephanstor verlassen; auf seiner äusseren Fassade sieht man vier Löwen, klassische, pompöse, wildaussehende, schöne Tiere, wie man sie in den »Histoires du monde« des sechzehnten Jahrhunderts findet. Soldaten wuschen ihre Wäsche in Holzkübeln; einer rief den jungen Jusuf an, der uns begleitete. — Stelle zwischen Felsen, wo Stephanus gesteinigt wurde. — Der Ölgarten

ist geschlossen, das ist das zweite Mal, daß wir ihn nicht besichtigen können.

Links Grabeskirche Mariä. Am Eingang ein Abessinier in blauem Turban, den wir schon am Heiligen Grabe gesehen haben; die Wirkung ist sehr schön; — Man steigt viele Stufen hinab. — Dunkelheit, hier und da einige Lampen, nur wenige brennen; man erstickt in Weihrauch. — Die Kapelle liegt im rechten Winkel auf der rechten Seite, doch ich bin mit Heiligkeiten übersättigt. — Wir treffen unsere kleine blonde Bettlerin wieder, die wir schon auf dem Platz vor dem Heiligen Grabe gesehen haben. — Eine Art von Scheik geleitet uns in eine Höhle hinab, wo ihm und andern zufolge Jesus im Blutschweiß gerungen hat. — Welche Wut, alles präzisieren zu wollen! Sie möchten Gott in ihren Händen halten!

Wir haben unter einem Baume zwischen dem Grab der Jungfrau und dem Ölgarten einen Schische geraucht und eine Tasse Kaffee getrunken. Nicht weit von uns gaben sich in einer Einfriedigung zwei Kapuziner demselben Zeitvertreib hin (außerdem tranken sie Schnaps dazu), in Gesellschaft von zwei sehr hübschen Personen, deren weiße Brüste man in voller Nacktheit sah. Das wäre etwas für Herrn von Béranger gewesen, welche Spässe würde er darüber gemacht haben. Er würde die »Pfeile der Satire« darauf abschießen! Joseph kaufte dort eine Art von trockenem Kuchen, ein dünnes, zartgelbes, mit Sesamöl zubereitetes Gebäck.

Wenn man das Tal Josaphat hinabgeht, drei Gräber zur Linken: das erste, Absaloms Grab, ist eine Art viereckiger Tempel, der von einer Trommel mit aufgesetztem Kegel gekrönt wird. An jeder Ecke ein Pilaster

in dem eine Säule sitzt; auf jeder Seite zwei Säulen mit jonischem Kapitäl, flacher Fries aus kleinen Vierecken von plumpem Geschmack; recht mäßiger Gesamteindruck. Das zweite Grab (das des Matthias) aus dem Fels gehauen und von ihm umgeben, im selben Stil, ausgenommen, was die Kapitäle der Säulen betrifft. Darunter im Felsen zwei Fenster oder viereckige Löcher (man gelangt durch das dritte Grab da hinein und man findet mehrere kleine Höhlen). Der Weg läuft davor her, mitten durch die israelitischen Gräber, die mit hebräischen Schriftzeichen bedeckt sind, ebenso wie die Mauern des dritten Grabes-(Ezechias' Grab), besonders diejenige, die nach Westen zu den Wällen gegenüber liegt. Säulen desselben Stils wie die des ersten Grabes; das Dach besteht aus einem einzigen pyramidenförmig geschnittenen Steinblock. Neben diesem letzten Grabe findet sich talabwärts ein viertes Bauwerk, eine Art kleiner Tempel, eine Totengruft, die in der Erde steckt und von der noch die formlosen Kapitäle zweier Säulen sichtbar sind; Steine versperren mit Absicht das Innere, denn sie sind zur Mauer aufgeschichtet, und der Eingang ist durch einen Erdhaufen verlegt.

Die Quelle Siloa befindet sich weiter unten, gegenüber dem Dorfe gleichen Namens, das auf dem Berge liegt. Es stehen dort einige Ölbäume, und zwanzig Schritt weiter beginnen Gemüsegärten. — Ein kleiner Junge kroch auf den Steinen herum; ein Esel schaute in einen leeren Trog. — Leute stiegen die Treppe der Quelle empor und trugen die gefüllten Schläuche auf dem Rücken. Ich habe das little Baby vorm Fall behütet und es wieder auf die Plattform gesetzt, auf der es sich befand. — Man steigt mehrere Stufen hinab; eine Wölbung;

eine zweite Treppe; darüber schwärzliche Felsen, in der Tiefe und wie in einer natürlichen Höhle ruhiges Wasser: das ist die Quelle. — Geräusch, das die Männer beim Füllen der Schläuche mit den Händen machten.

Das Haus des Kaiphas im Süden der Stadt, hoch oben, sauber, weiß, gewölbt, mit Arkaden. Im Hof rankt ein prächtiger Weinstock bis zum Dach empor; es ist der größte und mächtigste, den ich gesehen. Auf der Terrasse des Hauses hängen Weintrauben, Stephano hat welche davon gepflückt; sie waren noch nicht ganz reif dicke Trauben, violett, weiß.

Freitag, den 16. — Ausflug zum Jordan und zum Toten Meer. Je weiter man sich von Jerusalem entfernt, desto weniger steinig wird der Weg; bis nach Jericho geht es bergan und bergab. Scheik Mohammed, blond, mit weißem Turban, roten Stiefeln, und zwei andere Männer des Dorfes Siloa eskortieren uns; es kommen uns viele Beduinen mit ihren Kamelen entgegen, sie wollen Korn in Jerusalem verkaufen, es ist Basartag. Fürchterliche Halunken von wenig vertrauenerweckendem Äußern, mit allen möglichen Fußbekleidungen, von großen roten Stiefeln bis zur einfachen Sohle, die mit Stricken an den Fuß gebunden ist; um den Leib ein dicker, breiter Ledergürtel; Kufijes. Alle oder fast alle haben lange Flinten, davon viele mit Lederhüllen. Alles auf dem Rücken des Beduinen, einerlei was es ist, wird ein Teil des Beduinen, daraus erklärt sich die immer gleiche Farbe, obwohl das aus den verschiedensten Dingen besteht. Einige sind barhäuptig, ihre Frauen haben ungeheuer große Augen von der Farbe des gebrannten Kaffees; ihre Lippen sind blau gemalt.

Im Hintergrunde einer trichterförmigen Schlucht sehen

wir zwei Bauwerke: eine Art Arkade und daneben drei bis vier andere in Trümmern; es ist der Brunnen der Samariterin. Wir halten da einige Augenblicke; Esel, Kamele und Beduinen ruhten dort im Durcheinander. Glühende Sonne lag darauf wie rings auf den Bergen. Ein Kamel steigt die Anhöhe mir gegenüber empor; es schritt langsam aus. In der Verkürzung gesehen, zeigte es mir nur sein Hinterteil; der Raum sah zwischen seinen langsam schreitenden Beinen durch, die sich vom Blau abhoben. Es schien in den Himmel zu steigen.

Erde folgte auf die Steine, dann kam Kalkstein; ich weiß nicht, wie das möglich ist, doch wenn das Licht auf die weißen Wände des Weges fiel, entstand eine rosige Farbe, große undeutliche Stellen, die an der Basis lebhafter gefärbt waren und blasser wurden, je weiter sie sich den Fels hinaufzogen. Einen Augenblick erschien mir alles in einem rosigen Dunst zu zittern. Der Weg machte eine Biegung, die Sonne traf uns, ich hörte hinter mir unsere Scheiks galoppieren, die eine Fantasia ritten. Sie kamen an mir vorüber, ich stürmte wie sie vorwärts. Hier und da sieht man zwischen den Schluchten in einer Bergspalte die tiefblaue Fläche des Toten Meeres erscheinen an manchen Stellen ähnelt die graue Erde, die in regelmäßigen Abständen mit versengten Grasflächen wie betupft ist, einem ungeheuren Leopardenfell; anderswo zeigen sich zwischen dem roten Grund des Grases (es ist kein Gras, was da wächst, sondern Stroh) hier und da Stellen grauer Erde.

Bevor man in die Ebene von Jericho kommt, wird der Weg merkwürdig eng, wie ein gewundener Gang zwischen zwei riesigen Mauern; wir drücken uns auf der rechten Seite hin.

Ganz in der Tiefe dieses Tales von Nebi-Musa zieht sich eine feine Linie von Grün hin an der Stelle, wo im Winter der Bergstrom fließt, der jetzt versiegt ist; das sieht aus wie eine kleine grüne Natter, die am Fuße der großen Felsen hinkriecht. Oben vom Berge Nebi-Musa erblickt man eine große Ebene ohne Grenzen nach rechts und links, mit dem leuchtenden Grün der Bäume dazwischen, das überrascht und entzückt; im Mittelgrunde die glatte blaue Fläche des Toten Meeres; im Hintergrunde die Berge, die, je nachdem das Licht wechselt, alle möglichen Färbungen annehmen, deren Grundton ich nur als Blau bezeichnen kann; links der Berg Karantal mit einigen Ruinen darauf. Wir kommen in die Ebene hinab, und nachdem wir uns eine halbe Stunde zwischen Gruppen von dornigen Bäumen hindurchgewunden, kommen wir an die Ufer eines kleinen Flusses mit klarem Wasser; es wird abgeschirrt, gefrühstückt und Siesta gehalten.

Ain-Sultan. — Das Wasser hat starke Strömung, wimmelt von kleinen Fischen, die unsere Melonenscheiben mitnehmen. — Gegen vier Uhr kommen wir nach Richia einer türkischen Festung, einem viereckigen steinernen Bau mitten im Dorfe, das aus etwa vierzig Häusern und Hütten besteht. Im Hofe Gurbis, an die die Pferde gebunden sind. — Eine graue Stute mit ihrem kleinen Fohlen, das vor zwei Tagen geboren ist: es kann sich kaum auf den Beinen halten, es hängt in den Knien und tritt durch die Fesseln durch.

DIE PLÖTZLICHE ANARCHIE

Erstes Kapitel
DIE ANFÄNGE DER ANARCHIE

In der Nacht vom 14. auf den 15. Juli 1789 ließ der Herzog von Larochefoucauld-Liancourt Ludwig den Sechzehnten wecken, um ihm die Erstürmung der Bastille zu hinterbringen. „Es ist also eine Revolte ausgebrochen?" fragte der König. „Sire," antwortete der Herzog, „es ist eine Revolution." Das Ereignis war noch viel ernster. Die Macht war den Händen des Königs entglitten, ohne in die der Ständeversammlung gefallen zu sein. Der König befand sich in der Gewalt des entfesselten Volkes, der wütenden, wildaufgeregten Menge, der Pöbelscharen, die ihn auflasen, wie man in der Straße eine liegen gebliebene Waffe auflíest. In Wirklichkeit gab es keine Regierung mehr, das künstliche Gebäude der menschlichen Gesellschaft stürzte gänzlich ein, man kehrte zum Naturzustand zurück, — mit Einem Worte: nicht eine Revolution, sondern eine Auflösung fand statt.

I.

Erste Ursache der Anarchie: die Hungersnot. — Mißernte; strenger Winter; Teuerung und schlechte Beschaffenheit des Brotes.

Die ersten beiden Ursachen, welche die allgemeine Empörung zunächst hervorrufen und dann aufrecht halten, ist die Hungersnot. Zehn Jahre hindurch sozusagen in Permanenz erklärt und durch die Heftigkeiten, die sie im Gefolge hat, verschärft, wird die Hungersnot alle Leidenschaften des Pöbels bis zum Wahnsinn steigern und den ganzen Verlauf der Revolution zu einer Reihe konvulsivischer Fehltritte gestalten.

Wenn ein Gefäß bis zum Rande vollständig mit Wasser gefüllt ist, wird der geringste Zuwachs genügen, es überfließen zu lassen. Ähnlich verhält es sich mit dem Elend im acht-

zehnten Jahrhundert. Der Mann aus dem Volke, der das Leben kaum fristen kann, wenn das Brot billig ist, sieht sich vom Tode bedroht, sobald es teuer wird. In Todesangst empört sich sein tierischer Instinkt; der allgemeine Gehorsam — die Hauptgrundlage der öffentlichen Ruhe — hängt nunmehr davon ab, ob die Luft um einen Grad mehr oder weniger trocken oder feucht, kalt oder warm ist. Das Dürrjahr 1788 brachte eine schlechte Ernte, die überdies durch einen furchtbaren Hagel verringert wurde, welcher nicht nur in der Umgebung von Paris, sondern auch auf der ganzen Strecke zwischen der Normandie und der Champagne niederging, fruchtbare Landstriche verheerte und einen Schaden von 100 Millionen Francs verursachte. Der folgende Winter war der kälteste, den man seit 1709 erlebt hatte. Ende Dezember fror die Seine zwischen Paris und Havre zu und der Thermometer sank auf 18¹/₄ Grade unter Null. In der Provenze starb ein Drittel der Ölbäume ganz ab und die übrigen litten so sehr, daß man zu der Befürchtung berechtigt war, sie würden zwei Jahre lang keine Früchte tragen können. Dasselbe Unglück betraf das Languedoc. Im Vivarais und in den Cevennen gingen alles Getreide und das gesamte Viehfutter des Gebirges, sowie ganze Kastanienwaldungen zugrunde. In der Ebene war die Rhone zwei Monate lang nicht in ihr Bett zurückgekehrt. Kein Wunder, wenn im Frühling 1789 die Hungersnot allgemeiner wird denn je; und sie wächst von Monat zu Monat wie ein mit dem Austritt drohender Fluß.

Alle Maßregeln sind vergeblich. Die Regierung befiehlt den Grundbesitzern, den Pächtern und den Kaufleuten, die Märkte zu beschicken; sie verdoppelt die Einfuhrprämie, gibt vierzig Millionen aus, um Frankreich mit Getreide zu versehen, stürzt sich in Schulden und sinnt über weitere Mittel zur Abhilfe nach. Privatpersonen, Fürsten, Grandseigneurs, Bischöfe, Domkapitel, Gemeinden vervielfältigen ihr Almosen-

budget: der Bischof und das Kapitel von Troyes wenden den Armenbeschäftigungshäusern 18.000 Francs zu: ein reicher Mann läßt nach dem großen Hagelschlag 40.000 Francs verteilen: der Erzbischof von Paris macht ein Anlehen von 400.000 Francs, um ausgedehnte Wohltaten üben zu können: ein Bernhardinerkloster nährt sechs Wochen hindurch zwölfhundert Arme. Alles vergeblich, weil ungenügend: es gibt eben zuviel Arme. Weder die Vorkehrungen der Staatsgewalt, noch die Hilfeleistungen einzelner können den übermäßigen Bedürfnissen gerecht werden. In der Normandie, deren Leinen- und Putzwarenwaren-Industrie infolge eines verfehlten Handelsvertrages zugrunde gegangen, sind vierzigtausend Arbeiter beschäftigungslos, und in vielen Pfarrsprengeln geht der vierte Teil der Einwohner betteln. „Fast alle Bewohner, selbst die Pächter und die Grundbesitzer, essen Gerstenbrot und trinken Wasser," heißt es in einem Bezirk: in einem andern „essen viele Unglückliche Haferbrot, andere genäßte Kleie, so daß mehrere Kinder an den Folgen einer solchen Nahrung gestorben sind." Das Parlament von Rouen schreibt an den König: „Vor allem komme man dem dahinsterbenden Volke zu Hilfe. . . . Majestät, die Mehrzahl Ihrer Untertanen kann den Preis des Brotes nicht erschwingen: und was für Brot gibt man denen, die noch die Mittel zum Ankaufe haben!" Arthur Young, der Frankreich 1789 bereist, hört von nichts sprechen, als von der Teuerung des Brotes und der Not des Volkes. In Troyes kostet das Pfund Brot vier Sous — was heutigen acht Sous entspricht —, und die beschäftigungslosen Arbeiter strömen in die Armenwerkstätten, wo sie bloß zwölf Sous täglich verdienen. In Lothringen ist, wie alle Beobachter bezeugen, „das Volk halb tot vor Hunger." In Paris hat sich die Zahl der Brotlosen verdreifacht: das Faubourg Saint-Antoine allein zählt deren dreißigtausend. In der Umgebung der Hauptstadt fehlt es so ziemlich an Getreide, und das vorhandene ist verdorben. In Montereau ist anfangs

Juli der Markt leer. „Die Bäcker hätten nicht backen können," hätten die Polizeibeamten den Preis für ein Pfund Brot nicht auf fünf Sous erhöht. Der Intendant kann nur Roggen und Gerste senden, die „äußerst schlecht, verfault und voll gefährlicher Krankheitsstoffe sind; dennoch sieht sich die Mehrzahl der kleinen Leute in die grausame Notwendigkeit versetzt, dieses miserable Getreide in Gebrauch zu nehmen." Der Bürgermeister von Villeneuve-le-Roi schreibt: „Die zwei Kornsendungen waren so schwarz und gesundheitsschädlich, daß man sie mit Weizen mischen mußte, um sie verkaufen zu können." In Sens ist der Geruch des Gerstenbrotes so widerwärtig, daß die Käufer es dem Subdeligierten an den Kopf werfen. In Chevreuse hat man blos schimmelige Gerste von abscheulichem Geruch; „die Unglücklichen müssen schon an der äußersten Grenze des Hungers angelangt sein, um sich zum Essen des daraus gebackenen Brotes zu entschließen." In Fontainebleau „ergibt das halb angefressene Korn mehr Kleie als Mehl; um daraus Brot zu machen, ist man genötigt verschiedene Manipulationen damit vorzunehmen." Dennoch ist dieses Brot ein Gegenstand so wütender Nachfrage, daß „man es nur durch enge Schalteröffnungen zu verabreichen wagt." Selbst diese Vorsicht ist nutzlos, denn viele, die auf solche Weise zu Brot gelangt sind, werden auf ihrem Heimwege von stärkeren angefallen und beraubt. In Nangis verordnet der Stadtrat, daß niemand auf einem und demselben Markte mehr als zwei Scheffel Getreide kaufen dürfe. Bei der Knappheit der Vorräte bereitet auch die Verproviantierung der Armee große Schwierigkeiten; die Regierung ist gezwungen, zwanzigtausend Sester Roggen vor der Ernte abmähen zu lassen; „es ist sehr beklagenswert," schreibt der Marquis von Autichamp, „dies tun zu müssen, allein es wäre gefährlich die Soldaten Hungers sterben zu lassen."

Im tiefsten Frieden gleicht Paris einer ausgehungerten Stadt, die soeben eine lange Belagerung überstanden hat. Im

Dezember 1870 wird die Not nicht größer und werden die Lebensmittel nicht ärger sein, als im Juli 1789. Und je näher man dem 14. Juli kommt, desto höher steigt die Not. „Jeder Bäckerladen," sagt ein Augenzeuge, Montjoie, „war von einer Menge umgeben, an die man das Brot mit ängstlicher Genauigkeit verteilte. . . . In der Regel war das Brot erdig, schwärzlich, bitter; der Genuß desselben verursachte Halsentzündungen und Unterleibsschmerzen. In der Militärschule und in anderen Niederlagen habe ich Mehl von abscheulichster Qualität gesehen: gelb, übelriechend und zu so festen Massen zusammengeballt, daß man es mit Äxten zerschlagen mußte. Von den Schwierigkeiten, die mir die Erlangung des daraus gebackenen Unglücksbrotes bereitete, entmutigt, und von dem mir an den Wirtstafeln angebotenen angeekelt, leistete ich auf eine so beschaffene Nahrung gänzlich Verzicht. Abends begab ich mich in's Café du Caveau, wo man glücklicherweise so aufmerksam gewesen war, mir zwei sogenannte 'Franzbrote' zu reservieren; sonst habe ich die ganze Woche kein anderes Brot gegessen." So gut haben es freilich nur die Reichen. Die Leute aus dem Volke müssen, um zu Brot zu kommen, stundenlang warten und Queue machen, wobei es nicht ohne Schlägereien und Plünderungen abgeht. Man arbeitet nicht mehr, die Werkstätten stehen leer. Manchmal kehrt der Arbeiter, der einen Tag mit dem Queuemachen beim Bäcker zugebracht hat, mit leeren Händen heim; und bringt er schon einen Brotlaib von vier Pfunden mit, so kostet ihn derselbe 3 Francs und 12 Sous, denn er hat seinen Arbeitstag verloren. Ist es nicht natürlich, daß in der an den Türen der Bäckerladen wogenden, müssiggehenden, hungrigen, aufgeregten Menge schwarze Gedanken keimen? „Wenn die Bäcker heute Abend kein Mehl erhalten, haben wir morgen nichts zu essen!" Schrecklicher Gedanke! Um gegen ihn anzukämpfen, kann die Regierung kaum stark genug sein; nur Gewalt, sichtbare, anwesende, drohende,

bewaffnete Gewalt kann hungrige Mengen im Schach halten.

Unter Ludwig dem Vierzehnten und Ludwig dem Fünfzehnten hatte man mehr gelitten und öfter gefastet; aber die Empörungen waren nur vorübergehend und vereinzelt, weil sie rasch und schonungslos unterdrückt wurden. Als man die Aufwiegler henkte oder auf die Galeeren schickte, sahen die Bauern und die Arbeiter ihre Ohnmacht ein und kehrten an ihren Pflug und in ihre Werkstätte zurück. Eine Mauer, die einem zu hoch dünkt, versucht man nicht zu erklettern. Wie aber, wenn die Mauer einen Riß bekommt und alle ihre Wächter — Klerus, Adel, Dritter Stand, Gelehrte, Politiker und selbst die Regierung — eine Bresche hineinbohren? Nun, dann werden die Unglücklichen zum erstenmal gewahr, daß ein Ausgang vorhanden ist; sie schlüpfen durch denselben, erst gruppen- bald aber massenweise, und die Empörung ist jetzt ebenso allgemein, wie früher die Resignation.

II.

Zweite Ursache der Anarchie: die Hoffnung. — Lockerung und Milderung der administrativen Gewalt. — Lokalversammlungen. — Das Volk wird sich seines Zustandes bewußt. — Einberufung der Ständeversammlungen. — Die Hoffnung erwacht.

Durch jene Bresche dringt ein heller Hoffnungsstrahl, der allmählig auch die untersten Schichten des Volkes erwärmt. Seit einem halben Jahrhundert kennt man die Hoffnung; zuerst hat sie sich in den schönen Wohnungen, die die Aristokratie im ersten Stockwerk des Gebäudes innehat, blicken lassen, dann im Parterre bei der Bourgeoisie und seit zwei Jahren in den Kellern des armen, arbeitenden Volkes, ja sogar an den Stätten des Lasters, in den versteckten Winkeln, wo allerlei dunkle Existenzen, Landstreicher, Uebeltäter, ein ganzer Schwarm gefährlicher, überhand nehmender Bösewichter sich dem Arme des Gesetzes entziehen.

Den zwei ersten, von Necker 1778 und 1779 eingeführten Provinzial-Versammlungen fügt Loménie de Brienne 1787 neunzehn neue hinzu, deren jede eine Reihe von Arrondissement-Versammlungen unter sich hat. Diesen hinwiederum unterstehen die Versammlungen der Pfarrsprengel. So erfährt denn der ganze Verwaltungsapparat eine gründliche Umgestaltung. Die neuen Versammlungen repartieren die „Taille", überwachen deren Eintreibung, entscheiden und leiten alle öffentlichen Arbeitsangelegenheiten und fällen in letzter Instanz Urteile über die meisten Streitsachen. Infolgedessen verlieren die Intendanten, die Subdelegierten und die Steuerräte drei Vierteile ihrer Befugnisse. Zwischen den rivalisierenden Mächten, deren Grenzen unklar bestimmt sind, erheben sich Zwistigkeiten: das Kommando ist schwankend und der Gehorsam nimmt ab. Der Untertan fühlt auf seinen Schultern nicht mehr das schwere Gewicht der einzigen Hand, die ihn früher niederdrückte und vorwärtstrieb, ohne daß ein Widerstand möglich gewesen wäre. In jeder Pfarrbezirk-, Arrondissement- und Provinzial-Versammlung sitzen Bürger, Landwirte und selbst einfache Pächter neben Seigneurs und Prälaten. Sie hören und merken sich die enormen Steuersummen, die der Dritte Stand allein oder beinahe allein bezahlt und ermangeln nicht, diese Dinge zu Hause mit ihren Nachbarn zu besprechen. Da die Ziffern gedruckt werden, nimmt der Dorfadvokat Anlaß, darüber Sonntags in der Schenke mit seinen Klienten, den Bauern und Handwerkern, zu räsonnieren.

Und man merke wohl: diese Winkelversammlungen sind autorisiert und sogar von oben ermuntert. Anfangs 1788 verlangen die Provinzialversammlungen, daß die Behörden und die Bewohner jeder Pfarre Lokalversammlungen halten, um festzustellen, über welche Übelstände man sich zu beklagen habe, wie das Steuersystem arbeitet, wieviel der Landwirt zahlt und was er leidet, wieviele Privilegierte es in jeder Pfarre gibt, wie hoch sich deren Vermögen beläuft, ob sie

auf ihren Gütern leben, wie weit sich ihre Steuerfreiheit erstreckt usw. Der die Feder führende Dorfadvokat zeigt in den Antworten gleichsam mit dem Finger auf jeden Privilegierten, kritisiert dessen Lebensweise, schätzt sein Vermögen ab und berechnet den Schaden, den das Dorf durch seine Privilegien erleidet; natürlich schimpft er auch gehörig auf die Steuern und die Beamten. Der Dorfbewohner grübelt eifrig nach über das, was er in diesen Versammlungen zu hören bekommt. Er lernt seine Leiden hier mit einem Blick übersehen; während er sie früher blos einzeln betrachtete, sieht er sie jetzt im Zusammenhange mit den gewaltigen Uebeln, unter denen seine Nachbarn leiden. Überdies beginnt er, die Ursachen des Elends zu erkennen. „Der König hat gute Absichten? Sehr wohl, aber warum nehmen uns seine Beamten soviel Geld ab? Die Seigneurs und die Prälaten hegen keine bösen Absichten? Gut, aber warum lassen sie uns an ihrer Stelle zahlen?" Es ist das Räsonnement eines Lastpferdes, das infolge eines plötzlichen Vernunftstrahls die Pferdegattung neben der Menschengattung erblickt: muß dieses Pferd nicht seltsame Gedanken bekommen? muß es sich nicht über die Postillone und Kutscher aufhalten, die es zügeln und peitschen, und sich über die wohlwollenden Passagiere und empfindsamen Damen wundern, die es zwar beklagen, aber seine Last vermehren, indem sie dem Gewicht des Wagens das ihrer Personen und ihres Gepäcks hinzufügen? Auch der Bauer, der plötzlich erleuchtet wird, macht sich allerlei neue Gedanken über eine unterdrückte Menge, der er angehört, über eine weit und breit zerstreute, überall irregeleitete, ausgehungerte, geschundene Menschenschar. Zwischen den Zeilen der Briefe der Intendanten und der militärischen Befehlshaber liest man, daß Ende 1788 das allgemeine, dumpfe Grollen eines bevorstehenden Zornesausbruchs in der Luft lag. Die Menschen scheinen ihren Charakter zu ändern; sie werden argwöhnisch und ungefügig.

Und gerade in diesem gefahrdrohenden Übergangsstadium lockert die Regierung die Zügel und beruft das Volk zur Selbstregierung. Im November 1787 erkärt der König, er werde die Ständeversammlungen einberufen. Am 5. Juli 1788 verlangt er allen kompetenten Körperschaften und Personen Gutachten über diesen Gegenstand ab. Am 8. August bestimmt er den Tag des Zusammentrifts der Versammlungen und am 5. Oktober beruft er die Adeligen ein, um mit ihnen zu beraten. Am 27. Dezember bewilligt er dem Driften Stand eine doppelte Vertretung, weil „dessen Sache, die an die edeln Gefühle appelliere, stets die öffentliche Meinung für sich haben werde." Am selben Tage gewährt er den Pfarrern eine Majorität in den Wahlversammlungen, weil „diese guten und nützlichen Hirten sich mit der Not und der Unterstützung des Volkes täglich und in der Nähe beschäftigen, weshalb sie dessen Leiden und Bedürfnisse auch besser kennen." Am 24. Januar 1789 setzt er alles auf die Ordnung und die Form der Einberufungen bezügliche fest und vom 7. Februar an gehen allmählig die Einberufungsbriefe ab. Eine Woche später beginnt jede Pfarrversammlung, ihre Beschwerdeschrift zu redigieren und sich über die Einzelheiten aller aufgezählten Leiden zu erhitzen.

All' diese Berufungen und Handlungen sind Schläge, die in der Phantasie des Volkes einen Widerhall finden. „Seine Majestät," heißt es im Reglement, „hat den Wunsch ausgedrückt, daß selbst in den entlegensten Gegenden seines Reiches jedem Bewohner ermöglicht werde, ihm seine Wünsche und Beschwerden mitzuteilen." Die Sache hat also ihre Richtigkeit: sie unterliegt keinem Zweifel. Man ladet die Leute zum Sprechen ein, man läßt sie herbeikommen, man berät mit ihnen, man will ihren Notstand lindern: ihr Elend soll geringer werden, bessere Zeiten stehen in Aussicht. Soviel wissen sie, — mehr nicht. Alles, was eine Bäuerin in der Champagne am 12. Juli 1789 Arthur Young antworten

kann, ist, „daß man ihr gesagt habe, es gebe reiche Personen, die etwas für die Unglücklichen der unteren Klassen tun wollen": aber wer, wie und was, weiß sie nicht, — derlei Fragen sind für ein träges, mechanisches Gehirn zu schwierig und verwickelt. Dieses hegt nur einen Gedanken: die Hoffnung auf eine plötzliche Besserung, die Überzeugung, daß man ein Anrecht darauf habe, und der Entschluß, mit allen Mitteln dazu beizutragen, daß die Besserung herbeigeführt werde. Daher rührt eine ängstliche Erwartung, ein tatbereiter Eifer, die Straffheit einer angespannten Willenskraft, die nur eine Gelegenheit abwartet, um wie ein unwiderstehlicher Pfeil auf das unbekannte Ziel loszuschnellen, das man jetzt noch nicht kennt. Plötzlich erblickt man dieses Ziel: es ist der Hunger, der dasselbe vorschreibt: die Märkte müssen mit Getreide beschickt sein: die Pächter und die Grundbesitzer müssen Getreide zu Markte bringen: die Großhändler und die Regierung dürfen es nicht anderswohin senden: es muß billig sein: die Preise müssen behördlich bestimmt werden: der Bäcker muß das Pfund Brot um zwei Sous verkaufen können: auf Getreide, Mehl, Wein Salz, Lebensmitteln dürfen keine Abgaben lasten: die herrschaftlichen und geistlichen Zehnten und Gebühren müssen abgeschafft, die königlichen und die Gemeinde-Steuern aufgehoben werden. Dieses Zieles halber, um dieses Gedankens willen brechen im März, April und Mai allenthalben Aufstände aus. Die Zeitgenossen „wissen nicht, was sie von einer solchen Landplage halten sollen: sie begreifen nicht die zahllose Menge der Übeltäter, die, ohne sichtbare Führer, sich dennoch verschworen zu haben scheinen, sich überall derselben Ausschreitungen schuldig zu machen, und zwar gerade in dem Augenblick, da der Zusammentritt der Ständeversammlungen bevorsteht". Unter der alten Ordnung der Dinge hatte sich eben die Feuersbrunst, weil bei verschlossenen Türen glimmend, nicht recht ausdehnen können: jetzt aber

ist die Türe plötzlich geöffnet worden: was Wunder, wenn der eindringende Luftzug die Flammen lichterloh emporschlagen läßt?

POLEMIK GEGEN DIE HÖLLE

VON HERMANN KESSER

Der Dichter, immer gewärtig, sich von der eigenen Glut entführen zu lassen, er weiß vor andern, daß die Entdeckungen des Scharfsinns allein keine Früchte tragen. Es genügt ihm nicht, erworbenes Wissen weiterzugeben. Der Umsatz an Wissenschaft hilft nicht fort. Es bliebe die Großtat von rein erkennenden Genies und Talenten allzulang einsames Selbstgespräch, Denk-Sport und Intelligenz-Schachbrett (eine ehedem befürwortete Auffassung!); es blieben die Denkenden isolierte Geist-Mathematiker und waffenlose Kopfschützen: wenn nicht Ideen und Systeme in Gefühl und Aktion umgestaltet würden. — Ein naheliegendes Beispiel: Der Sozialismus. Ohne den Gefühlspropagandisten Lassalle, der fast ein Dichter gewesen ist und mit dem Sozialismus die Menschheit, nicht allein die Arbeiterschaft gemeint hat, wäre der große Sozialmaterialist Marx jahrelang totes Kapital und orthodoxer Katheder geblieben.

Philosophie und Wissenschaft werden gelesen; Gefühle werden gelebt, und der Mensch frägt: Was soll ich tun?

Den Dichter, der sich dieselbe Frage nicht ohne Unterlaß stellt, verstehe ich nicht.

Der Mensch, leider selten bereit, sich Wahrheiten einreden zu lassen, wünscht sich: Eine freie seelische Zuverlässigkeit des eigenen Gefühls; er will sich selbst; er will eine intuitive, eine aus der reinen Empfindung aufsteigende Sicherheit. Nur dieser wohlvorbereitete Mensch wird nicht

versagen und immer zur Hingabe gerüstet sein. Gefühlserziehung und Gefühlserschaffung ist alles.

Aber der Gefühlserzieher muß ein Bruder der Liebe sein. Den ausgelernten Moral-Beamten, der sein bestelltes ethisches Verzeichnis auswendig weiß, umarmt man ebenso ungern wie den Richter und Henker. Die Moral-Beamten sind verdächtig, seit sie jede Verfügung verdaut und auf ihre Liste gesetzt haben. An ihrer Stelle überträgt der Dichter seine Seele, nicht ein ausgesottenes Heilsrezept — und ist unermüdlich im Traum und ausschweifend in erlösender Phantasie; er rüttelt an der Welt, bis endlich der blaue Himmel auf die Erde fällt — und er zeigt die Hölle — und fordert unter Umständen auf, die Türen nach der Hölle zuzuwerfen!

Wenn man ihm deshalb Tendenz vorwirft, so möge er sich nicht schämen! Ist es ein Vergehen, in dieser Zeit mit Inbrunst aufs neue zu wünschen, daß die Hölle abgesperrt und nach und nach vernichtet werde? — Mich dünkt, die großen Dichter aller Zeiten haben gegen die Hölle polemisiert, ohne daß sie deshalb nur Polemiker gewesen sind. In allen Ewigen ist etwas von bewußten und absichtlichen Kämpfern gegen die Hölle, etwas von Drachentötern gewesen.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß ein Ur-Polemisches die Wurzel aller Geistigkeit ist.

Der unendliche menschliche Überwindungstrieb ist ein unendliches Bemühen, den Riß in der Schöpfung zu flicken, ist ein unaufhörlicher Polemos gegen Misstände und Greuel; und es sollten jene, die kritischen und polemischen Naturen vorzuwerfen pflegen, daß sie „von Reibungen" leben, sich nebenbei sagen, daß die Unzufriedenheit, positiv ausgedrückt die Verbesserungssehnsucht, die Mutter aller produktiven Bewegung, nicht nur der Polemik ist.

Schmiegsame zufriedene Tages-Akustiker haben die Welt

noch niemals vorwärts gebracht. In jedem starken Künstler und Dichter, in jedem unabhängigen Denker lebt der Rebell — in jeder wahrhaft weltbild-bedeutenden Dichtung, in jeder solchen Tat, klingt irgendwie enharmonisch das Willensmotiv auf; in jedem reifen und aus dem Rhythmus der Zeit geborenen Kunstwerk ist der wollende Mensch wie durch ein Transparent zu erkennen.

Die Versicherung jung blühender Dichter, daß sie sich frei von jedem Willensinhalt wissen, ist glaubwürdig; sie sagt nur aus, daß sich der Willensinhalt erst dann einstellen kann, wenn sich einige Kenntnis der Mit- und Umwelt eingestellt hat.

Und nur die umfangreichen Talente und Geister kommen dorthin, wo die Aussagen für die Menschheit beginnen, und wo Dichter zu Kriegern gegen Dummheit und Dunkelheit werden, bereit zu verbrennen — und an Selbstverbrennung zu sterben.

Die erbittertsten Tendenzfeinde sind heute: Die unbewußten Passivisten mit den übernommenen Höllen-Tendenzen, die Angeführten, die niemals ihre Führer erkannt haben. Wahrscheinlich ist, daß mancher nur aus falscher Eitelkeit nicht umzusteigen wagt. Viele, die da glauben, eigene Musik zu gestalten, haben längst erkannt, daß sie nur Grammophon und Orchestrion gewesen waren. Ja wer hätte denn nicht verbrauchte Töne aus alten Wiegenliedern, Hochzeitsmärschen und Grabgesängen in sich gehabt? Bei dieser Gelegenheit: Keine Selbstgerechtigkeit! Wohl denen, die niemals Abschied nehmen mußten! Aber wer sich zum Abschied entschlossen hat, ist der Mutigsten einer! Es gibt kein Wettrennen um Gesinnungstüchtigkeit, keinen verspäteten Start. Die lebenden Geister werden immer Führer sein. — Die Uhren fiebern, der Perpendikel rast: „Die Zeit! — Die Welt! — Die Welt! — Die Zeit!" Keiner darf sich weglassen. Auf in den Kampf gegen die Hölle!

VON EINER KOMMENDEN LITERATUR
VON HANS NATONEK

Die Gesamtheit der Zufallserscheinungen, daß ein paar hundert Leute, teils weil sie nicht anders und nichts anderes können, teils weil sie aus wirtschaftlichen Gründen müssen, Bücher schreiben, nennt man Literatur.

Weil sie nicht anders können: Das sind die Erlebniskünstler, die selbstquälerischen Michel Angelos der Sprache, die Literaten von ganz großem Ausmaß; sie sind, gewiß, Meister des literarischen Ausdrucks, sie bringen, Jahr um Jahr, mit großem Fleiß, mit Entsagung, Sorgfalt und schmerzvollen Wehen Gestaltung um Gestaltung hervor, die sich, konservierte Mikrokosmen, säuberlich in Bücherschränken aneinanderreihen lassen. Ja, es sind mitunter auch Dichter darunter, wahrhafte Seelen, die, indem sie mit zerrissener Brust durchs Leben wandeln, schauend vergehen. Wieviel schöne Seelenkraft wird verschwendet, damit ein gutes Buch entstehe! Und, wie gering ist die Wirkung, im Verhältnis zum vertanen Aufwand. Unbegreiflich, daß die Dichter nicht unter der Tragik zusammenbrechen, neben dem Leben, für das sie sich verbluten, einherzugehen und im besten Falle Literatur zu werden. Ist es denn wirklich alles, ein gutes Buch herausgebracht zu haben, das zu ein paar wesensverwandten Menschen spricht; ist denn das literarisch Gestaltete wirklich nur deshalb da, um neben, um über dem Leben, souverän und stolz abgewandt, sein eigenes Dasein zu führen? Ach, die gute Literatur, das ist eine Unsumme von köstlichen Privatangelegenheiten, nach gewissen Gesetzen erzeugt und hervorgebracht, nach usuellen Vorschriften beurteilt und gewertet. Als ethischen Effekt kann man dieser schönen Gefühls-, Denk- und Sprachartistik allenfalls die Ablenkung

vom rohen Leben, die Abkehr von ihm, die Flucht in ein reineres, erträumtes und gedachtes Dasein zugestehen. Bücherschreiber, das sind häufig nichts anderes als die Anführer der Flucht, als die Verführer zur Flucht (gleichgültig, ob der Leser von Kultur sich dem schönen Wort- und Denkgebilde hingibt, oder die Dienstmagd ihr kümmerliches Dasein über einen Romanschmöker vergißt). Weil das Leben so unsagbar dumm und traurig ist, ist die Dichtung so schön . . . Diese Dichter gestalten ein Leben über dem Leben, weil sie das Leben in der Tat nicht gestalten können; sie tun sich auf ihre Wort-Plastiken nicht wenig zu gute, die als tote Präparate und Modelle in den großen Schrein der Literatur wandern und dort liegen bleiben, ohne etwas zu bewirken. Die Dichter machen Kunst, die nichts anderes ist als Kunst, weil sie müde vom Leben sind, Angst vor ihm haben, an ihm leiden.

Die andere Gruppe — gewaltiger an Zahl als die erste, aber homogener als sie — bilden die Erwerbsschriftsteller; hier ist die Literatur (mag sie sich nach außen hin noch so maskieren) im Innersten eine geschäftliche Angelegenheit, das Buch nichts anderes als ein Handelsobjekt.

So menschlich ergreifend (wenn auch für den großen Zug des Lebens belanglos) es ist, daß einer aus der Not der Seele schreibt, so erbärmlich und trivial ist es, daß es einer tut, weil er's kann und weil es Geld einbringt. Das Wort, das höchste Mittel des Geistes und zweifellos bestimmt, das Wunder des Lebens eines Tages doch noch zu erschließen, ist hier erniedrigt und entwürdigt. Gräßlich der Gedanke, daß der größte Teil des Geschriebenen nur deshalb entstand, weil die Leute verdienen oder auch nur ihre Lebensnotdurft befriedigen wollen. Aber weder ist hier das Schmunzeln kommerziellen Mitverstehens, noch soziales Mitgefühl am Platze. Diese ganze Gruppe der Literatur, vom letzten dummen Familien-Zeitungs-Roman bis zur geölten

Mache beliebter Belletristen ist verderblich: nicht etwa deshalb, weil sie die ästhetische Bildung der breiten Menge verhindert (das wäre ein geringes Übel), sondern weil sie, wie wucherndes Unkraut, dem Boden Raum und Kraft wegnimmt und die Machtentfaltung des Geistes hindert. Es ist ein Mißbrauch aller, die da lesen gelernt haben, daß ihnen minderwertige, oder auch nur belanglose Lektüre gereicht wird: das Alphabet hat wahrlich eine höhere Berufung, als lesendes Volk zu amüsieren und schreibendem eine Verdienstmöglichkeit zu geben! Überhaupt hat die Menschheit kein Recht, bei sprachlich geformten Gebilden Unterhaltung zu suchen, solange nicht die Sprache ihre Sendung erfüllt hat: Die Welt besser zu machen.

Warum sollte es unmöglich sein, das unnütze Kraut aus der Literatur auszurotten? Das Gedruckte muß erst die Aufgabe erfüllen, die ihm in der Welt bestimmt ist, ehe es Vergnügen und Spiel sein darf. Die Literatur darf nicht länger der Sammelplatz verdienender Schreiber sein. Man treibe dieses klägliche Literaturelend ab, das um Geld Bücher verfertigt. Nur so kann das gestaltete, das gestaltende Wort zu seiner geistigen Bestimmung, zu seiner wirkenden Kraft befreit werden.

Diese radikale Säuberung der Literatur (um allerhöchster Ziele willen) ist eine schwere Aufgabe: aber sie ist nicht undurchführbar. Ohne eine gewisse Diktatur wird es freilich kaum abgehen. Das Verdienertum in der Literatur muß rücksichtslos niedergekämpft werden. Daß sich doch dem Geist Diktatorenmacht gesellte! Daß er über ungeheuren Besitz verfügte, um die elenden Literaturbetriebe aufzukaufen, sie zu schließen oder, sie umgestaltend, in seinen Dienst zu stellen! Ja, er könnte auch mit sanfter Gewalt vorgehen und ein paar hundert Schriftsteller überzeugen, daß sie im Dienst einer großen Aufgabe (an die sie glauben müssen, auch wenn sie sie noch nicht erfassen) handeln, wenn sie

ihre Tätigkeit einstellen. Man müßte diese Autoren natürlich entschädigen, ihnen ihr Talent gleichsam in Bausch und Bogen abkaufen. Da viele Schriftsteller sich ohnehin daran gewöhnt haben, ihr Talent zu verkaufen, es durch Bücher in Geld umzusetzen, wird es solchen Autoren nicht schwer fallen, dieses Talent gegen eine Abfindungssumme zu veräußern, indem sie sich verpflichten, es nicht mehr auszuüben. Solche Schweigegelder als Literaturstiftungen wären wahre Kulturfonds. Man dürfte dann mit gutem Recht behaupten, daß diese Schriftsteller zum erstenmal durch ihre Enthaltung in den Dienst einer großen Geistesgemeinschaft eingetreten sind. Und an jenen besseren Elementen, in denen Spuren echten Dichtertums erkennbar sind, täte man ein wahrhaft menschliches Werk des Erbarmens (ganz abgesehen von der kulturellen Tat), wenn man sie von den Verführungen und Erniedrigungen des Lebenskampfes bewahrte, indem man diese Autoren, gleichsam als Pensionäre des Lebens, ein für allemal sicherstellt. Geld darf nicht Schuld daran sein, daß Schreibende, zu Besserem berufen, vom Geiste abfallen.

Man wird es den Köpfen einhämmern müssen, daß Literatur weder eine Angelegenheit des Unterhalts noch der Unterhaltung ist; daß sie mehr ist als ein Spiel ästhetischer Gesetze, mehr als die Möglichkeit, sich beichtend zu befreien, oder im Genuß des Literarischen sich dieser verdorbenen Welt zu entwinden; (wiewohl zugestanden sei, daß mit dieser Skizzierung eine steigende Wertstaffel angedeutet ist). Um aber die unterste, breiteste Stufe seichter literarischer Künste (das ist die Mehrheit alles Gedruckten) zu zertrümmern, wird es nötig sein, die Literatur gänzlich aus der Wirtschaftssphäre auszuschalten. Frei von allen Gesetzen des Marktes und vom Stachel des Erwerbs soll sie ihre wirkenden, dienenden, lebengestaltenden Kräfte entfalten. Der Gedanke, daß mit Büchern Geld zu machen sei, muß bis zur Lächerlichkeit verblassen. Man wird dann

sehen, wie rasch die beliebten Autoren ihr Handwerk niederlegen, wie rasch der »Drang« versiegt, da ihm das Ziel entzogen wird. Der literarische Markt — dieses ekle Bild der Unkultur — hört auf. Es ist schändlich, daß ein so sublimes Instrument, wie der Geist, so lange unter dem gemeinen Gesetz von Angebot und Nachfrage stehen muß! Es muß möglich sein, daß Schreibende, die etwas zu sagen haben, lebenslänglich versorgt werden, damit sie nie aus Notdurft dem Ungeist verfallen. Und jene Erwerbsschriftstellerei, deren Plattheit und Nichtigkeit erkannt ist, ist durch Schweigegelder stillzulegen. Nirgends ist die Liberalität, die vor jedem diktatorischen Eingriff zurückschreckt und das Spiel der Kräfte unbegrenzt walten läßt, verderblicher als dort, wo geistige Werte auf dem Spiele stehen.

Um das Ziel: Befreiung der Literatur aus dem kapitalistischem Getriebe der Wirtschaft zu erreichen, wird es nötig sein, daß der Geist alle seine Mittel bis zur letzten Druckmaschine in seine Hand bekomme. Das Kapital brachte ungeheure Vertrustungen der öffentlichen Meinung, also eines wichtigen literarischen Mittels (denn alles Gedruckte ist Literatur) zustande, — dem Geist, mit gewaltiger realer Macht ausgestattet, müssen noch viel größere Konzerne und Vertrustungen aller Mittel des Geistes (Verlage, Druckereien, Zeitungen, Theater usf.) möglich sein. Bis jetzt diente das Gedruckte allem erdenklichen, zu allermindest aber dem Geiste, in Zukunft wird das Gedruckte dem Geiste dienen, bis hinab zur letzten Provinzzeitung. Bis jetzt wollte die Literatur nur Geld, oder sie wollte gar nichts oder (was beinahe das Gleiche ist) sie wollte nichts als die schöne, äußerst vollendete Form. In Zukunft wird die Literatur mit Verantwortung allerhöchste Ziele wollen: Den Eingriff in diese Welt. Das Buch und die Presse und jedes Mittel öffentlicher Kundgebung wird ein solcher Geist der Verantwortung erobern müssen, um sich zu verwirklichen. Niemand, in dem Ver-

nunft lebt, wird sich dem großartigen Strom geistiger Verantwortung, der durch die Zeit brausen wird, entgegenstellen. Wer es tut, dem sei Kampf angesagt! Der Feind ist, wer die Menschheit in Dummheit erhalten und sie weiter dumm machen will; wer die Einsicht höhnt, daß die Welt von Grund auf besser zu machen sei; mit Feuer und Schwert des Wortes wird er niedergerungen werden.

Weil das Leben schlecht ist, haben wir diese Literatur — ein zufälliges Gemisch aus Spekulation, Betrieb und seelenhaften Privatangelegenheiten — die über dem Dasein ein anderes Leben träumt, oder auch nur billige Kopien von ihm kitscht. Und weil dieses geträumte, künstlerisch ausgedrückte oder auch nur gekitschte Leben nicht auf das wirkliche zurückwirkt (oder höchstens nur dieses), weil niemand (mit zulänglichen Mitteln) versucht, dieses wirkliche Leben besser zu machen, muß es notwendig schlecht bleiben. Das Leben kann nur dann anders werden, wenn die Literatur (noch einmal: in dem erweiterten Sinne der Gesamtheit alles Gedruckten!) anders wird; und dann ist es keine Literatur in dem heutigen Sinne mehr. Dann bosselt sie nicht mehr über dem Leben Kunstgebilde oder kitscht billige Kopien, sondern wirkt ins Leben hinein, gestaltet, bessert, lenkt es. (Schon die Freigabe tausender Gehirne, die sich albernem Lesestoff hingaben, müßte eine günstige Veränderung der Welt bewirken). Die Dichter, zu großem Dienst bereit, sind die berufensten Helfer am Werk der Weltgestaltung. Daneben sind es alle, die die Feder führen. Ist die Literatur nicht im Innersten müde, muß sie es nicht sein, wenn sie auf die gehäuften Schätze blickt, die sich aus ältester Zeit bis in unsere Tage hinauf strahlend breiten? Was will sie uns nach Homer, Sophokles, Aristophanes, Cervantes, Shakespeare, Goethe, Balzac, Schopenhauer, ean Paul, Keller, Nietzsche, Hamsun, Strindberg, Karl Kraus, noch geben? Als ob diese und zahllos ungenannte

geistigen Güter in ihrer Wirkung schon erschöpft wären, die doch kaum noch begonnen hat! Neue Aufgaben harren der Literatur: sie trägt die Verantwortung für das Leben und die Würde der Menschheit. — Überall sehen wir ungeheure Machtfülle, (der Staat, das Kapital), — nur der Geist steht abseits, mit zuckenden Händen, verzweifelt und schwach. Er muß es nicht und wird nicht mehr lange ohnmächtig sein, wenn er es anders will. Es gilt den Vorstoß des Geistes in die Macht! Dichter, Schreibende alle, dient dieser Aufgabe! Es steht die Literatur unter einem neuen, glückverheißenden Stern.

ULLSTEIN

VON HANS SIEMSEN

Der Verlag Ullstein und Co. bezeichnet die lange Reihe seiner allgemein bekannten »Ullsteinbücher« als eine »Bibliothek zeitgenössischer Romane.«

Wenn man als Ziel eines »zeitgenössischen« Romans die möglichst unverfälschte, umfassende und tiefdringende Schilderung des privaten und öffentlichen, alltäglichen Lebens annimmt, wenn man eine Bibliothek solcher Romane wiederum als eine Sammlung ansieht, deren Aufgabe es ist, durch möglichst vielseitige Zusammenfassung vieler einzelner Gemälde ein einigermaßen vollständiges Gesamtbild von den Sitten und Gewohnheiten, ja von dem sittlichen und geistigen Niveau eines begrenzten Zeitabschnittes zu geben, — so muß man feststellen, daß die »Bibliothek« des Verlages Ullstein, diesem gewiß nicht geringen Ziel in einem seltenen und bemerkenswerten Grade nahekommt.

Zwar ist es nicht eigentlich der Inhalt der Romane, der sie ein so bedeutendes Ziel erreichen läßt. Die ganz außergewöhnliche Verbreitung und Beliebtheit, deren sie sich erfreuen, sie erst gibt diesen Büchern ihre Bedeutung. Diese 50 oder 100 Bände sind jeder in fünfzig-, achtzig-, hundert-, ja drei- und vierhunderttausend Exemplaren gedruckt und verbreitet. Es gibt außer dem Kino und der Kirche kaum eine irgendwie in geistige Sphäre spielende Institution, die ein Publikum von solchen Dimensionen aufweisen könnte, ein Publikum, das sich derartig in alle Klassen, Kreise und Stände verzweigt, ein Publikum dazu, das interkonfessionell und fast gleichmäßig über das ganze Land verteilt ist.

Die Käufer dieser Bücher zählen, wie sich aus den Auflageziffern ergibt, nicht mehr nach Hunderttausenden, sondern nach Millionen; die Leser aber, die ständigen Leser zählen nach vielen Millionen. Da jedes Exemplar im Durchschnitt zehn, ja zwanzigmal gelesen wird.

Das sind, in einem Lande von immerhin nicht viel mehr als sechzig Millionen Einwohnern, Zahlen, die wohl zu der Behauptung berechtigen: das Ullsteinbuch ist die Durchschnittslektüre des Durchschnittsdeutschen zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts.

Die Lektüre also, das Buch, das am ehesten ein Bild von dem geistigen Niveau des Durchschnittsdeutschen dieser Zeit vermittelt.

Dabei kann man (das ist das Merkwürdige aber auch gerade das Bedeutsame des Falles) von dem Inhalt dieser Bücher fast ganz absehen. Es genügt festzustellen, daß unter den fünfzig oder hundert Bänden der Bibliothek nicht einer ist, der auch nur den geringsten künstlerischen oder menschlichen Wert aufweisen kann.*) Der Verlag hat es sich an-

*) (Anmerkung: Ich will ganz gerecht sein: Ein Buch macht eine Ausnahme, Hermanns »Kubinke«. Es preist diese Welt nicht als die beste.)

gelegen sein lassen, eine große Anzahl nach Abstammung, Art und Begabung völlig verschiedener Autoren zu versammeln. Kaum eine Art der gebräuchlicheren Spezialisten des Schriftstellertums dürfte fehlen. Vom »geistreichen Plauderer« bis zum »Sittenschilderer«, vom Weltreisenden bis zu der Dame aus der Eifel sind alle Arten und Abarten vertreten. So verschieden aber die Namen, so verschieden vielleicht gar die Absichten der Autoren sein mögen, so gleichwertig und gleichartig sind die Resultate ihrer Bemühungen. Alle diese Autoren schreiben nicht zusammenhanglos, jeder für sich sein eigenes, eigensinniges Buch; ihre Arbeiten, ihre Anstrengungen vereinigen sich, sie schaffen jeder für sich und alle zusammen: »Das Ullsteinbuch«.

Das Ullsteinbuch, das in fünfzig oder hundert Variationen, in Millionen und aber Millionen Exemplaren gedruckt, gekauft, gelesen wird, das in den Kontors, in den Schulen, den Eisenbahnkupees, in den Fabrikräumen und Hotels, in den Schützengräben, Klubs, Kasinos, in den Familien- und Leihbibliotheken Exemplar für Exemplar von Hand zu Hand gegeben wird, bis die Seiten nicht mehr zusammenhalten. Das Ullsteinbuch, das der Wunsch, die Erwartung, die Erholung, Unterhaltung und Freude vieler Millionen Menschen ist. Die höhere Tochter, das arme Mädel, die verlassene Frau, der ehrgeizige Kommis, der müde Soldat, der Gymnasiast, der junge Leutnant, der Kellner, der Graf — sie alle finden in diesen Büchern ihre Träume wieder, ihre Wünsche, ihre Hoffnungen, die Stunden, in denen sie glücklich waren, die Stunden, von denen sie Glück erhoffen. Die Welt dieser Bücher, es ist die Welt, die sie lieben. Die Welt in der sie glücklich sind, in der sie lachen, in der sie erobern, in der sie stolz und groß und edel sind — die Welt, mit einem Wort, in der sie leben möchten.

Wie nun ist diese Welt beschaffen? Wie sieht die Welt der Ullsteinbücher aus? Es ist merkwürdig, es ist

beängstigend, aber es ist ganz unbestreitbar, daß mit der Antwort auf diese Frage nunmehr das Urteil über Deutschland, über den geistigen Zustand Deutschlands gefällt wird — gefällt werden muß.

Und dieses Urteil ist niederschmetternd.

Ich sagte schon, daß der künstlerische Wert des Ullsteinbuches immer gleich null ist. Was aber täte schließlich das? Wenn nicht der menschliche Wert so miserabel wäre Wenn nicht die »Anleitung zum Leben«, die in diesen Büchern gegeben wird, so verderblich, so falsch, so verlogen wäre!

Die Welt des Ullsteinbuches — es ist die Welt in der wir leben. Diese Welt, in der nicht das Recht und nicht die Wahrheit und nicht die Güte lebt und regiert. Diese Welt vielmehr der Macht, der Gewalt, der Lüge und des Geldes, diese verfaulte schlechte Welt des Bürgertums.

Aber diese Welt wird nicht entlarvt, nicht gegeißelt, verhöhnt, zerstört, nicht einmal wahr und ehrlich geschildert. Aufgeputzt vielmehr, damit sie schön, zurecht gemacht, damit sie gut, zurechtgelogen, damit sie lebens-, ja lob- und liebenswert erscheint. Und die Mittel, die das erreichen, sind so verlogen und falsch, wie das Ziel.

Nach uralter, abgegriffener Romantradition wird hier gelebt und geliebt. Nur Anzug, Essen und Komfort sind neu, das Herz ist das alte der Kotzebue und Marlitt. Nichts ist gut, nichts auch nur wahr in diesen Büchern. Erlogen sind die Helden dieser Welt, erlogen die Motive, die sie treiben. Es geht um kleine Liebe und um Geld. Sie aber reden Tugend, handeln Edelmut. Nach altem Rezept wird alles gemischt: billige Tragik, gefälliges Glück, seichte Abenteuer und große Worte.

So sind die Helden, die diese Welt bevölkern, so sind die Mittel, die sie aufputzen sollen, schön machen sollen. Und zu welchem Zwecke?

Hinter den bunten Kulissen dieser Bücher lauert die Wirklichkeit so ekelhaft wie je. Keiner der Ullstein-Autoren hat auch nur den leisesten, bescheidensten kleinen Willen, sie zu ändern. Aus jedem Satz spricht der Respekt vor der Welt, wie sie ist. Respekt vor Gewalt und Macht, Respekt vor der Lüge, Respekt vor allen Dingen vorm Geld — das ist die Weisheit der Ullstein-Autoren.

Das ist der Inhalt und Wert der Ullsteinbücher, der Bücher, die die größte Verbreitung in Deutschland finden, die von zehnfachen Millionen gelesen und wieder gelesen werden. Die, — ich wiederhole mich, aber es ist eine Sache zum Wiederholen, — die am ehesten ein Bild vom Geisteszustand Deutschlands geben.

Das Niveau der Ullsteinbücher, das ist das Niveau Deutschlands. Ich will mich verbessern: das Niveau des bürgerlichen Deutschlands.

»Sage mir die Bücher, die du ließt! Und ich will Dir sagen, wer Du bist.« Diesem Satze folgend hat man eine Epoche nach Goethes Werther »Werther-Zeit« genannt. Werden andere Zeiten unserer Zeit einmal einen Namen geben? »Ullstein-Zeit«? — Ein feiner Titel! Aber man lache nicht! Man unterschätze nicht das Ullsteinbuch! Man unterschätze nicht die Dauer dieses Dokuments! Es wird eine Fundgrube sein für Historiker und Namengeber. All unsere Anstrengungen, alle Beschönigungsversuche, alle unsere Lobreden auf uns selbst und unsere »große Zeit« werden uns nur wenig helfen. Das Ullsteinbuch wird da sein — ein unbestechlicher Zeuge, ein Dokument von ungeheurer Wahrheit. »Dies wurde damals geschrieben, gedruckt, in so und so viel Millionen Exemplaren verbreitet und gelesen. Dies war also der Zustand Deutschlands im Anfang des 20. Jahrhunderts.«

Und wer soll diesen Zeugen widerlegen?

Wir wollen immerhin eins nicht vergessen: Es gibt in

Deutschland noch Millionen, deren Zustand eben **nicht** der Art ist, daß sie Ullsteinbücher lesen mögen, ja es ist ihnen diese Lektüre, man kann wohl sagen, geradezu unmöglich. Man kann diese Millionen im großen und ganzen in zwei recht ungleiche Teile teilen: Die, denen das Ullsteinbuch noch nicht, und die, denen es nicht mehr gefällt. Die »geistig Armen« sind die einen, die geistig Vorgeschrittenen die anderen. Wir hoffen, daß Niemand von ihnen es jemals lernt, Ullsteinbücher zu lesen oder zu schreiben. Und die geistig Armen, die meistens auch die wirklich Armen sind, sind es vor allen. Sie sind es ja, von denen wir die Zukunft erhoffen. Eine Zukunft die nichts, garnichts mit der Ullstein-Welt zu tun hat, die vielmehr diesen Namen ausrotten, die diese Welt zerstören wird.

Bis dahin bleibt sicher das Ullsteinbuch in Ansehen, Gunst und Würden bestehen. Es bleibt sogar darüber hinaus: Ein Dokument für spätere Zeiten. Ein Denkmal deutscher Kultur — und Schande.

Geschrieben: 1916

GESCHÄFTSIMPERIALISTEN
VON CERBERUS

II

Kirdorf.

In der Gründungssitzung des Hansabundes. Also einer Verschwommenheit, einer unmöglichen Heterogenität, einer Riesserei. Alles liberalisierte, donnerte gegen den Bund der Landwirte, vernichtete die Konservativen, plantschte in Sozialpolitik. Dann kam Emil Kirdorf, im Gehrock von einst, ohne Furcht und mit schwerem Tadel. Herrenstandpunkt. Er wollte nichts wissen von der Plantscherei, er schlug los auf die Humanitätsdusler, er schob die Kompromißler beiseite. Mit Ziffern kam er, mit Belastungszahlen aus den Geschäftsberichten der Gelsenkirchener Bergwerks Aktiengesellschaft. In all dem Gewäsch ein Kerl. Rücksichtslos, geradeweg, ein Feind, gegen den man fechten mochte. Eine

Angriffsfläche der schmale Mann, keine Verschwommenheit, ein Magnat mit offenem Visier, furchtlos. Man weiß, woran man ist. Es ist anders als mit der Riesserei, als mit der Heterogenität, als mit der Kuppelei. Es ist Interessenklarheit, brutale Klarheit, aber Klarheit. Das ist die Hauptsache, daß man weiß, woran man ist.

Er begann als Textilladenschwengel in Hamburg und Krefeld. Aus Tradition, denn der Vater war Webereibesitzer in Mettmann in Westfalen. 1871 kam er mit Sprung in die Montanindustrie, mitten hinein. Er wurde Chef der Grube »Holland« in Wattenscheid. Wattenscheid, das ist Kohlenschwärze, das ist dicke Arbeitsluft, das ist ein Schornsteinwall, eine Freudlosigkeit, ein unterminiertes Feld. Wattenscheid, das ist meine Heimat, ich kenne es, ich weiß, wie dort das Menschenglück untergraben wurde. »Holland« kam an die Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft. 1892 war Kirdorf auf den Generaldirektorensessel dieser Gesellschaft geklettert. Mit Energie, mit Zielsicherheit, mit Kalkulationstalent, ohne Sozialpolitik, mit Herrenbewußtsein.

Gelsenkirchen wurde Montanherz. Von hier aus gingen Schlagadern bis weit in den Westen. Gelsenkirchen wurde ein Trust mit Kohlengruben, Verkokungsanlagen, Hochöfen, Walzenstraßen, Verfeinerungsbetrieben. Mit Riesenschornsteinen und ungeheuren eisernen Fingerhüten, mit Kolossalbassins für das flüssige Elend, mit rasenden Rotationen, Bessemerbirnen, Martinsöfen, Röhrenanlagen. Gelsenkirchen wurde die Hochburg der Montanherren, wurde der industrielle Streithof Deutschlands. Der beschauliche Streithof liegt abseits, in Wäldern an der Ruhr, wohin sich Emil flüchtet, wenn er aus dem Ruß heraus will. Dort hat er sich ein Tuskulum gebaut, eine ästhetisierte Bauernderbheit, dort ist er der Ästhet mit dem Stahlknüppel.

Er blieb nicht Herr von Gelsenkirchen, er wurde Herr der gesamten westlichen Schwerindustrie. 1893 wurde das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat gegründet. Kirdorf hat es gemacht, Kirdorf hat es verteidigt, Kirdorf hat e zusammengehalten. Gegen Außenseiter und gegen den langen

Möller aus Brackwede, der mit seiner Länge gegen den knorrigen nicht aufkam. Man muß die Syndikatsrede Kirdorfs vom Jahre 1904 nachlesen, um den Mann kennen zu lernen. Ein Fehdemensch, ein Ungebeugter, ein Ludendorff der Schwerindustrie.

Im Kriege war er wie im Frieden Expansionist. Adlonmann, Geschäftsimperialist, Rufer für die Angliederung der Minette. Er hat gesündigt, schwerindustriell gesündigt, aber er hat mutig gesündigt. Er wollte nichts wissen vom Kathedersozialismus, von verwaschener Hansabündlerei, von Sozialsteuern, von Hilfsdienstausschüssen, von Verständigung mit den »Feinden«. Er kennt nur Macht, schwerindustrielle Macht, Macht des Kapitals, der Erze, der Gruben, der Hütten. Er kennt nichts anderes. Er ist also gradlinig. Er ist kein Jämmerlicher, das kann man nicht sagen. Er ist ein Feind, der sich stellt. Über den Sozialstaat, die Sozialisierung, hat er sich öffentlich nicht geäußert. Unnötig, denn man kennt seinen Standpunkt. Die Kirdorfe müssen weg, der Kirdorfgeist muß weg. Er war und ist gefährlich, aber er ist weniger peinlich als jener Anpassungsgeist, der sich vor jeder Verantwortung drückt.

Riesser.

Jakob heißt er, aber er ist nicht so. Er ist nicht wie Jakob des alten Testamentes, er ist Jakob Riesser. Jakob Riesser: das ist nicht Kampf sondern Käempf, das ist Hin und Her, das ist nationalliberal, das ist unklare Bündlerei, das ist Leimerei, das ist Großbank mit unmöglicher Angestellten- und Handwerkerliebe, das ist ein Mischmasch von Kapitalskonzentration und Manchestertum, das ist also garnichts oder der moderne deutsche Wirtschaftstyp.

Ich sah ein Bild des jungen Riesser. Mit Sturmtolle und Achtundvierzigergesicht. Aber die Sturmtolle ist ausgefallen und der Achtundvierziger ist verkalkt. Der Hansabundmann hat nichts Vorwärtstreibendes, er ist ein Kommissionsmensch geworden. Seine Reden sind blutlos, er stößt mit der Zunge an, nicht mit einer energischen Politik.

Im Reichstag war er sanft, ein Häuchlein, kein Sturm. In Frankfurt ist er geboren, aber dieser Direktor der Bank für Handel und Industrie hat nichts vom Finanzmann Rothschild'schen Formats. Und der ordentliche Professor der Berliner Universität hat nichts von einem Schürfer, von einem Bergmann der Nationalökonomie. Er ist ein Kompendienmann, eine Archivnatur, ein Zusammenleser, kein Erleuchter, kein Fingerzeig. Selbstverständlich wurde er in X Körperschaften gewählt. Die Ältesten der Kaufmannschaft, die Handelskammer Berlin, das Ehrengericht der Berliner Börse, der Zentralverband des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes, das waren und sind so seine Hintergründe.

Ist dieser Typ noch nicht vergangen? Diese Frucht der Molluskenhaftigkeit, dieser Mangel an Kernhaftigkeit, dieses Einerseits-Andererseits, dieses Verneigen nach rechts und links, dieses vorsichtige Stehen zwischen den Parteien? Halb Großkapitalismus, halb Mittelstandspolitik. Halb Schutzzöllner und halb Freihändler, ein Widerspruch von Praxis und Theorie, die Überschätzung des Technischen, der Mittelmäßigkeit, des sogenannten Kaufmännischen. Dieser Bürger mit Richtlinien aber ohne Richtung. Er war die unangenehmste Erscheinung des Deutschland nach 70, des geschäftsimperialistischen Deutschland, des Deutschland mit der Zukunft auf dem Wasser und mit der Gegenwart im Sumpf. Dieses Deutschland der anständigen Leute, der Kaffeekränzchenpolitiker, der wilden Außenhändler ohne Sinn für die Begrenzungen und Gefahren, der Geschäftsimperialisten ohne Talent. Riesser, das ist nicht wie Kirdorf, das ist mehr komisch. Aber für Komik, für solche Komik hat die Gefolgschaft keinen Blick. Sie hält es für Größe. Jakob Riesser ist heute 65 Jahre. Er ist also ehrwürdig und ich bitte um Entschuldigung, daß ich nicht den nötigen Respekt aufbringe. Ich kann es nicht, es ist mir nicht möglich, vor Jakob Riesser ist es mir nicht möglich. Vor Jakob Riesser nicht. Vielleicht vor denen, die ich demnächst hier porträtieren werde.

rausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog.

DAS FORUM

3. Jahr *Dezemberheft 1918* *Heft 3*

(Abgeschlossen am 30. Januar 1919)

DOKUMENTE DER DEUTSCHEN REVOLUTION

EISNERS PROKLAMATION AN DIE BEVÖLKERUNG MÜNCHENS

Das furchtbare Schicksal, das über das deutsche Volk hereingebrochen, hat zu einer elementaren Bewegung der Münchner Arbeiter und Soldaten geführt. Ein provisorischer Arbeiter-, Soldaten- und Bauernrat hat sich in der Nacht zum 8. November im Landtag konstituiert.

Bayern ist fortan ein Freistaat.

Eine Volksregierung, die von dem Vertrauen der Massen getragen wird, soll unverzüglich eingesetzt werden.

Eine konstituierende Nationalversammlung, zu der alle mündigen Männer und Frauen das Wahlrecht haben, wird so schnell wie möglich einberufen werden.

Eine neue Zeit hebt an!

Bayern will Deutschland für den Völkerbund rüsten.

Die demokratische und soziale Republik Bayern hat die moralische Kraft, für Deutschland einen Frieden zu erwirken, der es vor dem Schlimmsten bewahrt. Die jetzige Umwälzung war notwendig, um im letzten Augenblick durch die Selbstregierung des Volkes die Entwicklung der Zustände ohne allzuschwere Erschütterung zu ermöglichen, bevor die feindlichen Heere die Grenzen überfluten oder nach dem Waffenstillstand die demobilisierten deutschen Truppen das Chaos herbeiführen.

Der Arbeiter-, Soldaten- und Bauernrat wird strengste Ordnung sichern. Ausschreitungen werden rücksichtslos unterdrückt. Die Sicherheit der Person und des Eigentums wird verbürgt.

Die Soldaten in den Kasernen werden durch Soldatenräte sich selbst regieren und Disziplin aufrecht erhalten. Offiziere, die sich den Forderungen der Zeit nicht widersetzen, sollen unangetastet ihren Dienst versehen.

Wir rechnen auf die schaffende Mithilfe der gesamten Bevölkerung. Jeder Arbeiter an der neuen Freiheit ist willkommen! Alle Beamte bleiben in ihren Stellungen. Grundlegende soziale und politische Reformen werden unverzüglich ins Werk gesetzt.

Die Bauern verbürgen sich für die Versorgung der Städte mit Lebensmitteln. Der alte Gegensatz zwischen Land und Stadt wird verschwinden. Der Austausch der Lebensmittel wird rationell organisiert werden.

Arbeiter, Bürger Münchens! Vertraut dem Großen und Gewaltigen, das in diesen schicksalschweren Tagen sich vorbereitet!

Helft alle mit, daß sich die unvermeidliche Umwandlung rasch, leicht und friedlich vollzieht.

In dieser Zeit des sinnlos wilden Mordens verabscheuen wir alles Blutvergießen. Jedes Menschenleben soll heilig sein.

Bewahrt die Ruhe und wirkt mit an dem Aufbau der neuen Welt!

Der Bruderkrieg der Sozialisten ist für Bayern beendet. Auf der revolutionären Grundlage, die jetzt gegeben ist, werden die Arbeitermassen zur Einheit zurückgeführt.

Es lebe die bayerische Republik!

Es lebe der Frieden!

Es lebe die schaffende Arbeit aller Werktätigen!

München, Landtag, in der Nacht zum 8. November 1918.
Der Rat der Arbeiter, Soldaten und Bauern:
Der erste Vorsitzende: Kurt Eisner.

*

Bekanntmachung. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit arbeitet von heute an das gesamte Polizei- und Sicherheitspersonal im Auftrag und unter Kontrolle des Arbeiter- und Soldatenrates.

Den Anordnungen dieser Organe ist unbedingt Folge zu leisten.

*

Erklärung des Münchner Polizeipräsidenten.

Ich verpflichte mich, bei der Ausübung des Sicherheitsdienstes den Anordnungen des Arbeiter- und Soldatenrates München Folge zu leisten. Sofern ich dieser Verpflichtung nicht nachkommen kann, muß ich mir das Recht des Rücktritts vorbehalten.

München, 8. November 1918, morgens 1 Uhr.
K. Polizeipräsident: gez. v. Beckh.

* * *

SITZUNG DES SOLDATEN- UND ARBEITERRATES

Das erste Parlament der bayerischen Republik
Wahl des Ministeriums.

München, 8. November.

Der Arbeiter- und Soldatenrat, der in der Nacht vom 7. zum 8. November seine konstituierende Sitzung abgehalten hatte, hatte seine zweite Sitzung für heute nachmittag 3 Uhr in den Sitzungssaal der bisherigen Kammer der Abgeordneten im Landtagsgebäude einberufen. Zur Sitzung waren erschienen die bisherige sozialdemokratische Fraktion geschlossen, ferner

die bisherigen Abgeordneten Hübsch, Köhl und Quidde (von der liberalen Fraktion) ferner die sämtlichen Abgeordneten des Bayer. Bauernbundes. Der Vorsitzende des Arbeiter- und Soldatenrates Eisner eröffnete um 3 Uhr 38 Minuten die Sitzung mit folgenden Ausführungen:

»Ich eröffne die zweite Sitzung des Provisorischen Parlaments der Republik Bayern. Ich bitte alle diejenigen, die weder dem Arbeiterrat, noch dem Soldatenrat angehören, noch auch zu den Abgeordneten gehören, die auf Grund von Vereinbarungen mit dem Arbeiter- und Soldatenrat an diesen Verhandlungen teilnehmen, — ich bitte alle diese nicht hierhergehörenden Personen den Saal zu verlassen. Im übrigen ist die Zusammensetzung der heutigen Veranstaltung auch nur ein loses Provisorium. Über die Teilnahme und über die Wahl des Arbeiter- und Soldatenrates werden erst in den nächsten Tagen nähere Bestimmungen ergehen.

Meine Herren! Wir haben in den letzten Tagen in wenig Stunden gezeigt, wie man Geschichte macht, wie man Tatsachen, revolutionär für alle Zukunft, schafft. Keiner von Ihnen wird heute, welche Anschauung er immer haben mag, des törichten Glaubens sein, daß der Strich, den wir in einer friedlichen Erhebung unter die gesamte Vergangenheit des bayerischen Staatslebens gemacht haben, jemals wieder aufgehoben werden könnte. Und wenn Sie vielleicht den Eindruck gehabt haben, daß diese radikale Umgestaltung der bayerischen Verfassung und des gesamten Lebens etwas anarchistischen Eindruck machen könnte, so ist das auch nur ein Mißverständnis des Augenblicks.

Selbstverständlich, in jeder Auflösung zeigen sich die Zuckungen der Vergangenheit, und wenn wir heute manche Vorgänge beklagen, die sich in den letzten Stunden und Tagen ereignet haben, sehr gegen unsere Meinung und unseren Willen, so sind es gerade diese betrüblichen Vorkommnisse, die scharfe Anklage erheben gegen die Erziehung, die in der Vergangenheit die bayerische Bevölkerung genossen hat. Denn nicht aus unserem neuen Geist sind jene Ausschrei-

tungen entstanden, sondern aus der Erziehung und Verbildung von gestern.

Und wenn, verehrte Anwesende, wir ohne Organisation diese gewaltige Umwälzung herbeigeführt haben, so ist es ganz selbstverständlich, daß heute noch nicht die Organisation des neuen Staates jene bürokratische Glätte haben kann, in der sich nichts mehr reibt. Es war ein Stück überraschende Strategie, mit der wir das alte Bayern aus den Angeln gehoben haben. Niemand hat vor zwei Tagen noch dergleichen für möglich gehalten, und niemand hielte heute es für möglich, daß Einrichtungen jenes uns jetzt als graueste Vergangenheit erscheinenden Gestern wieder auferstehen können. Bayern ist gestern ein Freistaat geworden und wird ein Freistaat bleiben.

Meine Herren! Bei denen, die mitgeholfen haben an dieser Umgestaltung von Grund auf, spielten zwei Erwägungen mit: Wir waren uns bewußt, daß es der letzte Augenblick war, um durch Schaffung einer Volksregierung, die von dem Vertrauen der breiten Massen der Bevölkerung getragen sei, zu verhüten, daß unser Land in den Abgrund unrettbarer Wirrnis geschleudert würde. Wenn wir abgerufen worden wären und gewartet hätten, bis die nationale Verteidigung alle Bänder unseres Staatslebens gelöst hätte oder bis die Kapitulation und Demobilisierung in Bayern ein ähnliches Schauspiel hervorgerufen hätte wie in Oesterreich, dann wären diese katastrophalen Ereignisse geschehen unter einer völlig ohnmächtigen Regierung, der niemand Vertrauen gezollt hätte. Wenn es uns aber gelang, den tiefsten Willen der Massen in der neuen Regierung zusammenzufassen, dann konnten wir hoffen, und ich spreche dies zuversichtlich aus, daß noch vor der Katastrophe, die uns bevorstehen kann, das bayerische Volk gelernt hat, durch Selbstregierung, durch Demokratie in Fassung und Ruhe die neuen furchtbaren Ereignisse zu überwinden.

Dann eine zweite Erwägung: Der amerikanische Präsident hat in seiner vorletzten Note in deutlichen Worten kundgegeben, daß er nicht gesonnen sei, mit dem, was man

heute in Berlin Volksregierung nennt, einen Verständigungsfrieden zu schließen, sondern daß es sich bei einer solchen Regierung nur um Kapitulation handeln könne. Wenn aber nun in Bayern eine revolutionäre Regierung ersteht, deren treibende Kräfte von Anfang des Krieges an in einsamer und gefährlicher Opposition die deutsche Kriegspolitik bekämpft haben, so können wir vertrauen, daß eine solche Regierung bei dem amerikanischen Präsidenten einen anderen Eindruck erweckt und mildere Stimmung auslösen kann, als wenn er es zu tun hat mit einer Regierung, die alle Verantwortlichkeiten der Vergangenheit mitübernommen hat. Es liegt mir ferne, in unwürdiger feiger Art um die Gunst unserer Gegner buhlen zu wollen. Aber ich weiß, daß man uns, den treibenden Kräften der neuen Umwälzung, wenigstens das Vertrauen schenkt. Wir haben niemals die gemeinsame Sache der Internationale geschädigt; deswegen vertraue ich, daß diese uns einen milderen Frieden für Deutschland erwirken kann, als wenn hier noch jenes System herrschte, das mitschuldig war an dem Ausbruch des größten aller Verbrechen der Weltgeschichte.

Bayern ist ein freier Staat. Das bayerische Volk genießt die freieste Selbstbestimmung. Eine konstituierende Nationalversammlung wird in Zeiten ruhigerer Entwicklung die endgültige Verfassung Bayerns festlegen. Heute herrschen in diesem Parlament die elementaren Triebkräfte der breiten Volksmassen selbst. In dieser heutigen Nachmittagssitzung wird es uns obliegen, nun die neue Entwicklung zu ordnen. Wir werden Ihnen vorschlagen, eine Regierung zu bestätigen, einer Regierung Ihr Vertrauen zu schenken, die dann, Ihnen verantwortlich, jederzeit die Geschäfte Bayerns führen wird. Diese Regierung ist nicht einseitig gedacht nach den Vorschlägen und nach den Verständigungen, die inzwischen stattgefunden haben. Sie wissen, daß beinahe seit Kriegsbeginn die sozialistischen Arbeitermassen in heftigem Kampfe der Meinungen gegeneinander standen. Dieser Kampf gehört, für Bayern wenigstens, der Vergangenheit an. (Stürmischer Beifall und Händeklatschen.) Denn die Massen haben Bayern befreit

und auch die Richtung, die Menschen wie mich bekämpft hat, akzeptiert diese Befreiung als eine unabänderliche revolutionäre Tatsache und damit sind wir nicht durch ein Kompromiß, sondern innerlich zusammengewachsen. (Lebhafter Beifall.) Ich hoffe, daß unser bayerisches Beispiel über unsere Grenzen hinaus wirken wird.

Zum Schlusse möchte ich Ihnen die Namen derer nennen, die die provisorische Regierung bilden werden. Wir haben mit einer Ausnahme, obwohl manches dagegen sprach, die alte Teilung der Ministerien beibehalten. Wir haben nur ein neues Ministerium geschaffen, das schon längst in der Luft lag, ein Ministerium für soziale Angelegenheiten. Der Grund, warum wir die nicht ganz glückliche Teilung der Ministerien beibehalten haben, ist der, daß wir den Beamten, auf deren freudige Beihilfe und Mitwirkung wir rechnen, daß wir diesen Beamten, deren Los in der Demokratie sicher ganz anders sein wird als bisher, nicht erschweren wollten, sich in die neuen Zustände hineinzufinden. Die Namen, die wir Ihnen vorschlagen, sind:

Das Ministerium des Äußern und damit das Präsidium übernimmt als Symbol des revolutionären Ursprungs dieser Regierung der, der vor Ihnen steht. (Stürmischer Beifall.)

Für das Vizepräsidium und für das Kultusministerium ist Hoffmann in Aussicht genommen. (Beifall.)

Das Ministerium für militärische Angelegenheiten — wir werden kein Kriegsministerium haben, sondern ein Ministerium für militärische Angelegenheiten —, soll Roßhaupter übernehmen; es ziemt sich für die demokratische Regierung, daß ein Zivilist die Leitung der militärischen Angelegenheiten übernimmt.

Das Ministerium des Innern, heute eine der wichtigsten Angelegenheiten, wird, wenn Sie einverstanden sind, Auer übernehmen. (Lebhafter Beifall und Widerspruch.) Ich höre Widerspruch und »Nein«, aber, wenn wir entschlossen sind, den Weg gemeinsam zu gehen, so ist auch das ein Symbol. (Beifall.) Darum empfehle ich Ihnen die Wahl Auers. (Bravo.)

Den Verkehr soll ein Mann übernehmen, der einst in

einer der lächerlichsten politischen Komödien in diesem Hause versank, Heinrich v. Frauendorfer. (Lebhaftes Bravo.)

Das Justizministerium wird mit einem bewährten Sozialpolitiker — das ist kein Widerspruch, die Justiz ist wohl als eine Form der Sozialpolitik zu betrachten — besetzt mit Herrn Timm.

Die undankbarste aller Aufgaben soll, und daran ist vielleicht eine Abneigung gegen die Professoren mit schuld, Herrn Professor Jaffe zufallen (Bravo!,) nämlich das Finanzministerium.

Endlich wird — wieder als eine Fanfare des revolutionären Ursprungs dieser Regierung — ein an der Erhebung beteiligter Mann, ein einfacher Arbeiter ohne Amt und Würden, Herr Unterleitner, das neue Ministerium für soziale Verhältnisse übernehmen. (Stürmischer Beifall.)

Eine Stellung, die in dieser gärenden Zeit sehr wichtig ist, die Polizeiobrigkeit der Hauptstadt der neuen Republik, wird in den Händen wieder eines Arbeiters und Soldaten liegen, in den Händen des Herrn Steiner, der schon seit gestern eine segensreiche Tätigkeit als Aufsicht im Polizeipräsidium versieht. Er gehört zu den tüchtigsten und charaktervollsten Personen unserer revolutionären Erhebung.

Sie sehen, wir sind nicht einseitig. Wir haben weder Richtungen bevorzugt, noch haben wir bürgerliche Fachmänner ausgeschlossen. Ich möchte glauben, daß dieses Ministerium sich zu einer Körperschaft entwickeln wird, in der alle Männer Platz haben, gleich welcher Vorbildung oder Herkunft, in der alles tätig sein kann, was uns nach Charakter, Wissen, Energie, Gesinnung fruchtbare Arbeit leisten kann. Ich bitte Sie, zu uns, die wir in stürmischer Zeit dieses Opfer bringen, Vertrauen zu haben, in einer Zeit, in der wir Ihnen kein Paradies versprechen können, in der alle Verhältnisse verzweifelt erscheinen. Ich sage also: Schenken Sie uns und unserem vergänglichen und provisorischen Ministerium das Vertrauen, das wir um der Sache willen verdienen, nachdem wir uns bereitgefunden haben, an diese Stelle zu treten, wenn Sie damit einverstanden sind. Wir gehen

dunklen Tagen entgegen. Vielleicht den furchtbarsten Tagen, die seit Jahrhunderten uns beschieden gewesen sind. Aber ich bin der festen Überzeugung, daß aus diesem Meer von Blut und Zerrüftung dennoch eine neue Welt, eine hellere und reichere und freiere Welt erstehen wird, und die politische Umwälzung, die wir hier erlebt haben, und die wir verteidigen — wir haben dazu einen Soldatenrat, der diese neue Freiheit verteidigen wird —, ich sage, daß diese politische Umwälzung ein Vorklang ist auf jene sozialen Umgestaltungen, die nach dem Frieden die heiligste und unaufschiebbarste Angelegenheit internationaler Arbeit sein wird.

Damit begrüße ich das erste Parlament der bayerischen Republik und bitte Sie, Vorschläge zu machen für die Konstituierung des Präsidiums.« (Stürmischer Beifall und Händeklatschen.)

* * *

DIE ABDANKUNG WILHELM II

Amtlich. Berlin, 9. November (W. T. B.).

Der Kaiser und König hat sich entschlossen, dem Throne zu entsagen. Der Reichskanzler bleibt noch so lange im Amte, bis die mit der Abdankung des Kaisers, dem Thronverzicht des Kronprinzen des deutschen Reiches und von Preußen und der Einsetzung der Regentschaft verbundenen Fragen geregelt sind. Er beabsichtigt, dem Regenten die Ernennung des Abgeordneten Ebert zum Reichskanzler und die Vorlage eines Gesetzentwurfes wegen der sofortigen Ausschreibung allgemeiner Wahlen für eine verfassunggebende deutsche Nationalversammlung vorzuschlagen, der es obliegen würde, die künftige Staatsform des deutschen Volkes einschließlich der Volksteile, die ihren Eintritt in die Reichsgrenzen wünschen sollten, endgültig festzustellen.

Der Reichskanzler: Max, Prinz von Baden.

* * *

EBERTS PROKLAMATION AN DIE DEUTSCHEN BÜRGER!

Berlin, 9. November. Der neue Reichskanzler Ebert erläßt folgende Kundgebung an die deutschen Bürger:

Mitbürger!

Der bisherige Reichskanzler Prinz Max von Baden hat mir unter Zustimmung der sämtlichen Staatssekretäre die Wahrnehmung der Geschäfte des Reichskanzlers übertragen. Ich bin im Begriff, die neue Regierung im Einvernehmen mit den Parteien zu bilden und werde daher über das Ergebnis der Öffentlichkeit in Kürze berichten.

Die neue Regierung wird eine Volksregierung sein. Ihr Bestreben wird sein müssen, dem deutschen Volke den Frieden schnellstens zu bringen und die Freiheit, die es errungen hat, zu befestigen.

Mitbürger! Ich bitte Euch alle um Eure Unterstützung bei der schweren Arbeit, die unser harrt. Ihr wißt, wie schwer der Krieg die Ernährung des Volkes, die erste Voraussetzung des politischen Lebens, bedroht.

Die politische Umwälzung darf die Ernährung der Bevölkerung nicht stören.

Es muß die erste Pflicht aller in Stadt und Land bleiben, die Produktion von Nahrungsmitteln und ihre Zufuhr in die Städte nicht zu hindern, sondern zu fördern.

Nahrungsmittelnot bedeutet Plünderungen und Raub, mit Elend für alle! Die Ärmsten würden am schwersten leiden, die Industriearbeiter am bittersten getroffen werden.

Wer sich an Nahrungsmitteln oder sonstigen Bedarfsgegenständen oder an den für ihre Verteilung benötigten Verkehrsmitteln vergreift, versündigt sich aufs schwerste an der Gesamtheit.

Mitbürger! Ich bitte Euch alle dringend: Verlaßt die Straßen! Sorgt für Ruhe und Ordnung!

Berlin, den 9. November 1918.

Der Reichskanzler: Ebert.

* * *

AN ALLE BEHÖRDEN UND BEAMTEN!

Berlin, 9. November. Der Reichskanzler Ebert veröffentlicht nachfolgenden Aufruf:

Die neue Regierung hat die Führung der Geschäfte übernommen, um das deutsche Volk vor Bürgerkrieg und Hungersnot zu bewahren und seine berechtigten Forderungen auf Selbstbestimmung durchzusetzen. Diese Aufgabe kann sie nur erfüllen, wenn alle Behörden und Beamten in Stadt und Land ihr hilfreiche Hand leisten.

Ich weiß, daß es vielen schwer werden wird, mit den neuen Männern zu arbeiten, die das Reich zu leiten unternommen haben, aber ich appelliere an ihre Liebe zu unserem Volke. Ein Versagen der Organisation in dieser schweren Stunde würde Deutschland der Anarchie und dem schrecklichsten Elend ausliefern.

Helft also mit mir dem Vaterlande durch furchtlose und unverdrossene Weiterarbeit, ein jeder auf seinem Posten, bis die Stunde der Ablösung gekommen ist.

Berlin, den 9. November 1918.

Der Reichskanzler: gez. Ebert.

* * *

Der »Vorwärts« vom 10. November 1918.

KEIN BRUDERKAMPF.

Einen Sieg hat das deutsche Volk und insbesondere auch das Berliner Proletariat errungen, der ohne Beispiel in der ganzen Geschichte dasteht. Selbst die Ereignisse von 1848 verblassen gemessen an dem gewaltigen Umsturz, der sich am 9. November 1918 vollzogen hat. In unserer gestrigen Extra-Abendausgabe, die wir den meisten unserer Leser noch zustellen konnten, haben wir an dieser Stelle die Bedeutung des ersten Revolutionstages ausführlich gewürdigt.

Heute gilt es nicht, sich hemmungslosem Jubel hinzugeben, sondern es heißt, für die Zukunft zu sorgen und

zu schaffen. Aufgabe über Aufgabe drängt sich an die Arbeiter- und Soldatenregierung heran. Die neue Volksregierung soll nach außen den Frieden schließen, nach innen die Volksernährung organisieren und unendlich andere Dinge mehr, von denen jedes einzelne von höchster Bedeutung ist. Alle haben bis zum äußersten zu tun, alle arbeiten bis zur Erschöpfung, und doch fehlt es allenthalben noch an Händen und Gehirnen.

Und doch können und werden wir die Aufgabe lösen. Dazu aber ist eins unumgängliche Voraussetzung: *Daß die Arbeiterklasse einig und geschlossen bleibt.* Ohne das geht es nicht! Wenn Gruppe gegen Gruppe, Sekte gegen Sekte arbeitet, dann entsteht das *russische Chaos*, der allgemeine Niedergang, das Elend statt des Glückes.

Schon gestern ist von einzelnen kleinen Gruppen, oft unter unbekannter und unverantwortlicher Führung der Versuch gemacht worden, eigene Wege zu gehen und die Arbeit des Arbeiter- und Soldatenrates zu durchkreuzen. Das ist die schwerste Versündigung an der Arbeiterschaft, die überhaupt denkbar ist. Das Werk, daß von der großen Masse der Arbeiterschaft getragen wird, darf nicht durch *kleine Minderheiten* zerstört werden. Alle solche Versuche müssen an dem gesunden Sinn und an der entschlossenen Ablehnung der Arbeiterschaft scheitern, oder die Arbeiterschaft selber wird scheitern.

Der gestrige Sieg des Volkes über das alte System ist nur mit geringem Blutvergießen bezahlt worden. Soll nun der Welt nach solchem herrlichen Triumph das *Schauspiel einer Selbstzerfleischung der Arbeiterschaft in sinnlosem Bruderkampf* geboten werden?

Das darf nimmermehr geschehen! Der gestrige Tag hat in der Arbeiterschaft das Gefühl für die Notwendigkeit innerer Einheit hoch emporlodern lassen! Aus fast allen Städten, aus ganzen Ländern, aus ganzen Bundesstaaten hören wir, das alte Partei und Unabhängige sich

am Tage der Revolution wieder zusammengefunden und zu der alten geschlossenen Partei geeint haben. In Bayern ist diese Einigung für den ganzen Staat vollzogen. Dort gibt es keine Parteispaltung mehr! Soll Berlin dahinter zurückstehen?!

Die Einigung muß auch hier durchgeführt werden! Sie muß! Es geht um Wohl und Zukunft der ganzen Arbeiterklasse. Und wenn auch noch so viel Verbitterung sich eingefressen hat, wenn auch der eine Teil dem andern manches aus der Vergangenheit vorwirft und umgekehrt, ein Tag wie der gestrige ist groß und überwältigend genug, um all das vergessen zu machen.

Das Versöhnungswerk darf nicht an einigen Verbitterten scheitern, deren Charakter nicht stark genug ist, um alten Groll überwinden und vergessen zu können. Liegt doch solcher Groll den Massen selber vollkommen fern, ist doch auch gestern zwischen Arbeiter und Arbeiter die Einigkeit fast instinktiv hergestellt worden. Kein Führer darf das hemmen. Gibt es unter ihnen solche, mit denen die Einigung nicht gemacht werden kann, dann muß sie gemacht werden ohne sie! An keiner Personenfrage darf ein Werk von so ungeheurer Bedeutung scheitern.

Die alte sozialdemokratische Partei erstrebt die Einigung mit aller Kraft auch unter eigenen Opfern. Sie weiß sich in diesem Bestreben eins mit dem gesunden Instinkt der Arbeiterschaft, deren große Masse es nie begreifen würde, wenn man gestern Schulter an Schulter auf der Barrikade gestanden hat, daß man sich morgen auf der Barrikade gegenüberstehen sollte. Die sozialdemokratische Partei verfolgt in ihrem Streben dabei keinerlei eigennützige Ziele, sie ist nur ganz durchdrungen von dem Gedanken, daß das Werk der Rettung aus dem Abgrund, in den uns der überwundene Imperialismus gestürzt hat, nur von einer einmütigen und geschlossenen Arbeiterschaft ausgeführt werden kann.

Die Bruderhand liegt offen — schlagt ein!

* * *

DAS POLITISCHE PROGRAMM DES 53er AUSSCHUSSES (ZENTRALRATS DER MARINE)

I. Der »53er Ausschuß der Marine« steht auf dem Boden der Errichtung einer sozialistischen Republik und verwendet sich für den baldigen Abschluß eines dauernden Völkerfriedens auf gleicher Grundlage.

II. Im Prinzip wird der Einberufung der gesetzgebenden Nationalversammlung zugestimmt. Vorher verlangen wir:

a) Verstaatlichung aller dafür reifen Betriebe.

b) Hinreichende Gelegenheit zur Aufklärung der Massen. Bis zur Nationalversammlung bleibt die Gewalt in den Händen der Arbeiter- und Soldatenräte.

III. In Anlehnung an das Erfurter Programm werden folgende Maßnahmen verlangt:

1. Trennung von Staat und Kirche, soziale Gesetzgebung, grundlegende Umgestaltung des Wohnungs-, Gesundheits-, Erziehungs- und Bildungswesens (Einheitsschule).
2. Bildung einer sozialistisch-republikanischen Armee und Marine (Volkswehr).
3. Aufhebung aller Fideikommisse, Aufteilung des Großgrundbesitzes.
4. Restlose Erfassung aller Kriegsgewinne, Vermögensbeschlagnahme, auch der »toten Hand«.
5. Zur Abtragung der Kriegsschuld und Sicherung der Reichsfinanzen durchgreifende Steuerreformen.
6. Strenge Bestrafung derjenigen Personen, die sich während des Krieges in betrügerischer Weise bereichert haben.

7. Vereitelung der Versuche des Kapitalismus, sich der Sozialisierung durch Flucht oder Verschwendung zu entziehen.
8. Einsetzen eines Volksgerichtes zur Untersuchung und Aburteilung der am Kriege schuldigen Personen, sowie derjenigen, die einen früheren Verständigungsfrieden vereitelt haben. Überdies strenge Bestrafung der Richter und Offiziere, die durch Kriegs- und Feldgerichte Schreckensurteile gefällt haben.
9. Ergreifung von Maßnahmen, die geeignet sind, gegenrevolutionäre Machenschaften zu ersticken.
10. Der »53er Ausschuß« erstrebt die Einigung der sozialistischen Massen Deutschlands und unterstützt die Bestrebungen, die eine Verständigung der sozialistischen Internationale anstreben.

Berlin, den 9. Dezember 1918.

Reichs-Marine-Amt

53er Ausschuß (Zentralrat der Marine)

gez. Albers.

* * *

EISNER ÜBER DIE ZIELE DER REVOLUTION

Rede im provisorischen Nationalrat

Ministerpräsident Eisner: In der Revolutionsnacht wurde sofort die Improvisation einer provisorischen Nationalversammlung bewerkstelligt. Wir wollten keinen Augenblick das Land ohne Parlament lassen. Aus dieser Improvisation ist die gegenwärtige provisorische Nationalversammlung erwachsen, deren Grundlage bilden die Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräte, die Fraktionen der Sozialdemokraten und Bauernbündler und einzelne Liberale aus dem alten Parlament, dann aber Ver-

treter der Berufe. Die berufsständische Vertretung ist eine reaktionäre Formel und es könnte wundernehmen, wie ein revolutionäres Parlament dazu kommt, eine berufsständische Vertretung einzufügen. Aber gerade dies soll ein festes Element der Erhaltung des revolutionären Geistes sein. Wir wollen die Berufsorganisationen herausführen aus der Enge einer beruflichen Interessenvertretung. *Wir wollen die Berufsorganisationen politisieren.* Das scheint mir die neue Demokratie zu sein. Jede Arbeitende, jede Organisation von Arbeitenden soll nicht nur persönliche und berufliche, wirtschaftliche Interessen vertreten, sondern sich in den Dienst des Gesamtstaates und der Demokratie stellen. *Diese Anteilnahme der Arbeitenden eines jeden Berufes an der Gesamtheit soll die demokratische Grundlage der Gesellschaft bilden.* Die *Arbeiterräte* sollen nicht wie die Gewerkschaften nur berufliche Interessen vertreten, sondern sich *in den Dienst der allgemeinen Politik stellen.* Ebenso sollen die *Soldatenräte nicht nur Interessen der Soldaten vertreten.* Sie, die bisher den Krieg fördern mußten, sollen jetzt am *Friedenswerk* mithelfen. Endlich sollen auch *die Bauernräte nicht lediglich landwirtschaftliche Organisationen sein, sondern sich eingliedern in die neue Demokratie.* Der Bauer soll sich bewußt sein, daß seine Arbeit auf freiem Boden nicht nur für ihn selbst geleistet wird, sondern im Geiste der Gesamtheit für die Gesamtheit. So ist es auch mit allen anderen Organisationen, den geistigen Berufen, Verkehrsbeamten usw. Von der Entwicklung dieses Gedankens wird das Schicksal der Demokratie abhängen. Das ist es, was ich unter *lebendiger, tätiger Demokratie* verstehe. Gegenüber der rein formalen, staatsrechtlichen Demokratie tritt die *produktive Demokratie*, die nicht nur das gleiche Recht aller, sondern auch die gleiche Pflicht aller zur Mitarbeit einschließt. Aus dieser produktiven Demokratie

erwächst die Gesamtarbeit der Nation. Diese produktive Demokratie führt ganz konsequent zum Sozialismus, der nichts anders ist als produktive Demokratie.

Die gegenwärtige Regierung hat ein Programm und wird von ganz bestimmten Gedanken geleitet. Sie unterscheidet sich damit von allen früheren Regierungen und Parlamenten. Die Regierungen waren Ausschüsse der herrschenden Klassen, die Parlamente Vertreter dieser herrschenden Klassen. Die ganze Politik dieser Regierungen und Parlamente bestand darin, einen Ausgleich zu finden zwischen den Interessengegensätzen der herrschenden Klassen, und kaum je wurde Neues geschaffen, sondern man war in der Enge des Geistes betriebsam, um das Bestehende zu erhalten und nur notdürftig weiter zu entwickeln. Es gab keine zielweisenden Gedanken, man bewegte sich immer in den engen Vorstellungen einer sich auflösenden Vergangenheit. Der Weltkrieg war die letzte furchtbare Erscheinung dieses Systems. Wer heute sich vermißt, in einer Regierung mitzuarbeiten, der muß beherrscht sein von neuen Gedanken und Zielen. *Die Welt schmachtet nach neuen Gedanken und noch mehr nach neuen Taten.* Die heutige Regierung besteht aus Demokraten und Sozialisten, und daraus folgt, daß sie nur *demokratische und sozialistische Politik* treiben kann. *Wir sind nicht eine Regierung der mittleren Linie und der Kompromisse*, diese Kompromißpolitik hat geendet im allgemeinen Zusammenbruch. Wir fassen unsere Aufgabe auch nicht so auf, daß wir ein Programm haben, die Massen aber in nutzloser Agitation sich aufbäumen lassen gegen die regierende Politik. In Bayern hat jahrzehntelang eine Partei regiert, während die Massen in leidenschaftlicher Opposition sich erschöpften, ohne die Möglichkeit, sich durchzusetzen. Nichts kam vorwärts, nichts trieb voran!

Es gibt nichts Fruchtbareres als eine Revolution. So zerstörend der Krieg, so aufbauend die Revolution. Sie war die Retterin

in dem Zusammenbruch des Krieges. Wir brauchten uns unserer bisherigen Arbeit nicht zu schämen. In vier Wochen haben wir mehr zustande gebracht, als vordem in ebensoviel Jahrzehnten geschah. Wir hatten die verzweifelte Aufgabe, die Wirtschaft weiterzuführen und zu verhindern, daß die Demobilisation zu einem Chaos würde. Unser Plan, eine Selbsthilfe der Massen zu schaffen, ist geglückt. Die Arbeiter-, Soldaten- und Bauernräte waren die Organisation der Ordnung gegen die Anarchie eines zusammenbrechenden Militarismus. Es ist nicht abzusehen, was gekommen wäre ohne diese revolutionären Organisationen. Nicht die Herrschenden haben die Situation gerettet, sondern diejenigen, die eben noch davon ausgeschlossen waren, sich politisch zu betätigen. Der Krieg wurde verloren von den Fürsten, der Friede wird organisiert vom Volk. Ein schier unlösbares Problem bildet die Gefangenenfrage. Wir sollen die Gefangenen möglichst rasch heimschaffen; es fehlt aber an Verkehrsmitteln. In den Gefangenenlagern herrscht ungeheure Aufregung. Die Gefangenen fühlten die deutsche Revolution mit und glaubten, nun sei auch für sie der Tag der Freiheit da. Sie haben eine glühende Sehnsucht, endlich heim zu kommen, aber wie schwer ist es, diese Sehnsucht zu befriedigen! Wir haben auch sonst nützliche Arbeit geleistet. Deutschland gehörte vor der Revolution zu den wenigen Kulturländern ohne Maximalarbeitstag für männliche erwachsene Arbeiter. Jetzt haben wir den Achtstundentag, eine Kulturerrungenschaft allerersten Ranges, durch die es dem Arbeiter möglich wird, in der produktiven Demokratie mitzuarbeiten, während er bisher, von der Berufsarbeit erschöpft, alles den politischen Führern überlassen mußte. Mit dem Achtstundentag hat niemand mehr die Ausrede, sich nicht beteiligen zu können an der Gesamtarbeit des Volkes. Der Achtstundentag ist die ungeheuerste Errungenschaft. Wir

haben ferner eine radikale Demokratisierung der Armee durchgeführt. Heute ist der Soldat nicht mehr das Opfer einer brutalen Disziplin und ein willenloses Werkzeug einer Herrenkaste, sondern ein freier Mitarbeiter — wieder ein gewaltiges Werk! Aus dieser demokratischen Armee wird, wie ich hoffe, der Abbruch des Militarismus überhaupt entstehen. Der Weltkrieg muß liquidiert werden mit der Abschaffung der stehenden Heere und der allgemeinen Dienstpflicht. Das ist das einzige Mittel, um Kriege für alle Zeiten unmöglich zu machen. Wir, das militärischste Volk, wollen das friedlichste werden. Die jungen Männer sollen ihre Zeit nicht länger vergeuden in sinnlosem Tun, das ausgeht auf Menschentötung und Massenmord. Es würde wie eine Erlösung durch die Welt gehen, wenn überall der Geist des Militarismus und der stehenden Heere durch das neue Zeitalter friedlich schaffender Arbeit verdrängt würde. In wenigen Stunden haben wir weiter eine Militärstrafprozeßordnung geschaffen, zu der man früher ebensoviel Jahre gebraucht hätte. Leider haben wir noch keine Zeit zu ähnlicher Arbeit auf anderen Gebieten. Wie ließe sich doch unsere sozialpolitische Gesetzgebung vereinfachen und demokratisieren, die jetzt so kompliziert und bürokratisch ist, daß sie niemand versteht. Künftig darf kein Gesetz geschaffen werden, das nicht der einfachste Mann verstehen und auslegen kann!

Eine Ehrenpflicht müssen wir noch erfüllen: die Befreiung der Schule von der Aufsicht der Kirche. Ich hoffe, daß das in kurzer Zeit geschehen sein wird. Wir wollen einen Strich unter die Vergangenheit machen. Die Geistlichen brauchen nicht zu fürchten, daß ihre Existenz angetastet wird. Wir wollen niemand durch wirtschaftliche Pression zwingen, seine Gesinnung zu ändern. Wir haben jedem die Mitarbeit freigestellt und haben nicht verlangt, daß er irgendwie seine bisherigen

Anschauungen wandelt. Jede ehrliche Überzeugung ist uns willkommen und niemand soll durch wirtschaftlichen Druck gezwungen werden, seine Überzeugung zu ändern. Ich kann nur hoffen, daß solcher Gesinnungsernst, solche Überzeugungstreue die Grundlage der demokratischen Bildung bleibt. Schon das Kind muß erzogen werden zur Wahrhaftigkeit und Überzeugungstreue. Nichts ist verächtlicher als Gesinnungslumperei, nichts schamloser als Seelenzwang durch wirtschaftlichen Druck. Ich hoffe, daß die Kirche das Werk der Befreiung der Schule nicht hindert, durch das sie auch selbst innerlich freier wird. Das Testamentswerk der provisorischen Regierung vor dem Beginn der endgültigen Nationalversammlung wird die Schaffung eines Verfassungsentwurfes sein. Er wird in nicht zu langer Zeit veröffentlicht werden und soll der Nationalversammlung vorgelegt werden. Er beruht auf demokratischen und sozialistischen Gedanken und führt sie als Grundlage allen nationalen Lebens durch. Neben der Nationalversammlung hervorgehend aus den Wahlen aller Männer und Frauen über 20 Jahre — eine hervorragende Schule für die politische Erziehung des Volkes — sollen die von der Masse selbst geschaffenen Räteorganisationen bestehen bleiben und sich entwickeln. Die bisherigen Parlamente waren kleine Souveräne für sich und regierten unabhängig von ihren Wählern. Die Nationalversammlung soll auch künftig die oberste souveräne gesetzgebende Körperschaft sein, aber von den Räten soll die moralische Kraft der Massen ausgehen, aus ihnen soll der lebendige Geist des Sozialismus hineinströmen zum Parlament, zu den Abgeordneten. Erst dann wird zwischen dem Parlament und den Massen des Volkes die Harmonie dauernder gemeinschaftlicher Arbeit gesichert. Die Abgeordneten sollen nicht mehr die Führer sein, sondern nur gemeinsam mit der Masse arbeiten dürfen, wie die Minister auch.

Was unser Verhältnis zum Reich anlangt, so stehen

wir auf dem Standpunkt, daß vor allem die Einzelstaaten erstarken sollen, sich in dem neuen Geiste befestigen. Wir sehen kein Heil darin, daß die Berliner Nationalversammlung die Verfassung auch für die Einzelstaaten beschließe, sondern glauben, daß das neue Reich zusammenwachsen muß aus erstarkten, selbständigen Gliedstaaten. Die Selbstbestimmung der Einzelstaaten muß die Grundlage einer inneren neuen Einheit des Reiches werden. Es soll nicht von oben diktiert werden, sondern von unten aus soll der neue Geist strömen in die Zentrale. Es soll kein Zwang, keine Diktatur von Berlin ausgehen, sondern die einzelnen Glieder sollen zusammenwachsen und zusammenbleiben. Der deutsche Süden soll seine Eigentümlichkeiten behalten und selbständig arbeiten dürfen, denn erst dann gewinnt das Reich jene innere Einheit, die bisher nicht vorhanden gewesen. Bisher hatten wir unter scheinbarer Einheit einen nicht sehr schönen Kampf untereinander. Der wirtschaftliche Kampf der Einzelstaaten war nicht viel besser als der Kampf zwischen Deutschland und dem Ausland. Der Kleinere suchte den Größeren unterzukriegen. Politisch und wirtschaftlich muß das verschwinden, wir wollen nicht die Vorherrschaft eines Staates, sondern die gemeinsame Arbeit aller.

Was den Abschluß des Krieges anlangt, so war die auswärtige Politik Bayerns von einfachen und klaren Gedanken beherrscht. Wir wollten der Welt zeigen, daß der neue Volksstaat Bayerns Vertrauen verdient. Selbst die Umwälzung der Revolution wird uns von den Gegnern nicht geglaubt. Man glaubt nicht an eine innere Umwandlung und die Franzosen nennen unsere Revolution eine Maskerade. Deswegen kann unsere Politik nur darin bestehen, im Geiste des künftigen Völkerbundes eine Politik des öffentlichen Vertrauens zu betreiben. Die alte Diplomatie der Listen und Schliche ist tot. Heute

will der Mensch zum Menschen, das Volk zum Volke reden, um die gemeinsamen Interessen der Völker zu betonen. Ich hoffe, daß sich die Völker zusammenfinden werden, um die Wirkungen des Krieges in gemeinsamer Arbeit zu beseitigen. Auf den Krieg aller gegen alle soll die gemeinsame Arbeit aller folgen. Das mag man Idealismus, Ideologie nennen, aber die grausamste aller Ideologien war die des Krieges und des Militarismus, die sich als Wahnsinn und Verbrechen erwies. Das ganze System der auswärtigen Politik ist für alle Zeit erledigt. Das ist nicht der Standpunkt der Zerknirschung, Bettelei und Winselei, sondern die Auffassung von Männern, die sich bewußt sind, daß wir nur dann ein Recht auf Leben haben, wenn wir uns dem aufbauenden Gedanken der Humanität widmen. Sie ist die größte Aufgabe der Völker, eine Kraftquelle aller künftigen Arbeit. Das Zeitalter der Barbarei ist vorüber, das der Humanität beginnt. Der neue Geist ist freilich noch nicht überall hingedrungen; wenn wir lesen, daß gefangene Offiziere im Münchener Nationaltheater demonstrativ beleidigt wurden, so sieht man, daß durchaus noch nicht der neue Geist gesichert ist. Aber die Regierung ist entschlossen, rücksichtslos gegen solche Schädiger des neuen deutschen Geistes vorzugehen. Wir leben in der Freiheit, kennen keine Gefangene mehr, keine Feinde und das nicht aus Furcht, sondern in dem Stolze unserer neuen Freiheit.

Ich glaube, daß wir in Bayern nichts getan haben, das irgend jemanden berechtigt, den Ernst und die Wahrhaftigkeit unserer Absicht zu bezweifeln. Ich schließe mit einem Appell an die gegnerischen Regierungen und Völker, nicht als Bittsteller, nicht als demütiger, zerknirschter Bettler, sondern ich bitte, daß alle Welt erkenne, daß nur auf neuen Wegen die Menschheit gesunden kann. Haß, Verfolgung, Rache sind Gift, sie zerstören. Laßt es genug sein, wandelt euch, vergeßt und versucht es, mit uns neue Arbeit zu leisten!

Es ist schwer, daß blutbefleckte Hände sich wieder

zusammenfinden, es ist schwer für Völker, deren Länder zertreten, deren Menschen getötet und mißhandelt sind, die Gefühle der Rache zu verleugnen, aber Macht im Sinne der Gewalt ist eitle, sinnlose Ohnmacht. Nichts wird geschaffen, aus Haß und Rache und so fordern wir alle Denkenden und alle sittlich Gesinnten auf, mit uns zu arbeiten im Sinne des neuen Völkerbundes, für den Frieden der Menschheit und nach den erhabenen Gedanken der Humanität und Menschlichkeit, der Quelle aller künftigen Arbeit.

DER GEISTIGE TYPUS DES REVOLUTIONÄRS

VON WILHELM HERZOG

I.

Kurt Eisner hat im provisorischen Nationalrat des Volksstaates Bayern eine programmatische Rede gehalten. Der Geist, der in ihr weht, die Grundsätze und Ziele, die sie aufstellt, sind der Geist, die Grundsätze und Ziele der »Republik« [und des »Forum«]. Wir haben es uns zur Aufgabe gestellt, zu ihrer Verwirklichung alle unsere Kräfte einzusetzen. Keine Taktik, kein Opportunismus soll uns daran hindern. Wir wollen den Geist der Revolution wach halten — selbst auf die uns nicht schreckende Gefahr hin, von allen Realpolitikern, die zu Kompromissen raten, belächelt zu werden.

Jedoch, erstes Gebot der Stunde ist die Sicherung der Revolution. Wir haben diese Verpflichtung vom ersten Tage an die Spitze des Mottos der »Republik« gestellt, weil wir die Gefahren einer Reaktion von Anbeginn nur allzu deutlich sahen.

Woher drohen der sozialistischen Republik Gefahren? Antworten wir als freie Geister, d. h. als Revolutionäre, ohne Scheuklappen, klar und deutlich für jedermann aus dem Volke.

1. Die Revolution ist nicht gesichert, solange Generäle und Offiziere irgendwelchen Einfluß auf die Truppen ausüben können. Diese Macht hat man ihnen zum Teil gelassen.

2. Die Revolution ist nicht bedroht durch offene Gegenrevolutionäre oder solche, die man ihrer Natur nach dafür von vornherein ansehen könnte, sondern durch die, die sich ihr angeschlossen haben: aus Opportunismus oder aus Erfolgsanbetung. (Deutlicher: also nicht die Oldenburg-Januschauer, die Grafen Westarp und Reventlow sind gefährlich, obwohl ein wachsames Auge auf sie zu haben, immer ratsam wäre, sondern die Pseudodemokraten, die sich schnell zur Verfügung der Revolution gestellt haben: Die Diplomaten des Auswärtigen Amtes, die Walter Rathenau-Sozialisten mit dem Großkapital, die heute für nationale Verteidigung, morgen für Liebknecht kämpfen können.)

3. Die Revolution wird tagtäglich mindestens dreimal bedroht: durch die Verleumdungen, Lügen, Infamien des größten Teils der bürgerlichen Presse, die mit ihren Riesenapparaten das Schandwerk, das sie im Kriege getrieben hat, in der Revolution fortsetzt.

II.

Fassen wir also zusammen: was ist zur Sicherung der Revolution notwendig?

So nennen wir als erstes:

die Einigung der sozialistischen Massen Deutschlands.

Wir verstehen darunter kein Sammelsurium heterogener Kräfte, keine Mischmaschpolitik, nicht die berühmte goldene Mittelstraße. Vielmehr: das Zusammenfassen aller Elemente, die gewillt sind, am Aufbau der sozialistischen Weltordnung,

an der Wiederherstellung der Internationale, an der Ausbreitung der Weltrevolution des Geistes und der Menschlichkeit mitzuarbeiten.

Wir wollen keinen Partikularismus, vielmehr eine große deutsche sozialistische Republik. Sie muß — durch rückhaltlose Ehrlichkeit, durch Abschaffung aller Mächte des alten Regimes, durch Willen zur Wahrheit — zunächst den Anschluß an die Westdemokratien finden. Nicht Wilson oder Lenin, ist die Frage, sondern Wilson und Lenin.

Denn wir glauben — im äußersten Gegensatz zu den Spartakusköpfen — an die Ehrlichkeit Wilsons, an seinen unbeugsamen Rechtssinn, der sich gegen alle Anfechtungen und Versuchungen bisher bewahrt hat, wir halten Wilson nicht für einen Agenten des amerikanischen Großkapitals, sondern für einen realpolitischen Ideologen, dessen Typus sich auch in Deutschland durchzusetzen beginnen wird, sobald wir Kraft genug haben werden, die politische Atmosphäre zu reinigen und das politische Schiebertum auf ein Mindestmaß zu verringern.

Der Typus des geistigen Menschen muß auch im politischen Leben Deutschlands herrschend werden.. Geist, erwachsen aus harter Arbeit, aus revolutionären Erkenntnissen auf Grund jahrelangen Studiums der ökonomischen, sozialen, politischen, kulturellen Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft. Umstürzlerischer und zugleich aufbauender Geist, der eins ist mit größtmöglicher Gerechtigkeit und Güte für alles, was Menschenantlitz trägt.

Das vorrevolutionäre Deutschland verachtete den Geist an sich. Er war ihm unbequem und von vornherein verdächtig. Jetzt beginnt sich — kraft der herrlichen Energie des Ideologen Eisner — dieser Typus gegen alle Lästerungen, Schmähungen, Vertraulichkeiten, Aberkennungen durchzusetzen. Ja, er, dieser Typus des leidenschaftlichen und doch beherrschten geistigen Revolutionärs ist es, der uns im Auslande die ersten Sympathien

wieder schafft, der zeigt, wie reich, wie begabt dieses unterdrückte deutsche Volk ist, — und daß es würdelos und unklug handelt, wenn es sich erniedrigt und bettelt durch den Mund abgetakelter Primadonnen des alten politischen Hofballets. Statt zu erklären: wir, eine einige sozialistische deutsche Republik, haben zur Führung unserer Geschäfte Männer bestellt, die mit Euch, Clemenceau, Lloyd George, Wilson den Aufbau der neuen Welt errichten wollen, deren Vergangenheit unbelastet, deren Niveau dem Euren gleich ist. Wir wollen — mutatis mutandis — zunächst dasselbe wie Ihr. Das heißt: dieser Krieg muß der letzte gewesen sein. Deshalb: Abrüstung, Abschaffung der Wehrpflicht in allen Ländern und Vorbereitung des Bundes aller Völker der Erde.

Sind erst einmal diese Tatsachen geschaffen, haben wir diese Basis erobert, den Frieden der Welt zurückerrungen, dann ergeben sich alle weiteren Forderungen zwecks Beseitigung des wirtschaftlichen und sozialen Elends, der Ausbeutung und der Not von selbst und gemeinsam wird die sozialistische Internationale kämpfen für die Befreiung des Menschen aus mittelalterlichen und kapitalistischen Bindungen, die ein jahrhundertelanges System der Menschenverachtung und egoistischer Profitgier geschaffen hat.

Das revolutionäre Deutschland ist nicht weniger als das kriegerische Deutschland — infolge seiner Lebensmittelnot und des Mangels an Rohstoffen und nicht zu vergessen seiner fünfzigjährigen falschen Erziehung — allzusehr geneigt, die wirtschaftlichen Faktoren zu überschätzen. Hierin stimmen ein einziges Mal Ludendorff und Rosa Luxemburg überein. Wir wissen: die wirtschaftlichen Voraussetzungen sind das A und O des Lebens eines jeden Volks.

Und dennoch: keine Revolution ohne geistige Vorbereitung, ohne ethische Grundlagen kann bestehen. Darum ist das erste Gebot, die Massen aufzuklären, sie im Geiste einer wahren Revolution zu erziehen, ihnen die Waffen zu liefern,

um sie stark zu machen gegen die noch immer gewaltigen Mächte einer geistfeindlichen Reaktion.

Die Robespierre, Danton, St. Just fanden diese Vorarbeit, dieses Arsenal der Waffen in der von Diderot und d'Alembert geschaffenen Encyklopädie, deren Schätze vor 1789 aufgespeichert dalagen, so daß die Männer der Tat nur zuzugreifen brauchten.

Wir haben nichts dergleichen. Uns bleibt diese Arbeit jedoch nicht geschenkt. Wir müssen sie nachholen. Auf daß der Typus des revolutionären Arbeiters in Europa, in der Welt der herrschende werde.

Aus der „Republik" vom 18. 12. 18.

BESINNT EUCH!
DIE EWIGE WIEDERKEHR DES GLEICHEN
VON WILHELM HERZOG

Das deutsche Volk hat entschieden. So wie es sich am 2. August 1914 entschied: für den Krieg. So bejubelt es jetzt den Sieg der Mehrheitssozialisten. Es äußert durch seine Organe Freude, Selbstbewußtsein, Stolz, Zuversicht und Genugtuung. Endlich atmen die Führer der Mehrheit auf. Sie haben die kompakte Majorität hinter sich.

Wie das deutsche Volk mit wenigen Ausnahmen 1914 denen folgte, die es in Raserei gegen die Feinde versetzten, die es aufstachelten zu Verbrechen, Ausschweifungen, Brutalitäten (die es nun abbüßen muß), wie es jeden Bombenwurf auf Paris oder London mit Jubel und Flaggenschmuck begrüßte, so folgt es jetzt — nach sechswöchiger Revolutionspsychose — denen, die ihm »Ruhe und Ordnung« versprechen.

Nur ein Dummkopf oder ein politisch gedankenloses Hirn wird jedoch im Ernst glauben, nach den wüstesten Ausschweifungen von 50 Monaten könne plötzlich Ruhe

und Ordnung eintreten. So wie sie im Kriege glaubten, durch Proklamierung des Burgfriedens die elementaren Kräfte, die gegen die Lüge und das Verbrechen sich regten, unterbinden zu können.

Verhöhnt und gelästert wurde noch vor zwei Jahren jeder, der vom Völkerbund zu sprechen wagte. Utopist geschimpft wurde der, der als Ziel des Krieges die eine Bedingung aufstellte: daß er der letzte gewesen sein müsse. Verboten und mit Gefängnis bedroht wurde der, der die Verwirklichung solcher Ideen gemeinsam mit englischen, französischen, russischen Politikern plante.

Jetzt gründet Erzberger einen Völkerbund. Nicht abwarten können es die cynischen Realpolitiker von gestern, die Ideale der Utopisten mit den Repräsentanten der anderen Nationen zu beraten.

Man könnte sich über den schließlichen Erfolg der für die Menschheit notwendigen Ideen freuen. Aber eine ungetrübte, besonders reine Freude will angesichts dieser besten aller Welten nicht aufkommen. Zu viel Erniedrigungen, zu viel Demütigungen, zu viel Entstellungen ist die Idee ausgesetzt, bevor sie — trivialisiert und beschmutzt — verwirklicht wird.

War man früher Ideologe oder Utopist, so ist man jetzt — weil man für Reinlichkeit im politischen Leben, gegen beschämende Kompromisse mit den Trägern des alten Regimes kämpft (nicht allein aus idealen, sondern aus realpolitischen Gründen) — was ist man deshalb? ein Bolschewist.

Und das ist das Schrecklichste von allem. Etwas Fürchterlicheres gibt es nicht. Obwohl jeder ehrliche Sozialist dem Bürger erklären müßte, daß der konsequent zu Ende gedachte Marxismus unbedingt zum Bolschewismus führt, genau so wie die Lehre Christi im 19. Jahrhundert in Tolstoi gipfelte.

Aber die Massen müssen mit Schlagworten benebelt und erhitzt werden. Dann sind sie brauchbar, jeder Losung zu folgen.

Also: Die Entente schließt keinen Frieden ohne Nationalversammlung. Die Entente marschiert ein, falls die A.- und

S.-Räte nicht aufgelöst werden. Die Entente anerkennt nicht die revolutionäre Reichsregierung. Sie will den Reichstag. Die Würdelosigkeit erklimmt ihren Gipfel und erfindet täglich neue Lügen, die das arme deutsche Volk — genau wie im Kriege — nicht als solche zu erkennen vermag. Irregeführt und vergiftet verharrt es in seiner Unorientiertheit, ahnt es nicht, wie das Ausland in Wahrheit seine Führer beurteilt, wie es staunt über den Mangel an Kritik und die Unveränderlichkeit seines lakaienhaften Charakters.

Die Macht- und Erfolgsanbetung liegt diesem Volk im Blute. Die Verehrung des Rechts — um jeden Preis — ist ihm fremd oder erscheint ihm als eine ideologische Schwäche.

Hindenburg und Ludendorff waren die Götter, zu denen es vier Jahre lang betete. Jetzt haben Ebert und Scheidemann die Macht. Also, was kriecht vor ihnen? Alle, alle, die vor den früheren Machthabern krochen.

Aber: Besinnung tut not. Tausende, Zehntausende, Hunderttausende sind gewillt, nur einer Regierung zu folgen, die aus unkompromittierten, ehrlichen, wahrhaft revolutionären Geistern besteht. Die Ehrlichen unter den Mehrheitssozialisten mögen überlegen, ob sie glauben, auf die Dauer gegen entschlossene mutige Kämpfer Sieger bleiben zu können. Gleichviel, ob sie überzeugt sind, daß die andern Schädlinge sind und daß sie sich deshalb in der Macht erhalten müssen. Die Tatsachen sind härter. Sie stürzen ihre Absichten und Pläne. Die Weltgeschichte macht vor ihnen nicht Halt. So wenig wie sie vor Wilhelm II., Hindenburg und Ludendorff Halt gemacht hat.

Also was tun? Entweder abtreten. Oder: Einsehen, was ist. Keine Gewalt anwenden. Noch in letzter Minute sich vom Wahn befreien, durch Machtmittel ein altes, morsches System retten zu können. Vielmehr: das System ändern. Die klügsten und reinsten Köpfe — Repräsentanten der Menschlichkeit und eines neuen Geistes — zur Führung der Geschäfte berufen. Säubern. Neu aufbauen. Bekennen. Nicht betteln und flehen. Nicht Wilson und die ganze Entente

gegen deutsche, wenn auch euch feindliche Brüder zu Hilfe rufen. Sondern: sich mit ihnen auseinandersetzen. Der Gerechtigkeit zum Siege verhelfen.

Voraussetzung dafür allerdings wäre: Abschaffung aller Lügenapparate, Beseitigung aller, die durch Wort und Schrift das Gedanken- und Gefühlsleben des Volkes vergiftet haben oder noch vergiften. Ist so viel Mut zur Wahrheit nicht mehr aufzubringen, muß weiter gelogen werden, dann wird das deutsche Volk, wie es viereinviertel Jahre zu seinen Machthabern durchhielt, etwas noch viel Entsetzlicheres und noch Fürchterlicheres erleben: eine Revolution, die nicht abbricht, die Blutvergießen über Blutvergießen bringen wird.

Besinnet Euch, Machthaber. Wählt. Jeder Pessimismus ist berechtigt, daß ihr den falschen, den blutgetränkten Weg wählen werdet. Kein Volk lernt aus der Geschichte. Bedenkt, wo Ihr in viereinviertel Jahren stehen werdet. Eure Verantwortung ist riesengroß. Das Volk und die Geschichte wird richten, wagt Ihr den Bürgerkrieg.

Aus der „Republik“ vom 6. 1. 19.

DER KAMPF UM DIE MACHT
VON WILHELM HERZOG

Wir sind aus dem halbwilden Zustand noch nicht heraus. Irrsinnige Greuel geschehen vor unseren Augen. Unschuldige werden auf den Straßen Berlins durch Maschinengewehre willkürlich und sinnlos getötet. Diese Menschheit, die sich mit ihrer Zivilisation, ihrer Kultur, ihrer Kunst brüstete, löst sich auf in eine Herde wild und wirr sich bekämpfender Tiere. Ehrgeizige Politiker, die sich auf den brutalen Machtstandpunkt stellen wie ihre Vorgänger, ohne — gleich ihnen — die ungeheure Macht zu ahnen, die in moralischen Faktoren steckt. Ohne den Mut, sich einzugestehen, wieviel sie an Vertrauen und moralischem Kredit

bereits verloren haben, im Inlande und im Auslande. Machthungrig wie sie sind, bekümmert sie das kaum. Sie regieren weiter — mit denselben Phrasen, mit denselben Aufrufen, wie das alte Regime: »zum Wohl des Vaterlandes, für Frieden, Freiheit und Brot«. Sie rechnen mit der Blindheit großer Teile des Volkes. Wiederum wird es zu spät erkennen, wie man es irregeführt hat, und daß die Umkehrung der Phrasen sein Schicksal bedeutet. Nicht Sieg, sondern Niederlage, nicht Frieden, sondern Bruderkrieg, nicht Brot, sondern Hunger, wird diesem armen Volke beschert, das nach den Orgien der Machtanbetung führerlos hin- und herwankt und sehnsüchtig auf den wartet, der es aus den Wirren, aus Tod und Grauen hinausführt in eine lichtere Zukunft. Statt dessen bearbeitet man es mit den alten Mitteln. Gewalt gegen Gewalt. Sensationslustige Heimkrieger können jetzt auf ihre Kosten kommen. Regierungstruppen haben — wie ein Abendblatt zu melden weiß — Unter den Linden Flammenwerfer postiert. Maschinengewehre knattern. Irregeführte Anhänger verschiedener Richtungen verschanzen sich, schießen aufeinander und bewerfen sich mit Handgranaten. Menschen, Brüder, geboren in einer Stadt, morden sich und das berüchtigte Wort Wilhelms II.: »Wenn ich euch befehle, auf Vater und Mutter zu schießen . . .« macht das Schicksal der Revolution tragischerweise wahr, da Sozialisten oder solche, die sich dafür halten, auf diese Weise um die Macht kämpfen zu müssen glauben.

Von Kunst und Kultur soll noch jemand zu sprechen wagen, solange die Menschheit sich in einem so vertierten Zustand befindet. Alle Führer haben versagt. Wir selbst sind schuld. Ein Volk, das im 20. Jahrhundert so unvorbereitet, so undiszipliniert, so ziellos herumtorkelt zwischen egoistischen Wünschen und ungeklärten Freiheitsideen, muß erst lernen, daß Macht nicht durch Maschinengewehre und Handgranaten, sondern durch Arbeit an sich selbst, durch Willenskraft, durch den Willen sich zu veredeln und zu vergeistigen, zu erlangen ist. Jede Diktatur — ob die Scheidemanns-Eberts oder die Liebknechts kann nur sporadisch

sein, — ist verwerflich, menschenfeindlich und dem Untergang geweiht, denn sie ist auf Erfolg- und Machtanbetung dumpfer Massen begründet. Jeder Mensch mit Rechtsgefühl wendet sich von ihr ab und wird sie bekämpfen.

Es gibt nur eine Diktatur, das ist die des Geistes und der Gerechtigkeit. Für deren unerbittliche Herrschaft haben wir zu kämpfen. Verlachen wollen wir jene brutalen Episodenspieler der Revolution, die uns um dieser Forderung willen — genau wie ihre ihnen ebenbürtigen Vorgänger im Kriege — Utopisten oder Ideologen schalten.

Wir kennen die Erbärmlichkeit dieser »besten aller Welten«. Wir kennen ihre Verleumdungen, ihre Gifte, und gerade deshalb glauben wir, daß es notwendig ist, sie von Macht- und Gewaltanbetung zu befreien, diese vergaste Welt zu entgiften, zu säubern und zu erhellen, auf daß wir uns der Verwirklichung des Pascalschen Wortes nähern, das ich als Motto dieser Zeitung an die Spitze stellte: »Gerechtigkeit und Macht müssen eins werden, damit die Gerechtigkeit Macht und die Macht Gerechtigkeit werde«. Führer, die nicht fähig sind, diesem Gebote zu genügen, werden von der gewaltigen Bewegung, die durch die Welt tobt, hinweggeschwemmt werden.

Sozialismus will lebendig machen, aber nicht töten. Im Namen von Karl Marx lassen vernunftverlassene Machtanbeter und Erfolgjäger Sozialisten untereinander töten.

Gerechtigkeit ohne Macht ist Schwäche. Macht ohne Gerechtigkeit ist Brutalität.

Aus der „Republik“ vom 9. 1. 19.

AUGUST 1914 — JANUAR 1919
VON WILHELM HERZOG

I.

Landesverräter, Ententisten, Schwarmgeister schalt man uns von 1914—1918. Weil wir besser orientiert waren, neben der Schuld der ganzen Welt die Schuld der deutschen

Machthaber im besonderen kannten, und vorausfühlten, daß die deutsche Gewalt letzten Endes — trotz aller Mittel, die sie aufbot — nicht Sieger bleiben könnte. Und weltfremde Utopisten schalt man uns, weil wir als Sinn der Weltkatastrophe mit Wilson erkannten, daß wir versuchen müßten, die großen Kantischen Ideen von 1793 endlich im 20. Jahrhundert zu verwirklichen, d. h. die Vorbedingungen zu schaffen für die Bildung der Liga der Nationen und für die Sicherung des Weltfriedens. Wegen Propagierung dieser Ideen wurde man im Kriege verboten oder eingesperrt.

1919 kennzeichnet man uns als Bolschewisten, Spartakusfreunde, Verteidiger von Plünderern und Mördern. Weil wir glauben, daß Deutschland nur durch eine Reinigung des gesamten öffentlichen Lebens wieder in eine geachtete und stolze Stellung der ganzen Welt gegenüber einrücken kann. Weil nach so viel Abgründigem, Chaotischem, nach Anarchie und Zerstörung ein neues Leben auf wirtschaftlichem, geistigem, künstlerischem Gebiet nur erblühen kann, wenn diese verpestete deutsche Welt, soweit als irgend möglich, entgiftet ist. Weil die Ideen des Sozialismus gefährdet sind durch tausend Machenschaften, Anbiederungen der Reaktion, der Geschäftspolitiker. Weil wir endlich aufräumen wollten mit dem Volksbetrug. Die Mehrheitssozialisten jedoch glaubten — bestenfalls —, das nach und nach tun zu können. Nach schmählichen Kompromissen mit den Vertretern des alten Regimes, die sie für unentbehrlich hielten zur Aufrechterhaltung der Ordnung. Welcher Ordnung? Der kapitalistischen Ordnung einer korrupten Gesellschaft, die zum Krieg geführt hatte, zur Entfesselung aller rohen Leidenschaften. Einer Ordnung, die den Herrscher, den sie jetzt höhnt gestützt und gestärkt hat. Erst die ganze Welt mußte dagegen aufstehen, um den mit dem Großkapital verbundenen preußischen Militarismus mit seinen eigenen Waffen niederzuschlagen.

4½ Jahre ertrug diese deutsche Welt den fürchterlichsten Terror, so lange er sich mit den Mordmaschinen des Militarismus vornehmlich gegen belgische und französische

Brüder richtete. Alldeutsche Realpolitiker besudelten jeden als sentimalen Pazifisten, der dagegen aufzutreten wagte. Dem Orkan gegenüber war der einzelne machtlos. Er wurde verfehmt, bespien, gebrandmarkt oder eingekerkert.

II.

Seien wir gerecht, bis zur letzten Minute. Das Volk wollte es nicht anders, und will es heute noch nicht anders. Wenigstens in seiner großen Majorität. Diesem Volke ist zunächst wenig zu helfen. Es taumelte in die Revolution wie es in den Krieg taumelte. Nur für die Revolution geistig und moralisch unvorbereitet. Es schiebt, wuchert, tanzt weiter und läßt sich weiter belügen.

Entsinnt ihr euch der Lügen ab 1914? Der mit Spionen besetzten Goldautos, der französischen Flieger über Nürnberg, der Cholerabazillen in den Wasserleitungen Münchens? Dieselben Propagandaapparate spien diese Gerüchte aus, die noch heute funktionieren. Damals für die Pflicht zum Kriege, für nationale Verteidigung, für Wilhelm II., Falkenhayn und Tirpitz. Dann für die notwendigen Maßnahmen der Obersten Heeresleitung. Für die Verwüstungen Belgiens und Nordfrankreichs. Für die Genialität der deutschen Truppenführer. Jetzt arbeiten diese Apparate mit demselben Aufwand: für die Volkstribunen. Um ihre Macht aufrecht zu erhalten, glauben sie sich derselben Apparate bedienen zu müssen. Es ist ihnen gelungen. Das deutsche Volk glaubt heute an sie, wie es 1914 an seine Falkenhayne glaubte.

Bethmann, Bülow, sogar Bismarck durfte kritisiert werden, und große Parteien suchten sie zu stürzen. Nur die neuen Götter sind sakrosankt. Wenigstens bis zur Nationalversammlung. Und ein Majestätsverbrechen begeht, wer zugunsten der Einigung aller Sozialisten glaubt, die Beseitigung der kompromittiertesten und belastetsten Führer fordern zu müssen. Der Jubel des Bürgertums bis zu den preußischen Junkern sollte den Aufrechten unter den Mehrheitssozialisten zu denken geben. Sie sollten sich eines berühmt gewor-

denen Wortes des alten Bebel erinnern: „Wenn mich meine Gegner lobten, wußte ich, daß ich eine Dummheit gemacht hatte."

III.

Die Deutschen wissen infolge ihrer politischen Ahnungslosigkeit nicht, daß, wie man sie früher zu Verbrechen verführte und mißbrauchte, sie jetzt über Ursache, Motive, Ziele und Ideen des Kampfes der Sozialisten untereinander genau so belogen werden, wie zu Anfang des Krieges über die Feinde. Und daß diese Lüge es ist, die jetzt noch in der großen Mehrzahl des Volkes wirkt, die es anfeuerte: von den Engländern im Kriege als Baralongmörder zu sprechen, wie es jetzt hohe Idealisten von der Bedeutung Franz Mehrings, Clara Zetkins, die zu den Gründern des Spartakusbundes gehören, mit Plünderern und Mördern zusammen nennt. Ihre Vorgänger hingen auch Jesus neben Dieben und Plünderern auf.

Man muß es zunächst aufgeben, angesichts der Uebermacht der noch in Funktion befindlichen Apparate das Volk aufzuklären.

Verzweifelt steht man vor den Resultaten einer jahrzehntelangen Erziehung, die in der Lüge und in der Legendenbildung wurzelte und in der Anbetung roher Gewalt des Machtwahnsinns gipfelte: also zu Krieg, Revolution, Anarchie führen mußte.

Wir erleben jetzt erst die Folgen der Ausschweifungen, die dieses Volk fast fünf Jahrzehnte lang beging. Von den Gründerjahren 1870/71, dem ordinären Triumph des Militarismus, taumelte es von Geschäft zu Geschäft, mit einer ewig herausfordernden Kaste und einem von ihr abgöttisch verehrten Monarchen an der Spitze. Jubelte, als der Krieg ausbrach. Und war glücklich im Machtrausch: bis zum Zusammenbruch. Dieselbe von Dummheit und Heuchelei gestellte Frage zu Beginn des Weltkrieges und zu Beginn des Bruderkrieges in Berlin: wer hat angefangen?

Dieselbe Frage, August 1914 dumm oder heuchlerisch gestellt, ertönt wieder, und wird genau so selbstgerecht beantwortet.

Ich bin nicht für Spartakus und ich bin nicht für Ebert-Scheidemann. Ich bin für die Wahrheit. Und deshalb muß ich die Lüge bekämpfen, wo ich sie finde. Denn sie ist die Wurzel, die vergiftet, auf andere hetzt, Kriege entfacht, Völker gegen Völker treibt, Menschen auf Menschen schlimmer als Bestien auf Bestien jagt, Brüder untereinander töten läßt. Indem sie sie vorher verwirrt, aufregt und betrunken macht.

Sie ist es, die mit den Mitteln einer raffinierten Psychologie und der Kennerschaft gemeiner Volksinstinkte einzelne hohe idealistische Menschen verunglimpft, beschmutzt, um so auch die Ideen, deren Träger diese einzelnen sind, zu diskreditieren. So wurde Wilson angegriffen und verleumdet. Als ein elender Heuchler, als hinterlistiger Taschenspieler bis in die Novembertage 1918 von der gesamten bürgerlichen Presse Deutschlands erklärt. So war zu Anfang des Krieges einer der feinsten und stillsten Menschen, der den Krieg bis zur letzten Minute zu verhindern suchte, Edward Grey, ein Bluthund, der größte Verbrecher der Welt, der die ganze Welt auf das arme unschuldige Deutschland hetzte. Wer hat die Macht der Bolschewiki in Rußland begründet? Liebknecht oder Ludendorff? Wißt Ihrs noch? Wer begünstigte sie, wer ließ sie durch Deutschland in plombierten Waggons reisen, Liebknecht oder Ludendorff?

IV.

Wir verachten und verneinen jede Gewaltanwendung, um Ideen durchzusetzen, deren Sieg unzweifelhaft ist. Wir riefen im Kriege den Kriegsenthusiasten zu: „Beendet das Morden! Tötet nicht länger! Tötet überhaupt nicht!“ Die Presse schimpfte uns deswegen sentimentale Schwächlinge, Störer des Burgfriedens, der Einheitsfront, des Siegeswillens. Jetzt sind wir Mörder, Plünderer, weil wir nicht nur

dem Feinde, sondern auch dem Volksgenossen gegenüber Gerechtigkeit fordern. Daß wir Plünderer und Rowdies abschüfteln und nicht zu den unseren zählen, braucht von uns nicht versichert zu werden. Wir würden uns erniedrigen, auch darauf nur die gebührende Antwort zu geben. Aber so erbärmlich ist diese beste aller Welten, daß sie Menschen erst zu sich herabziehen muß, damit sie mit ihr auf gleichem Niveau sich befinden, ihr erreichbar sind, um sie zu bekämpfen. Kleist pflegte in solchen Fällen von der gebrechlichen Einrichtung der Welt zu sprechen, in der wir leben müssen. Aber wir wollen auch hier: einsehen, was ist.

Also der Orkan der Lüge wütet weiter. Wir wollen im Gegensatz zu den Aestheten und abgeklärten Literaten die Welt ändern und zu bessern suchen. Und wie nach dem Niederbruch Preußens der revolutionäre Junker, Heinrich Kleist, seine Berliner Abendblätter in wohlbegründeter Maskierung mit einem Gebet des Zoroaster eröffnete, so flehe ich — allen Schmähungen, Verleumdungen, Demütigungen trotzend zu dem unsichtbaren Gott der Gerechtigkeit: „Durchdringe mich ganz vom Scheitel bis zur Sohle, mit dem Gefühl des Elends, in welchem dies Zeitalter darniederliegt, und mit der Einsicht in alle Erbärmlichkeiten, Halbheiten, Unwahrhaftigkeiten und Gleisnereien, von denen es die Folge ist. Stähle mich mit Kraft, den Bogen der Urteile rüstig zu spannen, und, in der Wahl der Geschosse mit Besonnenheit und Klugheit, auf daß ich jedem, wie es ihm zukommt, begegne: ‚den Verderblichen und Unheilbaren, dir zum Ruhme, niederwerfe, den Lasterhaften schrecke, den Irrenden warne, den Toren, mit dem bloßen Geräusch der Spitze über sein Haupt hin, necke. Und einen Kranz auch lehre mich winden, womit ich auf meine Weise, den, der dir wohlgefällig ist, kröne!"

Aus der „Republik" vom 15. 1. 19.

AUFKLÄRUNG
VON WILHELM HERZOG

Das Allerweichste auf Erden überwindet das Allerhärteste auf Erden.

*

Menschenliebe — damit kann ich furchtlos sein.
Laotse.

Das Volk Herders, Hölderlins, Kants, Humboldts, Heinrichs v. Kleist ist so gesunken, hat fünf Jahrzehnte in der Anbetung materiellen Erfolges und in der Unterwürfigkeit unter eine mittelalterliche Macht vegetiert, ist so entfremdet jedem Rechtsgefühl und fern allen menschlichen Regungen, ist so verstockt in seiner ihm aufgezwungenen Beurteilung der Welt und seines eigenen Lebens, daß es seine letzte und furchtbarste Tat, die Ermordung zweier Menschen, die es für seine Todfeinde hielt, als ebenso gerecht empfindet wie etwa den Untergang der Lusitania. Wir haben vorgestern an dieser Stelle, da uns der Mund angesichts des grausigen Verbrechens verstummte, Worte der Trauer um das deutsche Volk gesetzt, — Worte eines seiner edelsten und leidenschaftlichsten Söhne, Friedrich Hölderlins, der aus dem Schmerz seiner Liebe heraus die Deutschen seines Zeitalters mit unvergänglichen Sätzen anklagte.

Was aber fruchten Worte? Machtlos steht man vor dem Meer der Lüge. Wir werden beschimpft, besudelt, verflucht und bedroht. Wir versuchten, hier der Vernunft und Versöhnung den Weg zu bahnen. Es war, da wir die Verhältnisse klar überblickten, uns nicht möglich, die Lüge von dem „Häuflein Spartakusleuten" mit zu verbreiten. Wir glaubten, auf die Unzufriedenheit großer Arbeitermassen hinweisen zu müssen. Wir warnten, es nicht zu Explosionen kommen zu lassen, sondern durch Verständigung die Gegensätze zu paralysieren. Die Vertreter des Macht-

gedankens lehnten jedoch jede Verständigung — entsprechend ihren gewaltigen Vorfahren im Kriege — als schwächlich und ehrlos ab. Weil sie arme Gefangene eines Gedankensystems sind, dessen Machtmittel diesen Krieg erzeugten, und das durch die Revolution, wie wir hofften, in seinen Grundfesten erschüttert sein sollte.

Wir glaubten, nach Ausbruch der Revolution an die Verwirklichung der großen Ideen der Menschheit gehen, und uns mit den russischen, französischen, englischen, amerikanischen, italienischen Brüdern die Hände reichen zu können, um mit ihnen gemeinsam dahin zu wirken, daß aus dem Schutthaufen, in den Europa durch 4½ Jahre Krieg verwandelt worden war, neues Leben erstehen könnte.

An dem einen Ziel arbeiten: die Menschen aufzuklären über den Irrsinn, der sie alle zu Mördern und Schändern ihres eigenen Lebens und dessen anderer werden ließ. Und das wir hier auf der Welt sind, nicht um eine Kugel irgend einem Wesen, das uns nie etwas getan hat, in den Leib zu feuern, sondern um uns die Not und die Gemeinheit des Lebens gegenseitig zu erleichtern: indem wir die Möglichkeit der Ausbeutung mindern, soweit als irgend ausführbar die gesellschaftlichen Ungerechtigkeiten beseitigen, schließlich die Menschen zu erfreuen suchen: durch ein Lied, durch ein gutes Wort, durch ein schönes Bild, also durch Kunst oder — was weit mehr ist — durch Menschlichkeit.

Es war ein verhängnisvoller Irrtum, zu glauben, daß diese Revolution, die keine Revolution, sondern eine Matrosenrevolte war, eine Umwälzung in den geistigen und ethischen Anschauungen des deutschen Volkes verursacht hätte. Der Vergiftungsprozeß war schon zu weit vorgeschritten. Sozialisten, das heißt also Träger einer hohen Menschheitsidee, bekämpfen sich als Todfeinde. Volksführer, die noch vor kurzem an einem Tisch gemeinsam arbeiteten, in einem Raum, beschimpfen sich als Bluthunde. Unglückliche Umstände verketten sich — und lassen bisher unbescholtene, und vielleicht in ihrer Begrenztheit das Gute

wollende Volksführer schuldig werden. Sie stehen gewiß selbst entsetzt und erstarrt — soweit sie Gefühle in ihr realpolitisches Denken zulassen — vor den Folgen ihrer, wie sie glaubten, durch den Gegner aufgezwungenen Anordnungen. Selbst wenn sie wollten, sie können nicht mehr zurück. Sie sind verstrickt, und sie müssen versuchen sich zu rechtfertigen — vor sich selbst und vor ihren Mitmenschen.

Zwei Weltanschauungen stehen sich gegenüber. Eine, die noch immer an die Macht und an die Gewalt glaubt, obwohl sie schon weiß, daß Ideen nicht totzuschlagen sind und die — gleich ihren Vorgängern, ja gewaltiger und bedrohlicher als sie — mörderische Mittel dieser Macht und dieser Gewalt anwendet. Denn: sie mißtraut dem Geist, der Vernunft, der Idee. Ja mehr, sie ist ihr feindlich, sie fürchtet sich vor ihr. Sie sieht nicht, daß — trotz allen Hemmungen, Niederlagen und Demütigungen der Idee — eine neue Zeit, eine neue Weltordnung anbrechen will.

Die Weltanschauung dieser kommenden Zeit gründet sich auf den Glauben, dem ein junger, aufgewühlter Dichter während des Kriegsgemetzels auf fast kindlich einfältige Weise Ausdruck gegeben hat in dem Titel seines Buches: „Der Mensch ist gut".

Welche Naivität, welch Mangel an Wirklichkeitssinn, welch weltfremder Idealismus, äußern lächelnd jene Realpolitiker, die bisher die Geschäftsführer eines Volkes sein durften. Wohin aber führten diese Vertreter des praktischen Lebens ihre Völker? In Grauen und Tod und immer wieder in Krieg. Denn sie waren die Repräsentanten jenes Machtsystems, das Brutalität, Menschenfeindschaft und Krieg als etwas Notwendiges, Gottgegebenes ansehen muß. Der Mensch ist böse, ein Tier, eine Kanaille, die im Zaume gehalten sein will, — oder aber, die man aufhetzen kann (wenn uns etwas aufgezwungen wird), die sich treiben läßt — nachdem man sie berauscht hat — in Krieg und Brudermord.

Und das ist wahr: es gehört angesichts der grauenvollen

Begebenheiten, die wir mit ansehen mußten, ein Fanatismus der Menschenliebe dazu, um noch an die Güte oder auch nur an die entwicklungsfähige Freundschaft von Mensch zu Mensch zu glauben. Das deutsche Volk befindet sich in dem Zustand eines Fieberkranken, der den Arzt von sich stößt und Kurpfuscher seinen armen geschundenen Körper bearbeiten läßt. Sie verhindern mit Gewalt oder mit den großen Mitteln ihrer die Öffentlichkeit bearbeitenden Apparate, daß das Volk über seinen wahren Zustand aufgeklärt wird. Sie lassen seine Entgiftung nicht zu. Sie nähren den Haß, wie sie ihn vier Jahre lang gegen die Feinde genährt haben: durch Verkennung, Unterschätzung Entstellung, falsche Diagnosen. Sie machen das Volk blind gegen das, was trotz allem kommen muß.

So erleben wir das wahnsinnige Schauspiel, daß wiederum diejenigen, die bemüht sind, das Volk aus dem Mittelalter herauszuführen, die Kämpfer gegen Verdummung und Verhetzung von den Machthabern als Volksfeinde dem Pöbel denunziert werden. Weil sie unbequeme Mahner sind auf dem Wege, den schließlich alle Völker werden zurücklegen müssen, falls sie die wirtschaftliche Notwendigkeit erkennen werden, sich zu den Ideen der Menschlichkeit zu bekennen. Welch ein Widersinn, von Menschlichkeit zu sprechen, wo Bedrohung, Gewalt und Mord die Losung ist! Wo das persönliche Leben weniger geschützt ist, als unter dem Regime Wilhelm II. und des Belagerungszustandes.

Muß ein Volk, das sich auf dieser Stufe befindet, nicht fürchten, in die Demokratien der anderen Völker wegen mangelnder Reife nicht aufgenommen zu werden?

Dunkle Stunden kommen. Man möchte verzweifeln und man flüchtet sich zu den pessimistischen Gedanken unserer großen Geister, die als harte und strenge Propheten über die Unempfänglichkeit dieses Volkes für große Ziele der Menschheit bittere Worte gesprochen haben. Und dennoch fühlt man sich versucht, es zu verteidigen gegen diese Anklagen. Da man seine politische Blindheit kennt, da man hofft, daß nur der Mangel an Aufklärung seine törichte

Gesinnung, seine geistfeindliche Haltung, seine Ausschweifungen in Brutalität und Dummheit verschuldete.

Deshalb, Freunde, revolutionäre Arbeiter, gutgesinnte und gerechtdenkende Bürger, Menschen eines freien Geistes! Wir müssen uns zusammentun. Wir müssen uns gegenseitig stützen. Wir müssen das, was die Regierung bisher versäumte, leisten. Das heißt: Wir müssen aufklären, aufhellen. Geistig und moralisch vorbereiten das Volk für die Aufgaben, die es lösen muß, soll es aus seiner Not und seiner Bedrückung, aus seiner Verrohung heraus zu gesichertem und menschenwürdigem Dasein.

Wir glauben nicht an das Heil durch die Nationalversammlung, noch an ihre erzieherische Wirkung. Wir glauben nicht, daß das Volk durch Stimmzettelmachtmittel geheilt werden kann. Es bedarf einer jahrelangen Erziehung zur Humanität zurück. Wenn diese nicht das Ziel wäre, wenn aus dieser Revolution nicht letzten Endes die Verehrung des Geistes der Menschlichkeit hervorgehen sollte, wenn die Revolution nicht — trotz allen Niederlagen, Katastrophen, reaktionären Widerständen — schließlich mündete in eine auf Vernunft und Gerechtigkeit aufgebaute Gemeinschaft, so würden alle unsere Kämpfe und unser Leben sinnlos und vergebens gewesen sein. Und die Zyniker hätten Recht, die jede Fortentwicklung der Menschheit leugnen, und uns als Phantasten belächeln zu können glauben.

Behalten wir jedoch Recht — und der Ausgang des Krieges war ein Sieg der Utopisten und Ideologen, als deren ernstesten Wortführer man mit Recht Wilson bezeichnet — kurz, glauben wir an den Sieg des Rechtes, nicht nur im Krieg, sondern auch in der Revolution, so wird sich das deutsche Volk einmal lösen aus den Fesseln menschenfeindlicher Mächte. Es wird die Kurzsichtigkeit seiner Führer erkennen. Es wird erwachen — und, sehend geworden, auf Grund seiner Arbeit und seines Fleißes, ein wertvolles und geachtetes Glied des Weltbundes werden, der allen Zweiflern zum Trotz kommt, der aber nur Nationen in sich aufnehmen kann, deren politisches, geistiges

und sittliches Niveau sich nicht zu gefährlich von dem der anderen demokratischen Staaten unterscheidet. Wir sind in vielem anderen Staaten überlegen. Doch in den Grundbedingungen des Rechtes und der öffentlichen Moral noch allzu sehr beeinflußt von den Maximen einer gestürzten Macht. Darum Aufhellung und Anschluß an die internationale Demokratie, an den internationalen Sozialismus, und zunächst, und am dringlichsten: an den internationalen Geist.

Aus der „Republik" vom 19. 1. 19.

DIE WÖLFE

VON ROMAIN ROLLAND

AN CHARLES PÉGUY

Der dritte Akt aus Romain Rollands Revolutionsdrama »Die Wölfe«.

Homo homini lupus

PERSONEN:

Quesnel, Kommissär des Konvents, 60 Jahre. Dick, vollblütig, gichtig, mühselig gehend; die Gesichtszüge aufgeblasen, die Miene schläfrig, aber das Auge ist lebhaft und streng, mit ungestümen Ausbrüchen des Zorns.

Teulier, Kommandant, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. 40 Jahre. Kalt, korrekt, gepflegt, vom Kopf bis zu den Füßen zugeknöpft, in einem langen Überrock mit der Trikolore; die Haare sehr kurz. Sehr groß, sehr gerade, hat er das Aussehen eines energischen und für Augenblicke fanatischen Puritaners. Er spricht mit schneidender Stimme ohne Gesten.

Verrat, Kommandant, Schweineschlächter, 40 Jahre. Rote Haut, sehr blonde Haare, bürstenförmig geschnitten; ungeheurer Kopf; grobe, beringte Ohren; athletisch; mächtiger Rücken; haarige Hände mit abgenagten Fingern. Zerlumpt.

Er wettert und flucht und schlägt beim Reden mit der Faust auf den Tisch.

D'Oyron, Kommandant, ehemals Adliger. 50 Jahre. In einer gesuchten Tracht, die absticht von den andern; die Haare lang und gepudert; mager, klein, steif, ironisch und stolz.

Chapelas, General. 45 Jahre. Ein Krämer ohne besondere Merkmale, außer seiner zielsicheren Miene.

Vidalot, Brigadenführer, Stallknecht. 35 Jahre. Er spricht schwer mit einer teigigen Zunge und unter einem fetten und plumpen Lachen.

Buquet, Hauptmann. Anwaltsschreiber. Kaum 30 Jahre. Munteres, lebhaftes und grimassierendes Wesen.

Jean-Amable, Unterleutnant. Kaum 20 Jahre. Kleiner Bürger mit gesunden Kinderwangen und einer fröhlichen Überfülle.

Der Spion, ein rheinischer Bauer.

Der Gastwirt.

Offiziere, Soldaten und Menge.

* * *

Die Szene: in Mainz, 1793, in dem großen Saal des Hotels zum König von England, welches dem Generalstab als Hauptquartier dient.

Links: eine Tür. Rechts: zwei Türen, von denen eine, eine Doppeltür nach einer Treppe zu aufgeht. Im Hintergrunde ein großes Fenster mit Aussicht auf die Bäume eines Platzes. In einer Ecke ein großer Ofen aus gerötetem Steingut. An den Wänden Anschläge, Proklamationen, republikanische Bilder. Auf den Tischen: Karten, Papiere, Lebensmittel, Säbel. Die doppelte Unordnung eines übel geführten Wirtshauses und eines Feldlagers nach der Schlacht.

Während des ganzen Dramas hört man — in den stillen Augenblicken — von ferne Kanonen- und Gewehrschüsse oder die Schritte der Truppen auf der Straße Musik, Gesang, Kommandorufe, — kurz: das unaufhörliche Summen einer belagerten Stadt. Das ist die Atmosphäre des Stückes.

DRITTER AKT.

ERSTE SZENE.

Derselbe Saal. — Morgen, Dämmerung. — Rat der Offiziere wie im ersten Akt, nur d'Oyron und Verrat fehlen; aber die Offiziere sind nicht um den Tisch herum gruppiert. Nur einige: Quesnel, Vidalot, Chapelas sitzen. Die anderen stehen beim

Kamin, mit ihren Mänteln auf den Schultern, oder gehen zwischen Fenster und Tisch auf und ab. Man merkt ihnen beständig an: die Beschäftigung mit dem, was draußen vorgeht, mit der Schlacht, die fortgesetzt wird.

QUESNEL

Bürger, zu meinem Bedauern und auf das Verlangen eines der Euren, habe ich euch zu dieser frühen Stunde versammelt, um über eine dringende Sache zu entscheiden.

DIE OFFIZIERE

Neuigkeiten, Quesnel? — Ein Kurier von Custine? — Eine Botschaft vom Konvent? — Verrat hat die Inseln erobert. Ich weiß, ich weiß, das war großartig. —

QUESNEL

Es handelt sich um den Verurteilten.

CHAPELAS

Was? Wegen dieser Kanaille hast du mich so eilig von Kastel kommen lassen?

VIDALOT

Tatsache ist, Bürger, wir sind so entsetzlich müde, daß man uns nicht hindern sollte zu schlafen, wenn wir es zufällig können.

BUQUET

Verflucht! Also deshalb! Deshalb! Man stört die Leute nicht so. Man braucht mich da unten.

QUESNEL

Es ist 5½ Uhr. Man guillotiniert ihn in einer halben Stunde. Es war dringend.

CHAPELAS

Warum? Das Urteil ist gefällt, unterschrieben; alle Formalitäten sind erfüllt. Ist es notwendig, daß wir dabei sein müssen, wenn er draufgeht?

VIDALOT

(ohne zuzuhören)

Oh! Dieser Verrat! Was sagst du zu ihm?

BUQUET
(ebenso)

Wunderbar. Er hat Mainz gerettet.

VIDALOT

Die Preußen müssen an diese Stunde denken. Noch ein oder zwei Schläge von der Sorte und wir sehen sie wie Füchse in ihren Bau zurückkriechen.

BUQUET

Der kleine Jean-Amable hat Pech gehabt.

VIDALOT

Ja, der arme Junge! Der Kopf weg durch eine Kugel, gleich als es losging.

QUESNEL
(gibt ein Zeichen zu schweigen)

Es sind neue Tatsachen seit gestern aufgedeckt worden.

CHAPELAS

Er hat gestanden?

QUESNEL

Ein Mitglied des Rates behauptet, daß er unschuldig ist.

DIE OFFIZIERE

Unschuldig! — Geht doch! — Wer sagt das?

QUESNEL

Ich überlasse ihm die Verantwortung für seine Meinung.

TEULIER
(steht auf)

Bürger . . .

CHAPELAS

Ah! Teulier — natürlich. — Er mußte etwas finden, um sich zu unterscheiden.

TEULIER

Bürger, ihr wißt, ob ich der Feind von d'Oyron bin. Gestern früh habe ich ihn angeklagt. — Aber gegen einen Feind ist man ebenso streng durch die Gesetze der Ehre gebunden wie gegen einen Freund. Was konnte ich tun, wenn der

Zufall in meine Hände den Beweis seiner Unschuld spielte? Ersticken meinen Haß und ihnen das Mittel angeben, eine Ungerechtigkeit wieder gutzumachen.

(Ironische Rufe unterstreichen die Worte von Unschuld und Ungerechtigkeit. Die Offiziere zucken die Achseln und hören mit gleichgültiger Ungläubigkeit zu. Einige von ihnen wenden Teulier den Rücken und sprechen untereinander.)

VIDALOT

Er muss immer das Gegenteil von dem behaupten, was alle sagen.

ZWEI OFFIZIERE

(hören die Kanonen)

Verrat fängt die Schlacht wieder an. — Höre. — Das kommt von ihm. — Nein, das ist der Wind.

CHAPELAS

(verdriesslich zu Quesnel)

Du hast also den Bürger Teulier über das, was vorgegangen ist, nicht auf dem laufenden gehalten?

QUESNEL

Ich habe ihm alles gesagt.

CHAPELAS

Kennt er den Brief?

QUESNEL

Ja.

CHAPELAS

Aber hat er ihn gesehen?

TEULIER

Ja, ich habe ihn gesehen.

CHAPELAS

Und du findest ihn nicht genug belastend?

TEULIER

Der Brief ist von seinen Feinden gefälscht, um ihn zu verderben.

DIE OFFIZIERE

Ah! bravo, das hab' ich erwartet! — Das hat der Verräter gesagt. — Das kann man leicht sagen.

TEULIER

Ich kann es beweisen.

CHAPELAS
(ironisch)

Die Preußen haben es dir gesagt?

TEULIER

Ich habe den Spion gefragt.

VIDALOT

Er hat vor uns allen ausgesagt.

TEULIER

Er hat mir die Wahrheit gestanden.

CHAPELAS

Woher weißt du das?

TEULIER

Die Beweise der Unschuld d'Oyrons sind in den Händen eines Offiziers.

CHAPELAS
(drohend)

Du wärst in Verlegenheit, wenn du sagen solltest in wessen.

TEULIER

Ich werde es sagen.

CHAPELAS

Bah! — Und dies ist?

TEULIER

Es ist Verrat. (Verblüffung, ein Ausbruch von Unwillen)

CHAPELAS

Das ist abscheulich. Bürgerdeputierter, man beschimpft uns und du läßt es zu.

QUESNEL

Es ist an euch, die Anklage anzuhören. Ihr werdet später richten.

BUQUET

Man hat nicht das Recht, einen der unsern zu beleidigen.

TEULIER

D'Oyron ist auch einer der unsern.

BUQUET, CHAPELAS

Ein Verräter! ein Aristokrat!

TEULIER

Vor der Gerechtigkeit sind wir gleich.

BUQUET

Du wagst es, den Helden von Kostheim mit dem Elenden zu vergleichen, der uns ausgeliefert hat!

CHAPELAS

Es ist eine Infamie, einen Abwesenden anzuklagen.

QUESNEL

Ich habe Verrat vorladen lassen: er wird sofort hier sein. Seid ruhig, wir werden ihn seinem Ankläger gegenüberstellen. Aber es ist gut, wenn ihr vorher dessen Gründe hört. Laßt den Bürger Teulier sprechen. Wie immer auch meine persönlichen Gefühle sind, meine Pflicht ist, beide Teile zum Wort kommen zu lassen.

TEULIER

Bürger, ich verstehe eure erste Bewegung leidenschaftlicher Ungläubigkeit, und ich denke nicht daran, mich durch ihre Heftigkeit beleidigt zu fühlen. Ich selbst an eurer Stelle hätte zweifellos genau so gehandelt. Habt ein wenig Geduld. — Aber vor allem, da ich den Morgen hereinbrechen sehe, fordere ich dich auf, Deputierter, sofortigen Befehl zu geben, die Hinrichtung aufzuhalten, bis die Verhandlungen, die vor euch geführt werden müssen, durch euer Urteil beendigt sind.

BUQUET

Wozu all dieses Geschwätz? Sag' uns in zwei Worten das, was du willst, und machen wir ein Ende. Wir haben andere Dinge zu tun.

CHAPELAS

Das Urteil ist gefällt. Es ist kein Grund, nachzuprüfen

EIN OFFIZIER

Das hieße: das erste Urteil umstoßen.

ANDERER OFFIZIER
(zuckt gelangweilt die Achseln)

Es ist doch unmöglich, dieses Verlangen zurückzuweisen.

QUESNEL
(schreibt ein Wort und gibt es einem Unteroffizier)

Befehl aufzuschieben. (Unteroffizier ab)

TEULIER
(stehend, immer sehr ruhig)

D'Oyron ist unschuldig. (lärmende Zwischenrufe)

TEULIER

Hütet euch. Wenn ihr euch weigert, mich anzuhören, werdet ihr schuldig.

DIE OFFIZIERE
(außer sich)

Beweise! Geh, gib uns deine Beweise und laß uns kämpfen! Hörst du nicht die Kanonen?

TEULIER

Erst die Gerechtigkeit.

BUQUET

Hältst du dich für weniger fehlbar als uns?

TEULIER

Damit beschäftige ich mich nicht. Ich habe den Grundsatz, der gleichzeitig wissenschaftlich und republikanisch ist: nichts zuzugeben, ohne es geprüft zu haben und nur das zu glauben, was meine Vernunft als klar und unzweideutig erkennt

DIE OFFIZIERE

Er langweilt uns. Er macht sich zu wichtig.

BUQUET

Glaubst du, die Vernunft ist ein Monopol der Mitglieder der Akademie?

VIDALOT

Sei dir darüber klar, Bürger, daß die Aristokratie des Geistes ebenso hassenswert sein kann wie die andere Aristokratie. Wir sind alle gleich.

CHAPELAS
(zu Buquet)

Ruhe, da unten. — (zu Teulier) Und du, erkläre dich.

TEULIER
(fährt ruhig fort)

Wenn der Spion, auf dessen Zeugnis hin ihr d'Oyron verurteilt habt, euch jetzt bestätigte, daß d'Oyron nicht schuldig sei, was würdet ihr sagen? Was würdest du sagen, Chapelas?

CHAPELAS

Ich würde sagen, daß er seinen Mitschuldigen retten will

TEULIER

Aber wenn er versichert, daß er die Beweise Verrat gegeben hat, und daß dieser, nachdem er sie hatte, ihm befohlen hat, zu schweigen, und ihm sein Leben als Preis für sein Schweigen versprochen hat?

CHAPELAS

Wenn er mir das ins Gesicht sagte? — Ich würde ihn erschlagen, wie einen Hund. (Die Offiziere stimmen Chapelas bei.)

TEULIER

Verrat hatte nachmittag eine geheime Unterredung mit dem Spion.

CHAPELAS

In seinem Eifer für die Nation wollte er zweifellos aus dem Gefangenen alle Auskünfte herauslocken, die er für seinen Angriff von heute nacht brauchte.

TEULIER

Er verfügte sich dann zu Melchior Haupt, Professor in dieser Stadt, wo Schriftstücke, welche die Unschuld d'Oyrons bewiesen, hinterlegt waren, und hielt da eine geheime Hausdurchsuchung ab.

CHAPELAS

Mit welchem Erfolg?

TEULIER

Verrat unternahm seine Expedition, ohne irgendeinem von seiner Untersuchung zu sprechen.

CHAPELAS

Weil sie erfolglos war.

TEULIER

Oder vielleicht zu erfolgreich. (Widerspruch.)

VIDALOT

Was sagt Melchior Haupt?

TEULIER

Ich komme daher. Das Haus war leer. Melchior war verschwunden.

BUQUET

Und das sind alle deine Beweise! Und deshalb bringst du Unordnung in die Armee! — Aber du bist doch verrückt geworden?

CHAPELAS

Zeugen, die verschwinden, wenn man sie braucht!

TEULIER

Der Spion ist da: ruft ihn; lasst ihn sprechen. Wenn Verrat kommt, stellt sie einander gegenüber.

DIE OFFIZIERE

Das ist unnütz. — Das ist unpassend. — Verrat ist kein Verdächtiger, gegen den man das Recht hätte, diese Untersuchung zu führen. — Sollen wir ihn so für seine Dienste lohnen? — Wir haben nicht nötig, uns diesen Burschen anzusehen. Wenn Verrat es wünscht, wird man ihn kommen lassen. Aber in Abwesenheit von Verrat und ohne seine Einwilligung bin ich dagegen.

TEULIER

Wenn ihr euch weigert, zu hören, wie werdet ihr je die Wahrheit erfahren?

CHAPELAS

Der Brief ist da, ich will nichts weiter wissen.

TEULIER

Aber wenn der Brief gefälscht ist! — Du hast es gehört, Chapelas, — (du warst mit mir dabei) — wie d'Oyron selbst

über die Schlingen klagte, die seine Feinde ihm unaufhörlich zu legen trachten.

CHAPELAS

Das soll ich gehört haben?

TEULIER

Gestern morgen.

CHAPELAS

Du träumst.

TEULIER

Du hast ein kurzes Gedächtnis — Aber sei es, nehmen wir den Brief vor. Seht ihr nicht, daß er lügt? Daß nur ein Feind, kein Freund von d'Oyron ihn geschrieben haben konnte? — Seht her, ich bitte euch.

(Er zeigt den Brief Chapelas und einigen andern, die ihn gelangweilt und gleichgültig ansehen. Andere, Buquet, Vidalot, bilden eine kleine feindliche Gruppe.)

BUQUET

(leise zu Vidalot)

Sag mir, was für Interesse kann er daran haben, den Verräter zu entlasten auf Kosten Verrats.

VIDALOT

Ich weiß es nicht.

BUQUET

Wenigstens — sonderbar ist's. Der beste Kerl, den wir haben, ein Jakobiner, wie es keinen zweiten gibt, ein Marius, ein richtiger General Sansculotte, — und sich gerade ihn auszusuchen am Tage nach einem Siege, der alles übertrifft, was man je gesehen hat!

VIDALOT

Er ist eifersüchtig.

EIN OFFIZIER

Wahrscheinlich! Das ist die einzige Erklärung.

EIN ANDERER OFFIZIER

Das ist nicht anständig.

VIDALOT

Man kann doch seine Unbescholtenheit nicht bezweifeln.

BUQUET

Weiß man es je? Die Unbescholtenheit kauft man, wie alles übrige. Ein bißchen teurer, das ist der einzige Unterschied.
Jubelrufe draußen)

QUESNEL

Was ist das für ein Lärm?

(Ein Offizier geht ans Fenster)

DER OFFIZIER

Verrat kommt. Man trägt ihn im Triumph. Die Soldaten jauchzen ihm zu.

TEULIER

Bürger, wir dürfen uns durch dieses Geschrei nicht beirren lassen. Die Beratung muß fortgesetzt werden. (Der Lärm wird stärker. Andere Offiziere gehen ans Fenster oder gegen die Tür, die sich öffnet.)

ZWEITE SZENE

Verrat erscheint auf den Schultern zweier Jakobiner, eine Blätterkrone auf dem Kopf, schwarz, zerzaust, bärtig, struppig, mit Staub bedeckt, in zerrissenen Kleidern, überall durchlöchert, von Schmutz und Pulver befleckt. Soldaten umringen ihn, schreiend und tanzend. Sie tragen ihre roten Mützen auf der Spitze ihrer Säbel oder Lanzen. Ein Kind springt voran, stößt Schreie aus und wirft seine Mütze in die Luft. Ein Pfeifer spielt das ça ira. Durch die Tür sieht man eine große Menge, die nicht herein kann. Die Jakobiner, die ihn tragen, machen unter albernen und übertriebenen Gesten mit ihm die Runde durch den Saal und enden damit, daß sie ihn auf den Tisch setzen. Die Offiziere vom Rat sind aufgestanden, ausgenommen Teulier, der sich setzt. Quesnel zieht still seinen Hut ab. Verrat grüßt mit dem bloßen Säbel.

DIE MENGE

(schreit)

Heil dem Retter von Mainz! General Verrat! Es lebe der General Verrat!

(Verrat gibt den Soldaten Zeichen, ihn abzusetzen und ihn zu lassen)

VERRAT

Es ist gut, genug gebrüllt: Stellt mich her, ihr Lumpen, und räumt das Feld! Wir haben zu sprechen. (Die Menge verliert sich, Verrat steigt vom Tisch herab) Bürger! Heil und Sieg! Ich habe Wort gehalten. Der rote Main hat seinen Namen verdient. — Was wollt ihr von mir? Ich habe eben euern Befehl mitten im Kampf bekommen. Ich habe alles im Stich gelassen, um euch meine Achtung zu bezeugen. Sprecht: ich bin zu eurer Verfügung; aber schickt mich bald wieder zurück: ich habe da unten noch Arbeit. Ich habe erst begonnen. Ich halte die Feinde an der Kehle: jetzt werde ich sie zur Ader lassen.

QUESNEL
(kühl)

Wir bedauern, Bürger, daß wir dich mitten aus deiner Arbeit herausreißen mußten: aber wir waren dazu gezwungen. Deine Ehre ist angegriffen; es ist in deinem Interesse, wie in unserm, daß du dich ohne Verzug reinwäschst.

VERRAT

Wer? Ich? Man klagt mich an? Während ich mein Blut in Strömen fürs Vaterland vergieße, gibt es irgendeinen, der gegen mich arbeitet? Und wessen beschuldigt man mich? Und wer? und wer? Wer ist dieser Schweinehund?

QUESNEL

Man behauptet, daß du Beweise für die Unschuld d'Oyrons besitzest, und daß du sie unterschlagen hast.

VERRAT

Zum Teufel! Ich möchte wissen, wer dieser feige Schuft ist, dieser käufliche . . . Wo ist er? Wo ist er? Daß ich ihm ins Maul spucke, daß ich ihm seinen Kot um die Nase schmiere, daß ich ihn in Fetzen haue. Wo verbirgt er sich? Laßt ihn kommen.

TEULIER

Er ist hier.

VERRAT

Ah! — es ist?

TEULIER

Ich bin's.

VERRAT

Du? — Du foppst mich. — Wiederhole! — Das ist nicht möglich! — Ha! (er heuchelt einen Schwindelanfall) Bürger, das ist zu viel für mich, seht ihr. Ein Freund, zu dem ich alles Vertrauen hatte, ein Bruder, ein Kerl, an dessen Seite ich zwanzigmal gekämpft habe, — ich habe sein Leben gerettet! — Entschuldigt mich, das ist ein zu starker Schlag. Es wird vorübergehen. — Wartet — — — (er erhebt sich schäumend) Ah! Schmutzhammel! Ah! Elender Hundsfott! — Aber nein, es ist besser, sich nicht zu erniedrigen, indem man auf solche Gemeinheiten antwortet.

TEULIER

Verrat, es fällt mir schwer, aber die Gerechtigkeit verlangt es.

VERRAT

Ich verbiete dir, mich anzusprechen. Dein Fell bekomme ich, das ist sicher. Aber antworten werde ich dir nicht. Wenn du nicht fürchtest, dir die Kehle zu beschmutzen, du, Bürger-Deputierter, sprich. Ich bin bereit.

QUESNEL

Verrat, Teulier klagt dich an, von dem Spion den zwingenden Beweis dafür bekommen zu haben, daß der Brief an d'Oyron ein Anschlag der Emigrierten gegen ihn war, und anstatt ihn uns zu bringen, hättest du diesen Mann gezwungen, zu schweigen. Was hast du darauf zu erwidern?

VERRAT

Ich schwöre, daß ich das Land gerettet habe.

QUESNEL

Bürger, wir alle erkennen deine militärischen Tugenden an; aber da eine bestimmte Anklage gegen dich vorliegt, so ist es wichtig, daß du darauf antwortest.

VERRAT

Nie! Niemals werde ich mich herablassen, um mich gegen diese infame Zumutung zu verteidigen. Ich werde diesen Fleck sofort im Blut dieses Verräters abwaschen. Aber mit ihm sprechen, unterhandeln, nein, das ist nicht meine Sache. Ich bin nicht wie er ein Phrasendrescher, ein Salonschwätzer, ein Conférencier für Aristokraten. Ich spreche nicht, ich handle. Die mich anklagen, sollen ihre Aermel hinaufschlagen und mir in diesen Hof folgen! Das ist die Antwort, die ich ihnen geben werde. (Er zieht seinen Säbel und schlägt damit heftig auf den Tisch.)

TEULIER

Ich werde dir folgen, Verrat; ich setze mein Leben gern ein. Aber vor der Genugtuung, die ich dir schulde, bist du der Gerechtigkeit eine schuldig. Die Gerechtigkeit wurde zuerst beleidigt. Du bist ihr Achtung schuldig. Steck deinen hitzigen Säbel wieder ein und beantworte ihre Fragen wie der geringste der Untertanen.

VERRAT
(beißt sich wütend die Finger)

Hört ihr den Jesuiten? Wie Milch und Honig fließt es ihm aus dem Munde! Seine Galle ist zerplatzt. — Ich werde ihm nicht antworten. Die an mir zweifeln, sollen die Ufer der zwei Flüsse und ihre mit Toten angefüllten Gewässer befragen. Während mein Mund voller Verachtung schweigt, mögen meine Wunden für mich sprechen — (er reißt seinen Rock und sein Hemd auf) meine Brust, rot von meinem Blut und dem der Feinde, meine Haut, vom Pulver geschwärzt, meine Haare vom Feuer versengt, meine aufgeschlitzten Kleider von Säbeln zerfetzt! — Ich weiß, was ich wert bin, und ich spreche, wie ich es weiß. Bescheidenheit ist eine Tugend Schwachsinniger und buckliger Mädchen. — Bürger, ich fordere euch auf, zu erklären, daß ich mich ums Vaterland verdient gemacht habe. (Beifall der Offiziere)

TEULIER

Diese Art zu verhandeln ist unerträglich. Laß doch die Erinnerung an die Dienste, die du dem Vaterland geleistet hast. Wir alle, Verrat, wir haben uns verdient gemacht. Du hast deine Pflicht getan: nichts mehr, als alle andern, die hier sind. Nicht einer geizt mit seinem Blute; hunderte unbekannter Kämpfer sind so viel wert wie du: alle deine Soldaten, alle die meinen, alle die, die jetzt in der deutschen Erde schlummern. Sei doch bescheiden und . . . .
(er wird unterbrochen durch die Protestrufe der Offiziere)

VIDALOT

Der Neid erstickt ihn.

BUQUET

Deputierter, laß die nicht schänden, die dem Lande Ehre machen.

QUESNEL

Schweigt beide. — Die Anklage wurde hier öffentlich vorgetragen, und sie muß dem Angeklagten bekannt gegeben werden. Ich stelle es ihm frei, zu antworten oder zu schweigen. Er möge nur die Hauptsachen anhören. — Man gibt an, Verrat, daß du gestern eine geheime Haussuchung bei Melchior Haupt vorgenommen hast, um die Beweise für die Unschuld d'Oyrons zu finden, die der Spion dir bezeichnet hatte. — Ist das wahr? Hast du das getan? — Hast du irgend etwas zu erwidern und verlangst du Details?
(Verrat der schnüffelnd und pustend, wie als ob er Mühe hätte, sich zu mäßigen, Quesnel zugehört hatte, wendet den Kopf plötzlich gegen Teulier, sieht ihn wild an, beschimpft ihn und wendet Quesnel den Rücken zu.)

CHAPELAS

Welches Interesse hätte Verrat gehabt, d'Oyron zu verderben?

TEULIER

Seinen Haß gegen ihn.

DIE OFFIZIERE

(lärmen)

Wir hassen ihn alle.

VERRAT

Ich stelle fest, daß nicht nur meine Ehre angegriffen ist, sondern die aller Offiziere, die hier sind.

TEULIER

Nein, Verrat, lenke die Sache nicht ab. Ich klage nur dich an.

VERRAT

(wendet sich brüsk gegen ihn)

Und ich, ich klage dich an.

TEULIER

Mich?

VERRAT

Ja, dich, du bist von d'Oyron bezahlt, um mich zu verderben.

TEULIER

Ich hasse dich nicht.

VERRAT

Du behauptest, mein Freund zu sein und willst mich entehren.

TEULIER

Ich tue meine Pflicht.

VERRAT

Die Pflicht eines rasenden Hundes, eines giftigen Tieres, eines Heloten der Aristokraten.

TEULIER

Wirst du auf die Tatsachen, deretwegen ich dich anklage, nicht antworten?

VERRAT

Durch das Schwert, anders nicht.

TEULIER

Bürger, da es unmöglich ist, etwas aus diesem Manne herauszubekommen, da meine Worte und die seinen gleich ver-

dächtig sind, verlange ich, daß man vor euch den Spion verhört. Es wird genügen, die Wahrheit zu erfahren.

CHAPELAS

Wir verlieren hier unsere Zeit.

TEULIER

Ich bestehe darauf, daß man ihn hört.

VERRAT

Ja, bringt den Lumpenkerl her, daß ich ihn in Stücke zerhaue.

TEULIER

Er ist nebenan.

QUESNEL

Laßt ihn kommen.

(Ein Soldat geht. — Lärm der Stadt draußen. — Eine Kirchenuhr schlägt sechs). — Kanonendonner. — Murmeln der Menge. Musik von weitem. Taktmäßige Schritte.

DIE OFFIZIERE

Sechs Uhr. — Die Stunde der Hinrichtung.

BUQUET

(geht ans Fenster)

Sie warten, daß man ihn bringt. Der Platz ist voll von Menschen.

(Der Soldat, der den Spion holen gegangen ist, kommt zurück.)

DER SOLDAT

Bürger-Deputierter.

QUESNEL

Nun, dein Gefangener?

DER SOLDAT

(ruhig)

Er ist tot. (Erstaunen)

TEULIER

Was sagst du da?

DER SOLDAT

(kalt, macht eine Geste)

Erwürgt.

QUESNEL

Er hat sich umgebracht?

DER SOLDAT

Wahrscheinlich. (Teulier blickt auf den unempfindlichen Quesnel und auf Verrat, der grinst.)

VERRAT

Das Vieh hat Angst gehabt. Es ist gut so.

BUQUET

Schöne Zeugen! Ein Toter und ein Abwesender!

(Die Offiziere zucken die Achseln. Teulier, einen Augenblick entmutigt, erhebt sich.)

TEULIER

(halsstar)

Gleichviel. — Sein Tod bestätigt nur meinen Verdacht.

VERRAT

(versteht erst nicht recht)

Was? Was? — (schreiend) verfluchter Hundsfott, ich bring' dich um. (er wirft sich auf Teulier mit erhobenem Säbel. Die Offiziere trennen sie) Bürger, ich bin das Opfer eines entsetzlichen Anschlags. Ihr seht meinen Ankläger, diesen Banditen, (er zeigt auf Teulier) der zu den ärgsten Beschimpfungen sich herabläßt, im Einverständnis mit Verrätern und preußischen Spionen. Wie sehr sie vor mir zittern, sie schrecken vor keinem Mittel zurück, mich zu verderben. Sie haben dieses Aas gekauft, unwürdig des Namens eines Franzosen. Ich hatte ihn bis jetzt geschont. Das Andenken an unsere frühere Freundschaft hat mich zurückgehalten. Ich hätte ihn erwürgt, aber in Ruhe. Da er mich zum Aeußersten treibt, werde ich sprechen. Ich verteidige mich nicht mehr, ich klage an. Ich klage Teulier an, sich den Preußen verkauft zu haben, der Mitschuldige der Royalisten, der Feuillantisten, der Rolandisten und der Aristokraten aller Farben zu sein. Ich werde Beweise dafür bringen. Ich habe ihm nie getraut: seine Verachtung für die Patrioten, seine respektlosen Urteile über den Konvent, seine schamlose Bewunderung der Feinde, — alles an ihm

ist verdächtig. — Und er kann deutsch! Ich werde es euch beweisen. Ich setze euch instand, zwischen ihm und mir zu urteilen. Einer von uns ist ein Verräter. Ich werde von hier nicht eher weggehen, als bis er verurteilt ist.

TEULIER

(sehr ruhig, sehr fest, mit innerer Wärme)

Bürger, diese Flut von Beschimpfungen reicht nicht an mich heran. Ihr kennt mein Leben, das offen daliegt. Ich bin arm, ich habe alles hinter mir gelassen, mein Amt, meine Ruhe, und — was mir am teuersten war — meine Arbeit, um meine Kraft dem Lande zu weihen. Nie habe ich sie verkauft. Ich verlange keinen Titel. Ich war in elf Schlachten. Ich werde euch meine Haut voll Narben nicht zeigen; das sind Prostituiertenkniffe. Ich schämte und ekelte mich schon genug, als ich an meine Dienste erinnerte. Ich hasse die Possenreißer. Und ich möchte weder meinen Körper noch mein Herz zur Schau stellen. Wir sind Männer, wir dürfen uns nur der Vernunft fügen. Die Vernunft, die Vernunft, die Vernunft. Wenn ihre Stimme ertönt, kann niemand widerstehen. Sie ist es, der ich gehorche, der ich opfere, wenn's sein muß, meine Freundschaften, meine Feindschaften, mein Leben. Auch ihr werdet sie hören. Ihr müßt sie hören. So begierig ihr seid, vor ihr davonzulaufen, sie wird zu laut sein, sie wird Gerechtigkeit schaffen. Klagt mich nicht etwa stolzen Dünkels an; ich will nichts für mich selbst. Die Wahrheit spricht durch mich. Jede Seele, die der Wahrheit einmal ins Angesicht gesehen hat und sie zu leugnen trachtet, begeht Selbstmord. Ihr könnt jetzt tun, was ihr wollt; alle eure Bemühungen, die Augen zu schließen, nützen nichts mehr; ihr habt *gesehen*; ihr *wißt* wie ich. Gehorcht wie ich. Gehorcht, wie schwer es euch auch fällt weil es sein muß. (Eisiges Schweigen)

QUESNEL

Bürger, wollt ihr, daß die zwei Parteien sich einen Augenblick entfernen, damit wir beraten?

CHAPELAS
(der sich leise mit den Offizieren unterhalten hat)
Ueberflüssig, Bürger-Deputierter, wir sind alle einig. Wir haben gestern nach bestem Gewissen geurteilt; wir haben keinen Grund heute zu widerrufen. Im Namen meiner Kollegen erkläre ich, daß nichts vorliegt, das Urteil abzuändern. Die Gerechtigkeit nehme ihren Lauf. — Und da alles dafür spricht, das Interesse des Landes wie die Menschlichkeit, daß die Qual des Verurteilten nicht noch mehr verlängert werde, bitten wir dich, Befehl zu geben, daß die Hinrichtung des Verräters sofort erfolge. (Stille. — Quesnel schreibt kaltblütig, ohne ein Wort zu sprechen, eine Botschaft, die ein Soldat übernimmt und sich entfernt) Eine andere Pflicht haben wir noch zu erfüllen. Einer der unsern ist angeklagt worden. Gezwungen, sich zu erklären, hat der Ankläger sich hinter beleidigenden und willkürlichen Voraussetzungen, bösartigen Gerüchten, grundlosen Anspielungen verschanzt. So hat er die Verteidigung dem Gerede ausgesetzt, den Sieg zerstört die Armee in einer Kampfnacht beunruhigt, er hat gewagt, alles zu verderben, auf einen verbrecherischen Argwohn hin, der sich auf nichts stützte. Es gilt, ein Strafgericht zu verhängen, um künftig zu verhindern — . . .

VERRAT
Beunruhige dich nicht, Chapelas. Das übernehme ich, das ist meine Sache.

CHAPELAS
Das geht uns alle an. Wir alle wurden angegriffen; wir müssen solche Handlungen unterdrücken, die das Land zerrütten. Mit Rücksicht auf die Dienste, die Bürger Teulier geleistet hat, lassen wir die Anklage auf Verrat, die Verrat gegen ihn erhoben hat, fallen und erheben nur die, daß er sich durch Eifersucht und Haß zu verbrecherischem Argwohn hat verleiten lassen, der eines Soldaten unwürdig ist. Ihr habt zu entscheiden, Kameraden; was soll mit ihm geschehen?

DIE OFFIZIERE

Vor den Wohlfahrtsausschuß.

CHAPELAS

Du hörst es, Bürger-Deputierter. Unterwirf ihn dem Ausschuß, sobald es dir möglich ist. Ihm überlassen wir es, über ein Schicksal zu entscheiden.

BUQUET und VIDALOT
(stehen auf und schnallen ihre Gürtel zu)

Gut, seine Sache ist in Ordnung. Er wird uns nicht mehr lästig fallen.

VERRAT

Bürger, ich danke euch nicht. Ihr habt eure Pflicht getan, indem ihr die Gerechtigkeit verteidigt habt; aber ich beglückwünsche euch dazu, wieder einmal die Fallen der Aristokraten unschädlich gemacht zu haben. Ihr seht, in welches Netz von Verbrechen wir verstrickt sind. Fest, Schulter an Schulter, machen wir uns unsern Weg mit Beilschlägen frei. Mag uns Europa beschimpfen: wir werden durch Donnerschläge antworten.

(Heftiger Lärm der Menge draußen. Pfiffe und Hohngelächter)

OFFIZIERE
(am Fenster)

Er kommt aus dem Gefängnis.
Man erkennt ihn nicht mit dem geschorenen Haar.
Wie arrogant die Canaille immer noch ist.

(Stille. Die Offiziere stehen am Fenster. Verrat steht mit dem Rücken zum Publikum. Teulier und Quesnel bleiben am Tisch sitzen. — Quesnel unbewegt, undurchdringlich. — Teulier, den Kopf in die Hände gestützt, erregt, erschüttert. — Man hört eine kräftige eintönige Stimme draußen lesen.)

BUQUET

Man liest das Urteil.

TEULIER
(halblaut, voll Angst, fleht Quesnel an)

Quesnel — Quesnel — um Gottes willen! — ein Wort. —

ein Wort genügt; — ich habe die Wahrheit gesagt, du weißt es; du weißt es wohl, du.

(Trommelwirbel)

QUESNEL

(steht auf, entblößt den Kopf)

Dem Vaterland!

DIE OFFIZIERE

(feierlich)

Es lebe die Nation!

(Lärm der Menge draußen.)

VERRAT

Und jetzt zum Sieg!

(sie gehen lärmend ab — Teulier bleibt wie festgewurzelt beim Tisch sitzen. Quesnel, als letzter, kommt an ihm vorbei)

QUESNEL

Lebwohl Teulier, ich habe dich gewarnt. Du hast dir selbst geschadet.

TEULIER

(steht stolz und verächtlich auf)

Beklage mich nicht! Ich stehe lieber hier als wo du stehst.

QUESNEL

Schande auf meinen Namen, aber das Land sei gerettet.

Vorhang.

DIE MACHT DES GEISTES

VON HEINRICH NIENKAMP

Nach der Götzendämmerung des Weltkrieges, in der des schrecklichsten Götzen unheiliges Bild dahinsinkt, der große Götze des Krieges selber, und mit ihm die vielen kleinen zu ihm gehörigen, die von menschlicher Torheit angebetet wurden, werden sich die Geister scheiden, und

ein neuer, wahrhaft heiliger Kampf wird in der Menschheit entbrennen.

Denn die ewig Blinden werden bleiben und ihren Glauben behalten, der in der Macht der Masse das Leben beherrschte und auch das Schicksal der Einäugigen und der wenigen Sehenden bestimmt hat.

Aber die Sehenden sind stark geworden, da sie gelitten haben wie nur Sehende leiden können, und sie sind sich ihrer Schuld bewußt geworden daran, daß das Unglück über die Welt gekommen ist, weil sie die Herrschaft der Blindheit geduldet haben, weil sie in stolzer Abgeschlossenheit nicht dem Leben aller, sondern nur ihrer Kunst und Wissenschaft gelebt haben, oder weil sie zwar gemahnt und gepredigt, aber nicht gehandelt haben.

Aus ihrer Vereinzelung werden sie heraustreten, und ihre Zahl wird sich vergrößern, denn vielen hat der Arzt der Not die Augen geöffnet, und die leidgestählte Jugend wird einen andern Blick haben als die frühere Jugend, deren Wachsgemüt den Stempel der Autorität erhielt.

Die Geister werden sich scheiden in die des Lichts und die des Dunkels, wie Feuer und Wasser, so daß keine Freundschaft zwischen ihnen sein kann. Nicht darauf wird es ankommen, auf welcher Seite mehr sind, sondern welche stärker sind, wie die zahllosen Sterne am nächtlichen Himmel das Dunkel nicht so vertreiben wie das zusammengefaßte Licht der einen Sonne. Macht! wird auch der Kampfruf des neuen Kampfes sein. Denn ohne Macht wird auch der Geist — machtlos.

Es ist ein Irrglaube: Geist *sei* Macht; er muß Macht *haben*.

Aber um eine andere Macht geht es als die des Schwertes und der starken Faust, denn der Geist will keine Gewalt. Gewalt ist die Vernunft der Unkultur, ohne Kultur ist eben: ohne Vernunft.

Wie könnte der Geist, der Vernunft will, nach Gewalt verlangen? Macht will er, denn er will wirken. Er will nicht bloß Kopf sein, um zu denken, und nur Augen haben,

um zu schauen, er braucht auch Hände, denn wie könnte er ohne Hand — handeln?

Seine Hände verschmähen das blutige Schwert, das nur verwunden und töten, aber nicht heilen kann, sie verschmähen die Zerstörung, die fruchtlos vernichtet, um den Feind ärmer zu machen und alle ärmer macht, sie verschmähen den Raub, der doch die Güter selbst nicht fruchtbarer macht.

Der Geist will bauen, will Reichtum schaffen um des Lebens aller willen, daß es höher und höher wachse, bis das Göttliche vollendet ist in der heiligen Dreiheit: Geist, Leben, Glück.

Die Macht aber, die Feinde gewaltlos zu besiegen, wird dem Geiste kommen, wenn seine Streiter sich vereinigt haben — zu einer Macht.

Immer hatte der Geist Streiter, aber die Gewalt brach sie wie einzelne Stäbe aus einem gelösten Bündel.

Wo die Macht ist, sind auch die Hände da, sie zu nützen: das sind die Menschen, die als Meister des Lebens über den Dingen stehen und über das Ich hinaus den Weg zu reineren Höhen führen, das sind die Gehilfen, die jeder an seiner Stelle den Weg bereiten, und das sind die zahlreichen Werkleute, die ohne eigenen Geist hüben wie drüben mitgehen und mitschaffen, aber lieber der Macht folgen, die ihrem Ich größere Freiheit und Freude gewährt.

Und das ist es, was der Geist erkämpfen will: größere Freiheit und Freude und den Frieden, unter dessen Sonne allein diese Früchte reifen können.

Nicht auf Schlachtfeldern wird der Kampf geführt werden mit den Waffen der Barbarei und nicht in den Schlammpfützen der Politik mit den Waffen der tönenden Phrase und der Heuchelei der Selbstsucht.

Von den Höhen freier Menschlichkeit, wo die Seelen geraden Wuchses aufstreben, wird der Atem des Geistes in die Niederung dringen, werden die Strahlen adliger Menschenwürde die Gemeinheit der Tiefenmenschen durchleuchten.

Und was gemein ist an Sinn und Seele, an Wollen und Wirken wird zur Schande gemacht werden. Was sich spreizt und bläht auf den Sockeln fremden Verdienstes wird in der Hohlheit seines Ichs verächtlich gemacht werden. Die falschen Werte der Torheit und Eitelkeit, der Raffsucht und Herrschbegier werden ihren Glanz und Sporn verlieren, und klein werden die großen Worte werden, die sie zu Idealen weihten, die den einen Leben und Reichtum, den anderen Tod und Armut brachten.

So wird der Geist den geschändeten Tempel des Menschentums reinigen und seine Werte auf die Altäre stellen.

Die Gedrückten werden gerade gehen, und die da schweigen mußten, werden reden. Die in der Frohn des Unrechts Knechte waren, werden frei in der Gerechtigkeit werden und freudig schaffen, ein jeder an der Stelle, wo es seinem Ich und dem Geiste am besten frommt.

Keine Gewalt wird diesen Kampf ums Licht verhindern können. Noch ist er nicht da, denn noch ist der Geist ohne Macht. Da ist erst der Ruf nach dem Geiste, noch nicht der Ruf des Geistes, scheint es auch, als wenn er aus tausend Stimmen tönte; es ist nicht seine Stimme. Sein Ruf wird erst ergehen, wenn er auch die Hände hat, den Herrscherstab zu halten und seinen Willen zu vollstrecken.

Ihr, die ihr nach dem Geiste rufet, lasset den Ruf, so lange ihr nicht gewillt seid, euch zu vereinigen zu einer festen Macht; nicht einer Macht der Gewalt, aber nach ihrem Muster. Auch die Gewalt wäre ohne die Vereinigung nichts, der Geist aber mit ihr alles.

DIE UNBERUFENEN

VON FOEMINA (MADAME BUTEAU)

DEUTSCH VON JOHN HENRY MACKAY

Es sind wunderliche Individuen. Gut kennt man sie nur auf seine eigenen Kosten und nach langer Erfahrung. Äußerlich zeigt nichts die bösartige Gabe, die ihnen verliehen ist. Selbst ihr Ruf beruhigt einen. Die Leute sagen, daß es ausgezeichnete Menschen sind, und so ergeben! .... Warum sollte man diesen ruhigen Persönlicheiten mißtrauen, deren Absichten offene zu sein scheinen, und deren Manieren entweder leutselig oder von kordialer Freimütigkeit sind? Im Gegenteil, sie erwecken sofort Vertrauen, durch die überzeugende Art und Weise, die wir sehen, durch die Gesichertheit ihres Urteils, welche wir fühlen. Sie sind einer Menge von Dingen sicher. . . Sie erinnern einen an solide und widerstandsfähige Blöcke. Sie äußern vernünftige Ansichten: im Notfall nehmen sie die Moral und Ästhetik mit dem Hinweis zu Hilfe, der auf Autorität fußt; sie fürchten den Gemeinplatz nicht, aber sie verkünden ihn mit so viel Energie, daß er den Charakter einer neuen und einzigen Wahrheit erhält. Kurz, sie ähneln jedermann und auf den ersten Blick hin kann man ihre seltsame und schreckliche Manie nicht entdecken.

Um in seiner Laufbahn Erfolg zu haben, muß der Unberufene außer seiner besonderen Begabung in sich gewisse Vorzüge und Schwächen vereinigen.

Nicht jeder, der es zu sein wünscht, kann ein Unberufener sein.

Vor allem besitzt der Unberufene eine ungeheure Lebenskraft. Sodann muß er unerschütterlich von seiner eigenen Allmacht in der moralischen Ordnung der Dinge überzeugt

sein; der leiseste Zweifel in dieser Hinsicht würde seine Unternehmungen auf's Spiel setzen. Er muß sich ferner dazu berufen fühlen, die Welt zu regieren, wenn er auch die Betätigung seiner Fähigkeiten rein aus gutem Willen auf einen Teil von ihr beschränkt. Weiterhin muß sein Stolz, durch die Macht der Ausdehnung, in Altruismus ausgeartet sein. Und endlich muß er von unermüdlicher Geschäftigkeit beseelt sein, Einbildungskraft, etwas Witz, viel Naivität und ein bischen Dummheit besitzen. Er muß genügend gleichgültig gegenüber seinen eigenen Angelegenheiten sein, in genügender Distanz von seinen eigenen Abenteuern stehen, um sich nicht behindert zu fühlen, wenn er die seiner Nachbarn in die Hand nimmt und in ihr Geschick eingreift. Der Unberufene, der sein Geschäft versteht, macht — so sehr vergißt er sich selbst! — den Eindruck, als sei er von der Leidenschaft der Aufopferung verzehrt. In Wahrheit gehorcht er einfach seinem eigenen rasenden Verlangen nach Verurteilung. Er ist nicht böse und er hält sich selbst für sehr edel. Er glaubt sich selbst zu der Dankbarkeit seiner Opfer berechtigt, erhält sie nie und ist, da seine Eitelkeit kein Unsinn ist, darüber erstaunt. Im allgemeinen spricht der Unberufene, obwohl ein Optimist seiner Bestimmung nach, von den Menschen mit einiger Bitterkeit.

Es gibt zwei Arten von Unberufenen: die indiskreten und die schlauen.

Der Indiskrete verteilt seine Ratschläge freigebig, selbst wenn er nicht um sie gebeten wurde; kritisiert den Weg, den er dich begehen sieht und zeigt dir die Folgen davon; frägt dich nach deinen Plänen und beweist dir, daß es besser ist, sie zu ändern. Er schlägt dir vor, sich mit Angelegenheiten zu befassen, von denen es dir lieber wäre, wenn er sie dir überließe; bietet seine Empfehlungen an; versucht, dich mit der einen Person zu versöhnen und mit einer anderen zu verfeinden; bemüht sich, eine Heirat für dich

zu schließen; wünscht dich mit auf eine Reise zu nehmen und dich mit Menschen bekannt zu machen. Er stellt dich durch unbescheidene Prahlerei blos; erniedrigt dich, indem er deine mächtigsten Feinde verleumdet; verspricht dir, für dich Geld zu verdienen; besteht darauf, deine Angelegenheiten zu ordnen und deine Lage zu verbessern; maßt sich an, dich zu trösten, zu belehren, zu leiten, genau dann, wenn du nicht getröstet und belehrt sein willst und nach Unabhängigkeit hungerst.

Die Plumpheit dieses unerträglichen Individuums ist so aufreizend, daß man ihm nicht erlaubt, zu große Vorteile zu erlangen. Aber selten erlangt er keinen, so viele Bitten, eine so überströmende Herzlichkeit, ein solches Air von Uninteressiertheit sind rührend. Man nimmt ein Stückchen Rat an, den Schaften eines Dienstes; man liefert ihm ein bischen von sich aus. Glücklicherweise erweckt die plumpe Hast, die der Unberufene zeigt, um in das ihm so halb geöffnete Gebiet zu dringen, den Instinkt der Verteidigung und man wirft ihn hinaus. Er geht fort, voll von Erinnerungen an die guten Dienste, die er erwiesen hat, oder, bei dem Fehlen solcher, an die Absicht, die er hatte, sie zu erweisen. Er stellt dich als eine mittelmäßige und unheilbar leere Seele hin; er verachtet dich. Und, wenn du späterhin irgend einen Schaden erleidest, zieht er daraus für sich das geheime Vergnügen, das selbst die Besten der Menschen fühlen, wenn sie sehen, wie Dinge schlecht ausgehen, die ohne ihre Hilfe ausgeführt werden sollten.

Der Schlaue ist unendlich schrecklicher; man wird ihn nicht so leicht los. Bisweilen wird man ihn überhaupt nicht los!

An einem jener Tage, wo das Leben schwer ertragbar ist, wenn man die Last innerer Einsamkeit fühlt, trifft man ihn. Dieses Monstrum, das umherstreift, um nach seinem Raube zu suchen, gewahrt sofort die augenblickliche Schwäche deines Herzens. Nicht wie der Indiskrete stellt er direkte

Fragen, er bietet nichts an: er zeigt einfach seine Sympathie durch ein indirektes Wort, einen Blick. Er gibt dir zu verstehen, daß er begreift und daß es in seiner Macht liegt, zu helfen. Er besteht nicht darauf. Er hat nicht die Absicht, Vertrauen zu erzwingen. . . Teuflische Person! Er liegt im Hinterhalt, er wartet, beobachtet, er fasciniert. Seine Zurückhaltung zieht an. . . Er erscheint vor dir wie Kipling's Schlange, die den Hungertanz vor den armen, unschuldigen Affen aufführt. . . Ermutigt, halb gefangen, riskierst du ein etwas deutlicheres Wort. Das Gesicht des Unberufenen belebt sich und jetzt frägt er mit einer Wärme, die seinen Sieg vervollständigt. Du gibst etwas von dem zu, was dich bedrückt, er gleitet hinein, schmeichelt sich ein, faßt Fuß: es ist geschehen, er ist in dein Geheimnis eingedrungen. Er überblickt dein Herz und dein Leben mit einem scharfen Blick. In einer Minute hat er alles gesehen — er weiß: er ist daran, zu handeln. Dann, nach und nach, offenbart er sich selbst. Er richtet sich ein, breitet sich aus, nimmt allen vorhandenen Raum in Anspruch. Mit gewandter Hand unterdrückt er deine Freiheit, entzieht dir dein Recht, deinen eigenen Weg zu wählen, aus dem Fenster zu sehen, zu atmen. Er mischt sich ein, entscheidet, reformiert und stellt alles auf den Kopf mit unwiderstehlicher Autorität.

Der Unberufene ist von folgenden zwei Punkten überzeugt: erstens, daß Krankheiten, Verlegenheiten, Unglücksfälle, in die andere geraten, kurz alles Widerwärtige, das anderen zustößt, ihnen durch eigenes Verschulden zustößt; zweitens, daß er vom Himmel, ohne die Möglichkeit eines Irrtums, die Macht empfangen hat, die rechte Art und Weise zu erkennen, um jedem Glück zu bringen. Es irritiert ihn, zu sehen, wie so viele Menschen einen so schlechten Gebrauch von ihren Fähigkeiten machen; er ist begierig, sich selbst an die Stelle dieser Stümper zu setzen, um wieder Ordnung in ihr Leben zu bringen. Er ist kein simpler Ratgeber, der

sein Verlangen nach nutzlosen Worten befriedigt: nein, er wünscht, daß man ihm gehorcht, und oft gehorcht man ihm. Wie ihm widerstehen? Er ist so gut über alles unterrichtet! Er stellt seine Zeit, seine Gedanken, seinen Einfluß und sogar sein Geld in den Dienst seiner Opfer. Ihm ist nichts zu kostspielig, was ihn zu ihrem Herrn macht und ihm das Recht gibt, über ihr Dasein zu herrschen. Und welche Macht er hat! — welche Kühle! — welch' stets bereite Energie zu kombinieren, zu urteilen, zu entscheiden! Sein Geist bleibt geschmeidig und frei, denn diese Trauer-, diese Lustspiele, in die er sich drängt, sind nicht seine Angelegenheiten. Nichts bedroht, weder seine Haut, noch sein Herz. Keines dieser Dinge zieht ihn in Mitleidenschaft. Mit heroischer Ruhe legt er die herzzerreißendsten Opfer auf, mit überzeugender Wärme stellt er die ermüdendsten Aufgaben. Er ist es nicht, der stöhnt oder gähnt. Er foltert seine Opfer „zu ihrem eigenen Besten", wie jener Torquemada — der typische Unberufene —, der die Menschen auf den Rost legte, um ihre Seelen zu retten.

Der Unberufene ist überall zu Hause. Du bist krank? Du bist es, weil es dir beschieden ist, es zu sein: du verstehst nicht, für dich selbst zu sorgen. Vertraue dich ihm an und du wirst geheilt werden. Er zwingt dir seinen Arzt, seine Hygiene, seine Behandlungsart auf. Wenn du das Unglück hast, nicht zu genesen, ist es reiner Eigensinn deinerseits: er wird ärgerlich, er verweist Dich. Er hat dir die Mittel zur Gesundheit in die Hand gegeben: werde unverzüglich gesund, oder du bist der Undankbarste der Undankbaren, ein hoffnungsloser Neurastheniker, der Vergnügen an seinen Einbildungen findet, ein trauriger Narr. Der tatkräftige Unberufene, der weiß, was dir nottut, handhabt seine Macht über dich mittels einer Keule. Er erniedrigt, verwirrt, beraubt dich deiner Kraft des Widerstandes. Er würde dich töten, so überzeugt ist er von der Wirksamkeit seines Systems.

Ueberstehst du eine Krisis des Herzens? Hier ist er: bereit, dir zu dienen. Die Dinge können in Ordnung gebracht werden, sie werden in Ordnung gebracht werden — ist er nicht da? Du bist getäuscht worden, du wirst nicht mehr geliebt, oder du wirst weniger geliebt; du bist verletzt, in Zweifeln, traurig; du hoffst noch, bist zum Verzeihen geneigt. . . . Gott weiß, was du ohne den Unberufenen tun würdest! Aber er nimmt alles auf sich, er wird dich vor dir selber retten. Er nimmt ein zu tiefes Interesse an allem, was dich angeht, um dich in Schwächen fallen zu lassen, die du später bereuen würdest. Du glaubst das Gegenteil? Natürlich! Was weißt du von dir selbst? Er ist es, der weiß, was dir nottut, der deine Bestrebungen, deine wirklichen Absichten, deine ernstlichen Wünsche kennt. Das dir zugefügte Unrecht erbittert ihn sogar mehr, als es dich verwundete. Du bist schlechter behandelt, als du glaubst; er beweist es dir. Er durchforscht dein Herz nach den Bestandteilen des Aergers, der schon begann, sich zu legen; er sammelt sie und setzt sie in Brand. Er kann es nicht ertragen, daß du aus Feigheit eine unsichere Freude aus den Resten des zertrümmerten Glückes ziehen könntest. Wenn du nicht stolz genug bist — er wird stolz für Dich sein. Er führt Konflikte herbei; vermehrt sie; befördert Briefe; belädt sich selbst mit Botschaften; verbessert und vergiftet die Worte, die zu wiederholen er den Auftrag hat, denn deine Würde ist ihm teurer, als dir selbst. Er hilft dir dabei, dein Herz auszureißen und geht nach Hause, triumphierend und befriedigt.

Er liebt heftige Szenen, da sie dazu beitragen, seinen Einfluß zu erhöhen. In seiner Seele wohnt keine Grausamkeit; er wünscht zu herrschen — das ist alles.

Von dem Gedanken ausgehend, daß kein Mensch, außer ihm selbst fähig ist, sein eigenes Bestes zu wählen, strebt der Unberufene dahin, eine völlige Aenderung in der Existenz

seiner Opfer herbeizuführen. Kaum einer ist zufrieden. Der Unberufene ist davon überzeugt. Keiner tut, was er tun sollte! Und er geht an die Arbeit, ihm sein Gleichgewicht wieder herzustellen. Er drängt den Novellisten dazu, für die Bühne zu schreiben, und den Dramatiker, sich mit Politik zu befassen. Kaum hat er sich in das Vertrauen einer verzweifelten Witwe gedrängt, als er sie dazu zwingt, wieder zu heiraten, einerlei wie, einerlei wen; wenn sie nur den Gedanken aufgibt, den Regungen ihres Herzens zu folgen, so ist er zufrieden. Er liebt es, in künstlerischen Naturen schmutzige Instinkte zu erwecken; denen, die Gesellschaft lieben, zu raten, sich aufs Land zurückzuziehen, um Montaigne zu lesen. Arbeiter, die die Einsamkeit und das Schweigen lieben, müssen durchaus an Abendbelustigungen teilnehmen. Er hofft, die Leidenschaftlichen von ihrer Leidenschaft abzubringen, aber er predigt die Schönheiten der Liebe Leuten von schwerflüssigem Temperament. Nie ist er mit den Ansichten zufrieden, die er bei dir findet. Er gibt dir zu verstehen, daß jede Anstrengung, die du bis zu dem gesegneten Augenblick, wo du ihn getroffen hast, machtest, durchaus vergeblich war. Du warst auf einem falschen Wege, du mußt einen anderen einschlagen, alles von neuem beginnen, fortziehen. Deine Freunde, Geliebten, Liebhaber gefallen ihm keineswegs. Er bemängelt den Charakter des einen, die Nase des anderen. Und, wenn dieser Charakter und diese Nase, in die du deine Hoffnung gesetzt hast, dich einmal langweilen, ruft der Unberufene: „Ich habe es dir gesagt!" Denn kein Unberufener war je im Unrecht!

Wenn die gelehrige Befolgung seiner Ratschläge zu Unglück führt, ist er nicht erstaunt: du hast gewiß getan, was er sagte, aber hast du es so getan, wie er sagte, daß du es tun solltest? Sicher nicht! Also . . . .

Welch' ein unaussprechliches Vergnügen diese Leute daran finden, sich in die Angelegenheiten anderer zu mischen!

Sie haben keinen Vorteil davon. Man fürchtet sie: man versucht, sie los zu werden: zuweilen haßt man sie. Unzeitgemäßer Rat, unerwünschte Dienste, sind Dinge, die nicht vergeben werden können. Sie haben ausgezeichnete Absichten, dennoch sind die Folgen ihrer Handlungen fast immer verhängnisvoll! Unnütz für die Starken drücken sie die Schwachen nieder, indem sie ihr Verantwortlichkeitsgefühl herabsetzen. Ihnen fehlt die Geschmeidigkeit, die in die Tiefen der Gefühle dringt, in die geheimen Quellen der Lebensführung. Wenn sie diese Geschmeidigkeit besäßen, würden sie auch scharfsinnig genug sein, um zu verstehen, daß Rat keinem hilft, und daß du den Willen eines anderen zum Teil zerstört, wenn du ihm dafür deinen eigenen unterschiebst. Aber sie verstehen lächerlich wenig von den Dingen, auf die es ankommt. Diese unfruchtbaren Herrscher sind der Staub, die Leere, das Flickwerk, an denen die Natur so reich ist in ihrem Tappen nach dem Meisterwerk. Sie findet es nötig, unseren Weg mit Tausenden von Unberufenen zu pflastern, bevor sie einen Führer der Menschen oder eine große Königin schafft.

BRIEFE ZU EINER GEISTIGEN REVOLUTION

VON WILLI DÜNWALD

Erster Brief.

Sie haben ein Reich zusammenbrechen sehen und gleich mir applaudiert, applaudiert, weil da etwas zugrunde ging, das des Fortbestandes unwert war. Was von einem Fähnlein aufrechter Männer lange ersehnt und in einer Märzrevolte stürmisch verlangt worden: Ein von einem freien Volke freigewähltes Parlament, Preßfreiheit unbedingt, eine volks-

tümliche Staatsverwaltung und Ausgleich des Mißverhältnisses von Kapital und Arbeit, das hatte nach einer Serie von leider zu siegreichen Kriegen eine Erfüllung von anderer Art gefunden. Ich brauche Ihnen nichts von jenem, in den Zeiten der Erfüllungen geschaffenen Volksparlamente zu sagen, das keines war und das niemals protestierte und Einspruch erhob, wenn des Volkes Ehre und Rechte dies verlangten. Der gegebenen Preßfreiheit ward ein Zensor überstellt, den ein Frank Wedeking mit dem Erfolg bekämpfte, daß für die Dauer des Krieges diese Freiheit zu einem General gefangen gesetzt wurde. Statt einer volkstümlichen Regierung der vereinigten Staaten von Deutschland schuf man ein feudales Kaisertum, dessen letzter Vertreter den ewigen Vorwurf auf sich geladen, das Volk in den verderblichen Wahn eines Weltkaisertums hineingejagt zu haben, davon es nun die Kosten zu begleichen hat. Das Mißverhältnis von Kapital und Arbeit endlich, das sich nur noch verschärft hatte in diesem neuen Reich, dies Mißverhältnis war nicht ausgeglichen worden, vielmehr trat der letzte Imperator den Ausgleich fordernden Männern mit seiner ewigen Geste des großen Cäsars entgegen, die Nichtzuverblüffende schon immer an geistige Grenzzustände erinnern machten. Wenige kannten bis zum Zusammenbruch den geheimen Sinn des Reiches, denn der beschränkte Untertanenverstand war benommen von der industriellen und kommerziellen Zeugungskraft des Reiches und merkte gar nicht, wie er in dieser scheinbar so sicher-mahlenden Mühle des äußeren Erfolgs mitvermahlen wurde, nichts mehr kannte und auch nichts mehr kennen wollte als den Erfolg und das Geld, und die Arbeit nur umdessentwegen. Mit im Reigen um den Tanz ums goldene Kalb, und mitzutanzen der schweren Daseinsbedingungen wegen auch mehr oder weniger gezwungen, ging ihnen die menschliche Würde, ja die menschliche Würde, derart verloren, daß sie unempfindsam wurden gegen diese Atmosphären von Macht und Gewalt, die das Reich auf ihre persönliche Freiheit niederließ, nur um sie gefügig zu halten und zum Werkzeug zu haben für den Tag, an dem das Reich die

gleichen Atmosphären von Macht und Gewalt gegen die Landesgrenzen abzulassen gedachte. Und es gelang. Es gelang, obendrein mit den Mitteln der Lüge, das Volk aufzupeitschen zu Krieg und Völkerhaß, und den Erhaltungswillen des Individuums zu reizen durch Verkehrung der Tatsachen von angreifenden, erfolgneidenden Völkern. Und es wurde weiter gelogen und betört, und wenn ein kommender Geschichtsschreiber sich zu dem Ausdruck versteigt, das deutsche Volk habe in den letzten Jahren seines letzten, unseligsten Krieges von seinem Kaiser und seinen Helfershelfern nur noch die Lüge als Nahrungsmittel bekommen, nur damit die Feudalherrschaft in Deutschland weiter bestehe, so wird er das Maß der Übertreibung, das ein Gesetz der besseren Veranschaulichung beinahe verlangt nur wenig überschritten haben. Es war, einzelne haben es immer gewußt ein Reich der Gewalt und nicht der Rechte, und erst, als es zusammenstürzte gleich einem morschen Baum im Novembersturm, jäh und früher als selbst Einsichtige es gedacht, da wurde es allen, die im Rechtsbewußtsein noch nicht verkümmert und ohne Knute noch zu leben vermögen, klar, daß der Königsgedanke in der Welt in diesen letzten Jahren in Deutschland seinen Todeskampf gekämpft habe, ohne ein würdiges Ende, ohne einen ehrenvollen Abgang finden zu können. So hat er sich denn selbst gerichtet, der einst so mächtige Königsgedanke in der Welt; läuten wir ihm das Armsünderglöcklein.

Aber eine Welt verklagt nun mit uns dieses gewesene Reich und seine Verantwortlichen im Namen der Gerechtigkeit, und wir wollen hoffen, nur der Gerechtigkeit willen und, weil das sittliche Gesetz in jeder Anklage mehr will als anklagen der Bestrafung wegen, die doch keine Zeugungskraft hat ins Zukünftige hinein, außer der nur fragwürdigen des abschreckenden Beispiels; sondern es klagt das sittliche Gesetz der Anklage um den anderen, den als besser erkannten und nicht erfüllten Zustand der Menschen untereinander.

Zweiter Brief.

Das wird nun erst die Tiefe unseres Wesens bezeugen, wie weit wir mitverklagen können; nun ist die Zeit da, wo wir dieses Wesen, von dem wir aufdringlich und allzulaut als von etwas gesprochen, das es nur einmal gäbe in der Welt, beweisen müssen. Nun aber stehen Männer auf, und Sie werden davon bereits Kenntnis genommen haben, die im Tone hohler Überzeugungstreue das deutsche Volk ledig sprechen aller Schuld und als betört hinstellen.

Es sind dies wiederum die Intellektuellen des geistigen Zusammenbruchs von 1914; Professoren, deren Beruf die Forschung ist, die aber damals, Deutschland zur ewigen Schande, wußten, was wahr und was nicht wahr war, ohne dies erforscht zu haben. Nun hat sich schon bisher soviel ergeben, daß das, was sie damals für wahr ausschrien unwahr, und das angeblich Unwahre tatsächlich gewesen ist. Mit diesen Gelehrten, die an seniles Heldentum erinnern machten, da sie derart mit ihren im Reich der Wissenschaft erlauchten Namen Mißbrauch trieben, wetteiferten die deutschen Dichter, die sich nicht nach dem Rate Goethes außerhalb der Parteien zu stellen vermochten, und man hatte bei einigen das peinliche Gefühl, als ob sie den Moment für gekommen erachtet hätten, sich als Nationalgipfel zu etablieren. Ich kenne einige Menschen, die diesen geistigen Zusammenbruch nie verschmerzt haben und sich seitdem schämen, Deutsche zu sein. Und ich weiß, daß Sie selbst von Ihrer an Platon orientierten Lieblingsidee, die Staatsleitung Gelehrten zu übertragen, seitdem merklich abgerückt sind. Dieselben Männer aber, die nun schweigen und sich schämen sollten, glauben noch einmal, daß die Zeit und das Volk ihrer nicht entraten könne.

Das wird die Welt und das sollten die Gerechten unter uns — so es deren noch gibt — nicht gelten lassen. Es heißt das Volk noch einmal vergiften, stellt man es nun als v o l l e n d s unschuldig hin, und es heißt das Volk a n d e r Stelle schwächen, wo es gestärkt werden

sollte. Spricht schon moralisch alles gegen ein solches Tun, so fehlt aber auch der politische Einwand nicht. Das Volk hatte sein Parlament und es war Volkes Sache, dafür zu sorgen, daß dieses sich der königlichen Regierung gegenüber behauptete. Wie es die Konsequenzen tragen mußte, da es, als die Höchstpreise den Markt leerten, nicht geschlossen und fordernd vor die Regierung trat, sondern dem Schleichhandel und dem Wucherpreis selbst die Gasse bahnte, so muß es auch nun mitverantwortlich sein für den Krieg, weil es die Unterlassungssünde des unterlassenen Eingriffs durch sein Parlament beging, wodurch allein die innen- und außenpolitischen Verhältnisse sich so gestalten konnten. Der mildernde Umstand, daß das Volk von seiner Regierung in Lug und Trug erstickt wurde, darf, wo es sich um eines aufgeklärten Volkes Verantwortlichkeit handelt, aber auch nur ein nur mildernder Umstand sein. Denn so mir jemand silberne Löffel stiehlt, muß ich nicht mir zur Hälfte selbst die Schuld geben, weil ich einen Menschen mit silbernen Löffeln allein ließ, der einer unbewachten Gemeinschaft mit diesem Wertobjekt nicht gewachsen war? Mag er mich schon betrogen haben, aber ich war fahrlässig darin, mir diesen Menschen nicht angeschaut zu haben. Und das ein Volk die Macht hat, einem König und seinem erlauchten Anhang entgegenzuregieren, wenn dies nottut, dafür hat die Geschichte der Beispiele genug.

Aber es tat scheinbar nicht not. Was sich zwischen dem Gründungsschwindel in den Jahren 1870 und dem Kriegsschwindel von 1914 ab ereignete, das war dem Ehrgeiz und der Genußsucht so entgegenkommend, daß man allzugern mit der kaiserlichen Regierung den Erfolg recken wollte, und des Kaisers Sache zur eigenen Sache machte; den Erfolg geneidet und sich gehaßt glaubte und dessentwillen (obgleich das erfolgreiche Frankreich und England nicht gehaßt sind in der Welt), und nun gerade stolz wurde auf den gottähnlichen Leutnant (den »uns keiner nachmacht« und der in seinen Erntejahren quittiert hat dafür auf seine Art), und nun gerade den Militarismus ausbauen half, Flotten-

vereine gründete und sich Lasten auferlegte, davon ein Zehntel nicht zu haben gewesen wäre für mitmenschliche Zwecke. Was schelten sie nun ihren gewesenen Kaiser, wo sie doch dieses Mannes wert gewesen sind.

Oder wollen die Männer, die der Schuldlosigkeit des Volkes das Wort reden, sich nur einer frommen Lüge bedienen, um bei den Siegern einen weniger harten Frieden zu finden? Soll eine solche fromme Lüge Geltung haben dürfen? Ich meine nein, denn es kommt nicht auf den schlechten oder minder schlechten Frieden an. Es darf nicht wiederum das Materielle ausschlaggebend sein. Leiten sollen uns endlich wieder Richtlinien anderer, innerer Art.

Dritter Brief.

Wir sind fürwahr ein Schulfall für die Welt geworden; wir, nicht Rußland, in dem es um die innere Freiheit eines Volkes noch schlimmer bestellt gewesen sein soll. Doch das russiche Volk hat sich in seiner Knechtung den wertvollsten menschlichen Besitz gewahrt, während das deutsche Wesen, an dem doch noch einmal die Welt genesen sollte, sich nicht gegen die Mechanisierung sträubte. Oder haben Sie in dem Halbjahrhundert des gewesenen Reiches eine deutsche Seele gehört, die im Namen Lessing und Herder zu Lebensnennern andere Art aufgerufen hätte, als im Kurse standen? Und war es nicht verpönt, in dem bismarckischen Deutschland an das Goethesche als an das größere der Innenwerte nach zu erinnern? Es gab schlechterdings in Deutschland keine Botschaft der Weltseele mehr an die Geister, es gab nur noch die zu gern gehörte Botschaft des äußeren Erfolgs. Bildung und Aufklärung, die das hätten verhindern müssen, waren aber im Gegenteil nur tätig für diese letzte und traurigste aller Botschaften, die ein Volk nur dann so gierig aufzunehmen imstande ist, wenn es sich dem Untergange nähert. Zu Zeichen der Zeit wurden denn ja auch jene Männer, von denen ich Ihnen im vorigem Briefe sprach. Die Lehrsäle dieser Männer waren keine Stätten der freien Bildung

mehr, denn unsichtbar thronte über dem Katheder der gewaltige und gefürchtete Kultusminister; und diese Männer selbst wußten, daß sie einer Jugend lehrten, die nicht innerer Wissensdrang zu ihnen geführt, vielmehr sich Zeugnis und Examen erhören wollten und mußten, um in der neuen Gesellschaft überhaupt Geltung zu haben. Denn der Titel hatte Goldeswert.

Indeß wir prätendierten, ein Kulturvolk ersten Ranges zu sein, aber den Despotismus und den Militarismus duldeten und sie gut hießen und notwendig, bereiteten sich in der russischen Seele Dinge vor, die zum Bolschewismus führten. Ich hasse mit Ihnen dieses Wort und es gibt ebenviel in mir, was gegen, wie was für den Kommunismus spricht, wovon in einem späteren Briefe die Rede sein mag. Aber zu verkennen ist doch nicht, daß es hier um die alten hohen Ziele des eigentlichen Sozialismus geht, und ich erkühne mich zu sagen, daß Christus der erste Bolschewist der christlichen Zeitrechnung gewesen ist. Und heute konnte wohl nur aus der russischen Seele noch einmal diese jahrhundertalte Botschaft an die Menschheit kommen. Denn des einen bin ich gewiß, daß dieses Evangelium von der ausgleichenden Gerechtigkeit geboren wurde aus der tiefen Religiösität, die die russische Seele noch in so hohem Maße besitzt und die uns verloren gegangen ist im Materialismus und der Geldmacherei. Ich bin Ihrer Meinung entgegen, der Bolschewismus sei nichts anderes als der Kampf des Proletariates voll Neid und Haß, vielmehr komme ich, jemehr ich die Vorgänge in Rußland bedenke, immer mehr zu der Überzeugung, daß es sich hier um eine über Klasseninteressen stehende religiöse Reformation handelt, die die Trägheit des Herzens gegenüber den mitmenschlichen Angelegenheiten nicht weiter ertragen kann und die in Tolstoi schon gehandelt hat. Und es bleibt Deutschland der geistigen Gleichgültigkeit verklagt, das Problem von der gesellschaftlichen Ungleichheit der Menschen, die in der neuen Kulturgemeinschaft mehr denn je eine Lösung forderte, nicht aufgenommen zu haben.

wie es dazu seiner ruhmreichen Vergangenheit gemäß verpflichtet gewesen wäre. Noblesse oblige. Es handelt sich um das Deutschland, das einst der Welt den Gedanken der Reformation schenkte und die Ideen von der Erneuerung des europäischen Menschen aus sich gebar.

Und es war bezeichnend, und es gab den Denkenden zu denken, daß die Männer, die die Republik in Deutschland ausriefen, sich bereits am zweiten Tage ihrer jungen Herrschaft auf den Feldmarschall des ancien regime zu stützen suchten. Sie fühlten es wohl selbst, daß sie — um einen Wilsonschen Buchtitel zu gebrauchen — keine Bringer waren einer neuen Freiheit zur Erweckung der edelsten Kräfte im Volke, daß sie nicht imstande, mitreißende begeisternde Generale zu sein, die einer geistigen Armee eine tiefere Deutung der Worte Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit zu geben vermöchten, auf das sie der äußeren Disziplin entraten könne. Gegenteils schienen sie die Geister, die sie in der drei Worte flacher Bedeutung gerufen, nun nicht bannen zu können zu befürchten und forderten vom preußischen Marschall Disziplin der Armee; was außerdem die erste Niederknüppelung des Volkes durch die Volksregierung bedeutete, weil rechtlich der Soldat überhaupt zu nichts mehr verpflichtet, er im Offizier fortab keinen Vorgesetzten zu respektieren brauchte, und kein Befehl fürder für ihn bindend war, weil sein Treueid einer Person, die den Kaisergedanken verkörperte, geleistet, die nun, und, durch die Ausrufung der Republik mit ihr der Gedanke, vom Schauplatz der politischen Bühne abgetreten war.

So fing, schon am zweiten Tag, das alte Lied von vorgestern an. Und waren also um keine Melodie reicher geworden, wie Sie mir gerne zugestehen werden, wo Sie doch eigens nach Berlin gefahren, um den Kaiser, der nicht lassen wollte von der Macht der freundlichen Gewohnheit seines bisherigen Daseins, mitzustürzen, aber bald heimkehrten und das Land überhaupt verließen, weil sich die Dinge der Revolution nicht Ihrer Forderung gemäß erfüllten.

Sie glaubten sich gerade um die Dinge geprellt, dafür Sie während der vier Kriegsjahre auf neutralem Boden Franzosen, Engländer, Italiener und Russen gegenüber in Deutschlands Namen still gekämpft. Sie hatten eine geistige Revolution erhofft, die auch im Politischen Wandel schaffen würde, und nun erlebten Sie und ich und wir alle eine nur politische Revolution, die noch in allen Zeiten ein Despotismus von nur anderer Art gewesen ist. Es ist wahr, die geistige Strömung des 20. Jahrhunderts hat in Deutschland noch nicht das Zeitalter des Imperialismus verlassen, aber ich glaube, daß der Tag nicht fern, wo auch das Seelische im deutschen Menschen zur Revolte kommt, wo er sich auflehnen wird gegen sich selbst und gegen die zuletztgelebte Zeit. Wo der deutsche Mensch der letzten Jahrzehnte so gut gelernt hat, dem Bösen nicht zu widerstreben, so wird er auch lernen, dem andern Bösen, wie es die Bibel meint, nicht entgegen zu sein, und schließlich doch noch den Ausgang dieses Krieges nicht schlecht für Deutschland heißen. Für den politischen Staat, gewiß (doch was liegt an Staaten »Reiche vergehen, aber ein guter Vers bleibt bestehen,« sagt der Staatsminister Wilhelm von Humboldt), nicht aber für die deutsche Seele, für die eine Zeit der Selbstbesinnung heranbrechen mag. Der Besinnung erste Besinnung aber muß das freimütige Bekenntnis sein, das wir als Volk mitverschuldet sind an diesem blutigsten und grausamsten aller Kriege.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog, Derfflingerstr. 4 Berlin W 35 / Verlag Gustav Kiepenheuer, Potsdam-Berlin / Druck E. Gundlach, A.-G., Bielefeld

DAS FORUM

3. Jahr — Januarheft 1919 — Heft 4

(Abgeschlossen am 28. Februar 1919)

FREISTÄTTEN DES GEISTES
EIN OFFENER BRIEF VON ROMAIN ROLLAND AN GEORG FRIEDRICH NICOLAI

Lieber Georg Fr. Nicolai!

Ich folge mit Freuden Ihrem Ruf (Aufruf an die Europäer!). In jedem Lande leben einige der unsrigen, die auch im Kriege ihren unzerstörbaren Glauben an die Einheit Europas, an das »werdende Menschenreich« niemals verleugnet haben. Jeder von uns weiß, daß er der Vertreter von tausenden von Männern und Frauen seines Volkes ist, deren Stimmen heute noch unterdrückt sind, die aber steigen und wie ein Bergstrom das ganze Land überfluten werden, wenn erst einmal die Dämme, die der Krieg errichtet hat, zerbrochen sein werden.

Es ist mir eine Genugtuung, zu sehen, daß auch ein so berühmter Mann der Wissenschaft wie Sie zu erklären wagt, die Vernunft genüge nicht, um die Zukunft aufzubauen, da des menschlichen Fortschritts stärkste Quelle doch der glühende Idealismus sei.

Erlauben Sie mir, Ihrem herrlichen Glaubensbekenntnis nur einige Worte hinzuzufügen:

Sie behandeln unser Zeitalter ein wenig ironisch; Sie sprechen von »unserer verständigen Zeit« und stellen ihr als Heilmittel den »unverständigen Idealismus gegenüber*) —

*) Das werdende Europa. 1918. Nr. 1. S. 52.

Doch müssen wir auch gegen unsere Zeit, unter der wir so schwer leiden, gerecht bleiben und zugestehen, daß es wenige Epochen der Weltgeschichte gibt, die so durchglüht waren vom Idealismus wie die unsere. Ich stehe sicher nicht im Verdacht dem Krieg Konzessionen zu machen. Ich weiß, daß die niedrigsten und schmutzigsten Interessen, daß Habsucht, Roheit, Ehrgeiz, Stolz und Machtlüsternheit seine entsetzlichen Triebfedern sind — aber daneben spielt doch auch der Idealismus eine wichtige Rolle, ohne den der Krieg niemals so furchtbar geworden wäre. Schon lange Jahre vor dem Krieg und auch heute noch stehe ich mit jungen Menschen aller kriegführenden und neutralen Länder in brieflichem Verkehr. Immer wieder sehe ich flammenden Idealismus, der die mannigfachsten Formen annimmt: Für den einen ist er Selbstaufopferung für das Vaterland, für den andern die Freiheit der Welt. Tausende mordeten und Tausende starben in dem Wahn, dadurch dem Reiche des Friedens die Wege zu bereiten. Dann wieder gibt es Menschen, die durchglüht sind von dem Glauben eines Tolstoi oder von der geheimnisvollen, aufstachelnden Hoffnung, die Welt durch die kommende Revolution zu erneuern. Überall lodernde Scheiterhaufen, wo Seelen sich zum Opfer darbringen und unglückseligerweise meinen, daß ihr Glaube ihnen das Recht gäbe, auch andere ihrem Gotte zu opfern.

Die heutige Menschheit ist zu »zivilisiert«, als daß man wagen könnte, sie nur um materielle Interessen willen hinzuschlachten. Auf solche Interessen ist sie nicht stolz, wohl aber auf ihre Ideale, die doch tausendmal mörderischer sind. In diesen Idealen, für die er in den Kampf zieht, sieht der Mensch seine Größe, ich sehe darin oft nur sein Verhängnis. Das kriegerische Ideal ist eine, dem

Menschen eigentümliche Krankheit, eine moralische Vergiftung. Zwischen seine Mitmenschen und sein eigenes natürliches Gefühl baut er eine Mauer von rein verstandesgemäßen Begriffen und diesen opfert er dann das Leben. Ich möchte einmal durch die harte Schädeldecke der Menschen hindurchsehen können, möchte sehen, wie in den fieberheißen Hirnen all diese unklaren, schemenhaften Begriffe von Gerechtigkeit und Ehre, von Freiheit und Ruhm, von Recht und Vaterland durcheinanderfließen und wachsen. Alle Menschen glauben ja an die Wahrhaftigkeit ihrer Leidenschaften und beschuldigen die andern unaufrichtig zu sein. Aber tief unter diesen Nebelschwaden, die grell erleuchtet werden von den Blitzen all dieser widerstreitenden Ideen, da kämpfen miteinander Raubvögel, Wölfe und Füchse! Diese Realpolitiker, Interessenten und Spekulanten wollen nur plündern und raffen und rauben. Um das aber zu können, stacheln sie mit frecher Stirn menschliche Leidenschaften auf, die ihnen selbst fremd und die sie nur ausbeuten wollen. Ach — ihr großen Gedanken der Menschheit, ihr glanzverbreitenden und furchtweckenden Blüten, die ihr in der Treibhausluft uralter Instinkte aufschießt — ihr seid Elementarkräfte, ihr durchdringt unsere Seele und drückt ihr euer unzerstörbares Siegel auf; aber euere Quellen fließen im Dunkel und eure Macht ist gewaltiger als alle Vernunft; sie überflutet uns und reißt uns unwiderstehlich in ihren geheimnisvollen Wirbel. Der Mensch versucht sich diesen Strom dienstbar zu machen, und es ist eine der schlimmsten Gefahren, daß er wähnt, es zu können. Wie ein Kind spielt er mit dem Schießpulver, und wundert sich, daß es ihn eines Tages zerreißt.

Unabwendbar scheint die Gefahr! — Denn der wahre

Mensch ist ohne Glauben undenkbar; er lebt nicht vom Brote allein, sondern bedarf einer ihn erfüllenden Idee. Die aber ist leider oft ein Trunk, der zu stark ist für seine Schwäche. Wehe also denen, die statt des Feuer-Wassers ewiger Gedanken unechte Surrogate im Volke verbreiten. Da solches aber geschehen, ist es unsere Pflicht, der Menschheit den Heiltrunk zu reichen und allem Patriotismus der kleinen Vaterländer, die sich untereinander zerfleischen, den neuen Glauben an unsere gemeinsame Mutter Europa entgegenzustellen, die uns alle in ihre mütterlichen Arme schließen möchte.

Doch damit ist es nicht genug. Zwar baue auch ich freudigen Herzens mit an dem Altar der neuen Göttin, aber heimlich denke ich daran, wieviel Blut wirst du, werdende Göttin, noch fordern? — — — und scheu trete ich zurück vor der, die ich liebend verehre. — Die Menschheit, die Jahrhunderte gebraucht hat, um frei zu werden von Kirchen- und Staatszwang, hat ihr Befreierwerk noch nicht vollendet; noch muß sie gewappnet bleiben, gegen die Tyrannen, die ihre eigene Vernunft geschaffen hat. Der Idealismus ist die Ehre des Menschengeschlechts und die Krone der Schöpfung; aber das Ideal ist geschaffen für den Menschen, nicht der Mensch für das Ideal! — Und wenn es auch bis in den Himmel reichte, wir müssen es unseren Menschlichkeiten unterordnen. Es genügt nicht, daß die Herzen der Menschen höher schlagen, es kommt auch darauf an, wofür sie schlagen und womit wir sie erfüllen. »Sursum corda« — die Herzen hoch! — — — — gewiß. Aber zuerst einmal: »intra corda« — in die Herzen hinein! — — — Man muß lernen, aus sich herauszugehen, sich hinzugeben und seine Gedanken soweit zu meistern, daß man das Gefühl und die Geistigkeit der

anderen verstehen lernt. Ich sah hunderte von jungen, edeldenkenden Seelen, sich glaubensbegeistert und trunken, für ihren Glauben hinopfern, aber ich kenne niemanden, der es auch nur versuchte, den Glauben und die Hingabe anderer zu verstehen. — Viele treiben einen ernsten Kult mit der Menschheit; aber noch ist ihnen diese Menschheit ein Idol; ihnen bedeutet Menschheit noch nicht »die Menschen«: sie ist ihnen ein rhetorisches Symbol, das ihnen erlaubt, des »Nächsten« zu vergessen. Lehren wir erst einmal dem Menschen Achtung und Liebe für den einzelnen Menschen. Das ist der Born der lebendigen Wahrheit. Der Mensch muß einsehen, daß er nur ein Tropfen in dem Ozean der Menschheit ist. Nicht nur in der eigenen Brust darf er das Leben und seine göttlichen Kräfte begreifen, erfassen und lieben wollen, sondern in allen, die um uns sind, in unseren lebenden Brüdern. Er braucht nicht seine Tatkraft aufzugeben, nicht sich selbst zu verlieren, um sich mit den anderen zu vereinen — er wird im Gegenteil dadurch die urgewaltigsten der Lebenskräfte gewinnen: die schauende Liebe und die handelnde Sympathie. — Seit dreißig Jahren hat die Welt tausende von Übermenschen entstehen sehen. Jetzt soll sie Menschen sehen, die nichts sind als Menschen, die versuchen, einander zu verstehen und miteinander zu arbeiten! Mitmenschen ...

Man wird sie nach dem Kriege brauchen; denn nach dem Friedensschluß wird der Streit nicht plötzlich wie durch Zauberei aus der Welt verschwinden. Selbst der Zauberstab des Präsidenten Wilson wird den wahrhaften Bund der Völker ebensowenig schaffen, wie Ostwald seine berühmte Weltorganisation gründen konnte. Noch lange wird man mit dem Mißtrauen der Besiegten und dem

Übermut der Sieger, mit atavistischen Erinnerungen, sowie mit der Pest des Stolzes und des Hasses zu rechnen haben. Selbst innerhalb jeder Nation stehen sich jetzt die Parteien unversöhnlich wie feindliche Völker gegenüber und der soziale Streit wird die kommenden Jahre ausfüllen.

Was sollen wir aber tun, wir in der Mitte stehenden, wir, die Apostel oder Schüler des neuen Glaubens? Werden wir, wenigstens mit dem Blick, den Stern der Zukunft, das werdende Europa festhalten können? Die Aufgabe unserer erwählten Schar scheint mir mehr als je in einer Mittlerrolle zwischen den einander fremden und feindlichen Gemütern zu bestehen. Wir sollten den Völkern die Gedanken und die Sprache des Nachbarvolkes übersetzen. In diesem Turm von Babel müssen wir den feindlichen Brüdern die Wissenschaft vom gegenseitigen Verstehen lehren. Jeder Einzelne und jedes Volk muß versuchen, gleichsam der Nächste selbst zu werden. Wir alle müssen versuchen, die anderen Völker mit ihren Augen zu sehen, mit ihren Sinnen zu fühlen, mit ihrem Herzen zu lieben. Wir müssen uns bemühen, von Stufe zu Stufe emporzusteigen bis zur Verwirklichung des lebendigen Menschheitsgewissens in uns selbst. So verstehe ich die Aufgabe der Kunst. Und wenn ich mich nicht täusche, so haben Sie, lieber Nicolai, eine ähnliche Auffassung von der Wissenschaft.

Wenn uns heute etwas vollkommen fehlt, so ist es die Art der Erziehung, die uns lehrte, uns dem Fremden anzupassen. Die offizielle Lehre der Universitäten und Akademien stopft uns mit allerlei historischen, moralischen und wissenschaftlichen Dogmen, die uns mit Stolz auf unsere Nation und deren Schicksal erfüllen. Staatsräson und Klassenbewußtsein machen den Intellektuellen zu ihrem

Diener und Werkzeug. So war es in den autokratischen Staaten, so ist es in den bürgerlichen Demokratien und so wird es in den Arbeiterrevolutionen sein. Vor kurzem las ich in den »Nachrichten aus Rußland« (Organ der Bolschewicki, in Bern erscheinend), daß die Sowjets auf das Gesuch der Intellektuellen mit der Arbeiterklasse zusammenzuarbeiten, herablassend geantwortet hätten, man sei gern bereit, ihr Angebot anzunehmen, erwarte aber von ihnen eine eiserne Disziplin und den Gehorsam gegenüber den Anordnungen der Regierung der Sowjets . . .

Lassen sich Kunst und Wissenschaft knechten? Soll der Gedanke ein Staatsminister werden und die Denker Beamte? — Weisen wir das zurück! Proklamieren wir endlich, wir Denker aller Länder, unseren Emanzipationsakt, unsere Unabhängigkeitserklärung des Geistes! Wir stehen weder im Dienste der Reaktion noch der Revolution — sondern im Dienste der Vernunft. Wir sind nicht auf Erden, um den Zwist der Menschen zu mehren, sondern um Einigkeit und Harmonie zu schaffen. Dazu aber ist es notwendig, endlich einmal internationale Zentren des Geistes zu gründen; Universitäten oder Akademien — wenn ich auch keinen allzu großen Wert auf diese alten Namen lege, die zu sehr mit Jahrhunderte alten Überlieferungen belastet sind. Wie die alten Hellenen Kleinasiens lassen Sie uns unsere Pan-Jonischen Tempel haben, von denen das Bewußtsein von der Einheit des Menschengeschlechts ausstrahle. Auf den Giebel aber schreibe man den neuen Wahlspruch, — der keinen Gegensatz bildet zu dem alten sokratischen (Erkenne Dich selbst), ihn vielmehr erst vervollständigt:

Erkenne die Andern!

Oktober 1918 Romain Rolland

DIDEROT
VON IWAN GOLL

Wir Söhne sind nicht mehr die Erben des Gestern.

Wir sagten dem Vätergeschlecht ab, als wir sahen, daß sie das Obstakel zu unserer Freiheit waren, als wir dieser grimmigen Weisheit inne wurden, daß der Besitz besitzt, und Väter jene Erbgesetze nur aus der sentimentalischen Ambition heraus statuierten, daß aus gewonnenem Schweiß immer goldenes Brot aufsteige, und dem Grab aus Sand granitne Säule entwachse.

Erbgesetze sind Emanationen des Willens zur Macht. Wir wehren uns gegen sie. Wir wollen lieber alles verlieren, alles verfluchen, zersetzen, um zu uns endlich zu kommen. Denn dies vor allem tut not. Vergangenheit ist der Mitfresser der Zukunft: ein Feind. Wir haben keine Vergangenheit.

Wir danken niemand unser Da—Sein, das ein Sterben wäre, ließen wir es zu. Wir haben keinen Staat, wenn das bedeutet, daß innerhalb Stacheldrähten die reinen Urweltrassen großgezogen werden, daß Grenzen und Zölle die chinesischen Mauern um des Menschen Herz sind — ha! und jedes zweite Wort heißt: International! Wir müssen sehr undankbar sein!

Und doch haben wir Vorfahren und angebetete Lehrer. Das sind nicht Väter. Das sind unsere Brüder. Das sind: die unseres Geistes, ewig jung, grausam und undankbar. Eine kleine Zeit lang blickten einige von uns auf Zola. Der ist es nicht, den wir lieben müssen: er der Rhetor, aber kein Erzieher; er, der fast mit Sadismus die Realität

der Dinge an sich anbetete, während wir mit Idealismus nach dem Geist der Dinge lechzen.

Ein anderer muß uns spontan als Führer gelten, so nicht ein Lebender die Zügel ergreift. Einer, dessen Proklamierung dem neuen Aufrufe als Leuchtturm erstrahle, jener, der unsere Leiden und unsere Ideale schon wußte und schrie, und von dem Auguste Comte sagen konnte: »De Diderot jaillit Danton!«

Diderot ist unser Blutgenosse, verwandter als alle Zeitgenossen. Man frage nicht nach einer Schrift von ihm, man forsche nicht, welche Gedanken er uns hinterließ, man gebe sich ihm hin wie einem Element und wisse nur: Er war ein Mensch! Nicht Literatur möchten wir von ihm behalten, nicht einmal derlei tiefe Philosophie, wie seine besten Werke sie bergen, außer dem Bewußtsein: Er hat gelebt, gedacht, gewirkt. Modellieren wir auf ihn, dessen Zeit an die unsere mahnt, dessen Ziel auch unsere Kokarde ist, das ungeprägte Wort: Er war ein geisttätiger Mensch. (Bruder gewiß des werktätigen Volks.)

Hier euer Vorbild und Bruder, den ihr alle, o Freunde, in euch zu improvisieren suchtet. Hier sein Leben, Spiegel eurer Leben. Der gute Mensch, mit allen Insignien seiner Sendung. Gelehrt bis in die Fingerspitzen, fünfzehn Jahre lang nichts als Lektüre: Philosophie, Mathematik, Sprachen, wanderndes, sprühendes Lexikon. Vom Vater ohne Mittel gelassen, impotent zu jedem Beruf, von Übersetzungen und Pumpen ernährt. Ein Bohémien, der eine saubere Plätterin geheiratet, Hofdamen zu Maitressen und die Abendtafel im Café hatte. Zentrum der Jugend, Zentrum aller Bewegung, Springbrunnen, der ewig aus sich schöpft und sich an alle anderen verteilt. Sein Cafétisch der Mittelpunkt der Welt, zu dem die Geschehnisse strömen, sich konzentrieren und

dem sie wieder entfließen. Der gesellige, der väterliche Mensch aller Versprengten, aller Ratlosen und Hilflosen. Er, ohne Karriere, setzt den Grundstein zu hundert fremden Existenzen. Ein junger Journalist bittet ihn um Anleitung bei erstem Versuch: und Diderot schreibt ihm einen zwanzigseitigen Artikel, sich Dank und Gegenleistung verbittend. Er verfaßt eine mutige These für den Abbé de Prades, die dieser in der Sorbonne verliest und die dann, nach Einspruch verschiedener Erzbischöfe, vom Parlament zur Verbrennung verurteilt wird. Der Abbé flieht nach Deutschland, und Diderot schreibt eine berühmte Apologie auf ihn. Er war der hülfreiche, geisttätige Bruder. Er schrieb Millionen Seiten mit seiner dünnen Handschrift schwarz: uns bleibt kaum ein Roman, kaum ein Dialog-Bruchstück in Händen. Die meisten seiner Manuskripte verschollen, wären uns verloren, wenn sie nicht von dem oder jenem zufällig abgeschrieben worden wären. Was wir heute von ihm lesen, wurde zu seinen Lebzeiten nie veröffentlicht. Er schrieb nur, weil es ihm oder einem Freunde Vergnügen bereiten konnte. Und seine besten Werke sind Improvisationen, in einigen geringen Stunden oder Tagen hingekritzelt. Es war Zeitmode, Dramen und Erzählungen zu schreiben; auch er, (wie Voltaire und die andern) schrieb sie, diese Formen — was aber dabei herauskam, waren tiefinnere Ideengerüste, keine Gestaltungen: nur Kritik, Anruf und Aufruf. Charakteristisch, daß er sich immer mit der Dialogform aushalf.

Die Hauptsäule seines Wirkens ist die Enzyklopädie. Eine anonyme, ganz selbstlose Tat. Wer außer ihm hätte sie leisten können! Erste Bedingung war: gute und große Freunde zu haben. Und das war das einzige, was er besaß: höchster Ruhm eines Menschen.

Zwanzig, dreißig Jahre des Wirkens gibt er an dies Geistmonument hin. D'Alembert liefert für den ersten Tomus eine aufpeitschende Vorrede. Bald setzen die üblen Kritiken, die Angriffe, Anklagen und Verbote ein. Zum Feind wird, wem des Umstürzlers und Freiheitsapostels Gebärden unbequem sind. Das sind aber alle, die etwas zu verlieren haben, die sich angegriffen und verspöttelt fühlen: alle Royalisten, alle Jesuiten, alle die sitzen und besitzen.

Sinn seiner Enzyklopädie ist nicht Erklärung bestehender Begriffswelt, sondern Aufklärung zur natürlichen Bedürfniswelt. Man verwechsele sie nicht mit Tagesdiktionnärs. Es ist ein Kampfwerk gegen die bestehende Moral, die blinde Religion und inveteriertes Gesetz. Es ist der Krieg gegen die Väter und die Besitzer.

Auch verbot schon beim zweiten Band ein königlicher Erlaß dessen Verbreitung; aber die Enzyklopädie ganz zu unterbinden, wagte man nicht; es ist zu ersichtlich, wer sie las, wo der Subskriptionspreis 980 livres kostete und sich nicht weniger als 3000 Abonnenten eingeschrieben hatten. Das Gift drang in die richtige Wunde.

Neben offiziellen Schwierigkeiten erstanden jene kleinlichen, menschlichen Zwiste, die den Geistesarbeiter mehr noch zermürben. Gute Freunde, wie Rousseau, wurden untreu, zogen sich schmollend zurück. Der Drucker Lebreton maßte sich an, die Gigantenartikel zu verbessern, zu amputieren, Absätze selbst hineinzuschreiben, die Arbeit von Menschenjahren zu verstümmeln. Prozesse. Drohungen. Neue Abfälle. Und doch geht das Werk weiter. Und Diderot, trotz eines Rufes nach dem Rußland der Catharina, dort die Herausgabe zu vollenden, bleibt in Paris, weil er sich Lebreton verpflichtet fühlt und nicht ruinieren will.

Für uns heute stellt die Enzyklopädie eines jener Weltenwerke dar, das, wie ein triumphierender Gipfel, wie ein Matterhorn, alle Täler mit sich emporreißend, eine Synthese menschlichen Schaffens ist.

Noch hatte Diderot das Glück, einer unbelasteten Zeit anzugehören, in der es Universalgenies geben durfte. Er war eine europäische Erscheinung, und Goethe bewunderte ihn nicht nur, sondern übersetzte seinen Roman Le neveu de Rameau.

Diderots Größe aber wurde erst lange nach seinem Tod eingeschätzt. Sie war vom Raketenesprit Voltaires und von der Prosa Rousseaus übertönt. Diderot bleibt uns als wirkender geisttätiger Mensch wertvoller als jene beiden; er überragt sein Jahrhundert und wer weiß, vielleicht einmal sein Jahrtausend. Sein Geistesbruder ist kein anderer als Sokrates. Beide, mit dem Einsatz ihres ganzen Vermögens und Lebens, mit dem Einsatz jeder Minute des Tags und eines jeden Sous, vergaben sich restlos an den Menschen. Sokrates veräußerte sein Wissen auf dem Markt, Diderot im Café und im Salon. Sie waren beide nichts weniger als Künstler; so gar nicht auf das Wort, so ganz nur auf den Sinn, den Gedanken, das Leben hinter dem Wort erpicht. Und es mußte von Sammlern und Schülern, lange nach ihrem Wandel unter ihnen, ihr Geist sorgsam, unter dem Schutt der Zeit zusammengelesen und weitergegeben werden. Sie haben beide so viel gesprochen und verhältnismäßig so wenig geschrieben: auch für den Franzosen mußte ein Plato erstehen! Indes, nicht einer, hundert, alle Redner der Revolution, von Mirabeau bis Robespierre, setzten ihm das wirksame Denkmal.

Das Beste was man von ihm sagen soll, ist nicht: er war ein Genie!, sondern: er war ein Mensch, ein guter Mensch.

Das bleibt umso wahrer, wenn man auch weiß, daß seine Familie und Nächsten ein sehr elendes Leben hatten. War Diderots Plätterin auch keine Xantippe: sie mußte öfters, das Kind auf dem Arm, zum Schwiegervater in Langres laufen, weil kein Brot im Hause war. Und der Philosoph leistete sich manch ein Schelmenstück gegen den Bürger. Ist das aber nicht eine Anekdote vom Heiligen von Assisi: eine Wirtsfrau fand eines Morgens den Gelehrten hungernd und besinnungslos vor ihrer Türe liegen sie kannte ihn und schimpfte ihn aus; da schwur Diderot, daß er es noch immer so weiter halten, und sollte ein Bettler jetzt des Weges kommen, diesem seinen letzten Denier geben würde, um ihn wenigstens vor der entsetzlichen Qual zu bewahren, von der er wußte.

JEAN JAURÈS

REDE ZU ALBI

GEHALTEN AM 1. AUGUST 1903*)

Meine Damen, meine Herren, junge Schüler!

Es gereicht mir zu großer Freude, wieder einmal hier im Gymnasium von Albi zu weilen und hier wieder für einen Augenblick das Wort zu ergreifen. Eine große Freude mit einer leisen Färbung von Melancholie; denn wenn man nach langen Zwischenräumen wiederkehrt, ermißt man plötzlich, was die unmerkliche Flucht der Tage uns genommen hat, um es der Vergangenheit zu überliefern. Die Zeit hat uns unsern eignen Blicken entzogen, Stückchen für Stückchen, und mit einem Male ist es ein mächtiger Block unseres Lebens, den wir fern von uns sehen. Der große Ameisenhaufen der Minuten, von denen jede ein Körnchen wegträgt, wandelt leise, aber eines schönen Abends ist die Kammer leer.

Aber was tuts, daß die Zeit uns unsere Kraft nach und nach entwendet, wenn sie sie unbemerkt nutzt zu unermeßlichen Werken, in denen ein Teil von uns weiterlebt? Es sind jetzt 22 Jahre her, daß ich hier die übliche Rede hielt. Ich erinnere mich (und vielleicht erinnert sich auch einer meiner damaligen Mitschüler daran) daß ich als Thema: »Die menschliche Urteilsbildung« gewählt hatte. Ich forderte von meinen Zuhörern, wohlwollend, d. h. mit Billigkeit zu urteilen, bei dem mittelmäßigsten Gewissen und den armseligsten Existenzen auf die Züge des Lichts aufmerksam zu sein, aufmerksam auf die flüchtigen Funken sittlicher Schönheit, in denen sich der menschlichen Natur Berufung zur Größe offenbart. Ich bat sie, die tappenden Bemühungen der unsicheren Menschheit mit Nachsicht auszulegen. Möglich, daß

*) Es war an einem wunderschönen Augustabend 1916 in St. Quentin. Ich verbrachte ihn im Kreis der Angehörigen des Herrn Professor Marchand. An diesem Abend holte Herr Marchand aus alten Papieren eine Zeitung hervor mit einer Rede von Jean Jaurès. Ich bat mir das Exemplar aus, um die Rede ins Deutsche zu übertragen. Nachstehend gelangt sie zum Abdruck. Robert Klein.

ich in den Jahren der Kämpfe die folgten. Widersachern gegenüber mehr als einmal gegen diese Ratschläge großherziger Billigkeit verstoßen habe. Immerhin beruhigt es mich ein wenig, daß ich mir einbilde, man habe sich darin gelegentlich auch hinsichtlich meiner Person verfehlt und das stellt ja das Gleichgewicht her. Wahr bleibt bei allem Elend, bei allen Ungerechtigkeiten, die man begangen oder erlitten hat, daß man der menschlichen Natur einen weitgehenden Kredit gewähren muß; es heißt, sich selbst verdammen, die Menschheit nicht begreifen, wenn man nicht das Bewußtsein ihrer Größe hat und eine Ahnung ihrer unvergleichlichen Bestimmungen. Dies Vertrauen ist weder dumm, noch blind, noch leichtfertig. Es verkennt nicht die Laster, die Verbrechen, die Irrtümer, die Vorurteile, die Eigensüchte jeder Art, den Egoismus des einzelnen, den Egoismus der Parteien, der Klassen, die schwerfällig den Gang des Menschen hemmen und oft den Lauf des Flusses in einen finsteren und blutigen Strudel aufsaugen. Es weiß, daß die guten Kräfte, die Kräfte der Weisheit, des Lichts, der Gerechtigkeit der Hilfe der Zeit nicht entraten können, und daß die Nacht der Knechtschaft und der Unwissenheit nicht durch eine plötzliche und völlige Erleuchtung schwindet, aber daß sie sich durch eine lange Folge dämmernder Morgenröten verkürzt.

Gewiß, die Menschen, die Vertrauen in den Menschen haben, wissen das. Sie bescheiden sich im voraus, ihr hohes Ideal, das selbst noch überholt werden wird, nur unvollständig erfüllt zu sehen; sie beglückwünschen sich vielmehr, daß keineswegs alle menschlichen Möglichkeiten sich in den engen Grenzen ihres Lebens offenbaren. Sie sind voll nachsichtigen und schmerzlichen Mitgefühls mit denen, welche durch eine plötzliche Erfahrung vergewaltigt, auf bittere Gedanken gekommen sind, mit denen, deren Leben zusammenfiel mit Zeiten der Knechtschaft, der Erniedrigung, des Rückschritts, die unter der schwarzen unbeweglichen Wolke glauben konnten, der Tag werde nicht mehr anheben. Aber sie selbst hüten sich wohl, die Rechenfehler der Generationen, die dahingehen, endgültig zu setzen aufs Soll der Menschheit.

die währt. Und sie versichern mit unerschütterlicher Gewißheit, daß es der Mühe verlohnt zu denken und zu handeln, daß des Menschen Bemühen um Klarheit und Recht niemals verloren ist. Die Geschichte lehrt den Menschen, wie schwierig große Aufgaben sind und wie langsam sie sich erfüllen, aber sie rechtfertigt auch das unbeirrbare Hoffen. Was ist denn in unserem Frankreich die Republik? Ein großer Vertrauensakt. Die Republik einrichten bedeutet die Verkündung, daß Millionen von Menschen imstande sind, die gemeinsame Regel ihrer Handlung zu befolgen, imstande, Freiheit und Gesetz, Bewegung und Ruhe in Einklang zu bringen; imstande, sich zu bekämpfen, ohne sich zu zerfleischen, daß ihre Uneinigkeit nicht bis zur chronischen Wut eines Bürgerkrieges führt und daß sie niemals in einer wenn auch nur vorübergehenden Diktatur einen unheilvollen Waffenstillstand und feige Ruhe suchen. Die Republik einrichten, bedeutet die Verkündung, daß die Bürger der großen modernen Nationen, verpflichtet, in ständiger Arbeit den Anforderungen des eigenen häuslichen Lebens zu genügen, dennoch zureichend Zeit und Geistesfreiheit finden, sich um das Gemeinwesen zu kümmern. Und wenn diese Republik aufsteigt in einer bis jetzt noch monarchischen Welt, so ist das die Versicherung, daß sie sich den schwierigen Bedingungen des internationalen Lebens anpassen wird, ohne sich an der langsameren Entwicklung der anderen Völker zu vergreifen, aber auch ohne etwas von ihrem berechtigtem Stolz zu verlieren und ohne den Glanz ihres Grundsatzes zu schwächen.

Gewiß die Republik ist ein großer Vertrauensakt und ein großer Akt der Kühnheit. Ihre Erfindung war so kühn, so widerspruchsvoll, daß selbst die mutigen Menschen, die vor 110 Jahren die Welt in Revolution brachten, zunächst ihre Idee abwiesen. Die Konstituierenden von 1789 und 1791, selbst die Legislateure von 1792 waren der Meinung, die hergebrachte Monarchie sei die notwendige Fassung der neuen Gesellschaft. Nur unter den wiederholten Schlägen des Verrats verzichteten sie auf dieses Obdach. Und als sie endlich das Königtum ausgerottet hatten, erschien ihnen

die Republik weniger als vorbestimmtes System, denn als einziges Mittel, die Leere, welche die Monarchie gelassen hatte, auszufüllen. Bald aber, nach einigen Stunden des Erstaunens und fast der Unruhe, nahmen sie sie mit ganzem Herzen und mit ganzer Seele auf. In ihr faßten sie zusammen und verwechselten mit ihr die ganze Revolution. Und sie suchten keineswegs eine Änderung. Sie suchten keineswegs, sie nach dem Beispiel der antiken Republiken der schweizerischen oder italienischen zu befestigen. Sie sahen wohl, daß sie ein neues, kühnes Werk schufen, ohne Vorbild. Das war nicht die oligarchische Freiheit der zerstückelten, winzigen, auf Sklavenarbeit gestützten Republiken Griechenlands. Das war nicht das hochmütige Vorrecht der römischen Republik, jener hohen Citadelle, von der herab eine eroberungssüchtige Aristokratie die Welt beherrschte, indem sie mit ihr durch eine Hierarchie unvollkommener und absterbender Gesetze verkehrte, die bis zum Nichts des Rechts herabstiegen, auf einer Treppe, deren Stufen immer brüchiger und dunkler wurden, die sich schließlich in der Nichtswürdigkeit der Sklaverei verlor, an der dunklen Grenze, wo das Leben in die Nacht der Schleichwege übergeht. Das war auch nicht das kaufmännische Patriciat Venedigs und Genuas. Nein, das war die Republik eines großen Volkes, wo es nichts gab als Bürger und wo alle Bürger gleich waren. Das war die Republik der Demokratie und des allgemeinen Wahlrechts. Es war eine prächtige und ergreifende Neuerscheinung.

Die Menschen der Revolution hatten Vertrauen. Und als sie beim Fest vom 10. August 1793 diese Verfassung feierten, die zum ersten Mal seit Beginn einer Geschichte in der Nationalherrschaft die Herrschaft aller zur Geltung brachte, als Handwerker und Arbeiter, Schmiede, Tischler und Feldarbeiter im Aufzug vorbeikamen, vermischt mit den Richtern des Volkes und die Wahrzeichen ihres Handwerks tragend, da konnte der Präsident des Konvents sagen, daß dies ein Tag sei, unvergleichlich irgend einem anderen, der schönste, seitdem die Sonne ihr Licht verbreitete in die

Unendlichkeit des Weltraumes. Der Wille eines jeden erhöhte sich, dieser heroischen Neuerung angemessen zu sein. Für sie kämpften und starben diese Menschen. In ihrem Namen drängten sie Europas Könige zurück. In ihrem Namen lichteten sich ihre Reihen. Und sie vereinigten in ihr ein so heißes und wildes Leben, sie gebaren durch sie solche Taten und Gedanken, daß man glauben konnte, diese Republik, völlig neu wie sie war, ohne Vorbild wie ohne Überlieferung, habe in einigen Jahren die Kraft und den Gehalt von Jahrhunderte gewonnen.

Und dennoch, wieviel Wechselfälle und Prüfungen, bevor diese Republik, welche die Männer der Revolution für unvergänglich hielten, unter unserer Sonne endlich gegründet ist. Nicht nur ist sie nach einigen Sturmjahren zergangen, sie scheint auch für immer aus der Geschichte und selbst dem Gedächtnis der Menschheit ausgelöscht. Sie ist verhöhnt, beschimpft, mehr als das: sie ist vergessen. Einige tiefe Herzen, die das Andenken an die Hoffnung bewahrten, ausgenommen, verleugneten sie die Menschen während eines halben Jahrhunderts oder wußten überhaupt nichts von ihr. Die Verfechter des ancien régime sprechen höchstens von ihr, um die Revolution zu schmähen. »Hier sieht man, wohin das revolutionäre Delirium führt«. Und die Mehrzahl von denen, die sich ein Geschäft daraus machten, die moderne Welt zu verteidigen, die Überlieferung der Revolution fortzuführen, anerkennt die Republik und die Demokratie nicht. Man möchte sagen, daß sie sich nicht einmal mehr ihrer erinnern. Guizot ruft aus: »Das allgemeine Wahlrecht wird nie den Tag erblicken.« Als wenn es nicht schon seine großen Tage in der Geschichte gehabt hätte, als wäre der Konvent nicht aus ihm hervorgegangen. Wenn Thiers die Revolution vom 10. August behandelt, findet er es nicht nötig zu erwähnen, daß sie das allgemeine Wahlrecht verkündete, als sei dies ein ganz unbedeutendes Ereignis, der absonderliche Einfall eines Tages. Republik, allgemeines Wahlrecht, Demokratie, das war, wenn anders man den Gelehrten glauben darf, der fieber-

hafte Traum der Männer der Revolution. Ihr Werk ist geblieben, aber ihr Fieber ist erloschen; und wenn die moderne Welt, die sie gegründet haben, verpflichtet ist, ihr Werk weiterzuführen, so ist sie doch nicht verpflichtet zur Fortsetzung des Deliriums. In der Tat schien die unvermittelte Auferstehung der Republik, die 1848 wieder in Erscheinung trat, um 1851 zu verschwinden, der kurze Rückfall in ein nur zu bald beseitigtes Schreckbild. Und nun ist diese Republik, die die menschliche Erfahrung von Jahrhunderten und die gedankliche Durchschnittshöhe um ein so beträchtliches überstieg, daß bei ihrem Sturz selbst die Ruinen zu Staub wurden und ihr Andenken zerbröckelte, ist diese Republik der Demokratie, das allgemeine Wahlrecht und die allgemeinen Menschenwürde, die kein Vorbild hafte und bestimmt schien, kein Morgen zu erleben, das dauernde Gesetz der Nation geworden, die endgültige Form des französischen Lebens, das Urbild, zu dem hin sich langsam alle Demokratien der Welt entwickeln.

Aber, und darauf mache ich besonders aufmerksam, die Kühnheit selbst des Versuchs hat zum Erfolg beigetragen. Die Idee eines großen, sich selbst regierenden Volkes war so vornehm, daß in den Stunden der Not und Entscheidung sie sich dem Nationalgewissen anvertraute. Ein erstes Mal im Jahr 1793 hafte das Volk Frankreichs diesen Gipfel erklommen und es hafte da einen so hohen Stolz gekostet, daß immer unter scheinbarer Vergessenheit und scheinbarer Gleichgültigkeit das Bedürfnis bestand, diese außergewöhnliche Spannung wiederzufinden. Die unbesiegliche Kraft der Republik machte aus, daß sie nicht nur von Zeit zu Zeit im Mißgeschick oder den Wirren der anderen Regierungsformen als notwendiges Aushifsmiftel und einzige Lösung in die Erscheinung trat. Hier war Trost und Stolz. Sie allein hafte hinreichend siftlichen Adel, dem Volk die Kraft zu geben, getäuschte Hoffnungen zu vergessen und schweren Mißgeschicks Herr zu werden. Darum mußte sie das letzte Wort behalten. Leicht sind die Fehltrifte und zahlreich die Abstürze, von den Graten, die zur Spitze führen; allein die Gipfel

haben eine anziehende Kraft. Die Republik hat gesiegt, weil sie in der Richtung der Höhen liegt, und weil der Mensch nicht emporsteigen kann, ohne auf sie zuzuschreiten. Das Gesetz der Schwere beherrscht nicht allmächtig die menschliche Gesellschaftsschichten und sie finden ihr Gleichgewicht nicht in den Niederungen. Die, welche seit einem Jahrhundert ihr Ideal sehr hoch stellten, sind durch die Geschichte gerechtfertigt worden. Und auch die werden gerechtfertigt werden, die es noch höher setzen. Denn das Proletariat beginnt in seiner Gesamtheit zu bekräftigen, daß man nicht allein in die politischen Beziehungen der Menschen, daß man auch in ihre volkswirtschaftlichen und gesellschaftlichen Beziehungen wahre Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit muß eintreten lassen. Es will nicht allein das Gemeinwesen, es will die Werkstatt, die Arbeit, die Produktion, den Besitz nach republikanischem Muster einrichten. An Stelle eines trennenden und unterdrückenden Systems will es eine weite Genossenschaft setzen, in der Arbeiter jeder Art, Arbeiter der Hand und des Kopfes, unter der Leitung frei von ihnen gewählter Führer, den endlich geregelten Arbeitsertrag verwalten werde.

Meine Herren, ich vergesse nicht, daß ich hier allein das Wort habe, und daß dies Vorrecht mir viel Zurückhaltung auferlegt. Ich werde es nicht dazu mißbrauchen, auf diesem Fest eine Idee hochzuheben, um die man harte Kämpfe schlägt und noch schlagen wird. Wie aber wäre es mir möglich, vor dieser Jugend zu sprechen, die die Zukunft ist, ohne mir meinen Zukunftsgedanken entschlüpfen zu lassen. Ich hätte sie durch zuviel Zurückhaltung beleidigt; denn welches auch ihr Gefühl über das Wesen der Dinge sein mag, sie sind alle zu freie Geister, mir das Geständnis dieser hohen sozialistischen Hoffnung vorzuwerfen, die die Leuchte meines Lebens ist.

Ich will nur zwei Punkte erwähnen, weil sie nicht den Boden des Problems, aber die Geisteshaltung und Gedankenrichtung angehen. Zunächst: gegenüber einer kühnen Idee, die so viele Interessen und Gewohnheiten erschüttern dürfte,

und welche den Urgrund des Lebens zu erneuern vorgibt, haben Sie das Recht, anspruchsvoll zu sein. Sie haben das Recht Beweise von ihr zu verlangen, d. h., daß sie in Voraussicht klarlegt, wie sie sich der ganzen politischen und sozialen Entwicklung anschließt, und wie sie sich ihr einfügen kann. Sie haben das Recht zu fragen, durch welche Art rechtlicher und volkswirtschaftlicher Maßnahmen sie den Übergang der bestehenden Ordnung zur neuen sichern wird. Sie haben das Recht, von ihr zu verlangen, daß die ersten Leistungen, die in ihr erzielt werden können, zur ökonomischen und sittlichen Lebenskraft der Nation beitragen. Und dadurch, daß sie sich zur Verteidigung fähig zeigt alles Adeligen und Guten, was das menschliche Erbe schon besitzt, muß sie beweisen, daß sie nicht gekommen ist, es umzustürzen, sondern es zu vergrößern. Sie hätte herzlich wenig Vertrauen in sich selbst, wenn sie diese Bedingungen nicht annähme. Sie hingegen schulden ihr als Gegenleistung, sie mit freiem Geist zu studieren, der sich von gar keinem Klasseninteresse beeinflussen läßt. Sie schulden ihr, ihr nicht mit jenen leichtfertigen Spöttereien zu begegnen, jenen wahllosen oder vorüberlegten Verulkungen, diesem Vorurteil einer ironischen oder rücksichtslosen Verneinung, das die Gelehrten so oft, — seit einem Jahrhundert —, der Republik entgegenbrachten, die jetzt doch von allen angenommen ist, zumindest in ihrer Idee. Und wenn sie versucht sind, noch zu sagen, man solle sich mit der Prüfung und Erörterung von Traumbildern nicht aufhalten, blicken sie in eine ihrer Vorstädte. Wieviel Witze, wieviel unheilverkündende Weissagungen über das Werk, das da ist. Wieviel trübselige Prognosen gegenüber den Arbeitern, die willens waren, sich selbst zu leiten, in einer großen Industrie die Form des allgemeinen Besitzes und den Gewinn freier Disziplin zu suchen. Und doch hat das Werk bestanden: es ist gewachsen: es erlaubt zu ahnen, was die gemeinsame Genossenschaft geben kann. Bescheidene Knospe, sicherlich, die aber Zeugnis ablegt von der Wirkung des Kerns, dem langsamen Wachstum der neuen Ideen, dem Vermögen einer Umformung des Lebens.

Nichts lügt mehr, als das alte trübseherische und rückschrittliche Wort des enttäuschten Rabbi: »Es gibt nichts Neues mehr unter der Sonne«. Die Sonne selbst ist ehemals zur Neuheit geworden, und die Erde wurde neu und der Mensch wurde neu. Die menschliche Geschichte ist nichts als ein unaufhörliches Ringen von Erfindungen und die immerwährende Entwickelung ist eine immerwährende Schöpfung. Ebenfalls mit freiem Geist werden sie die andere große Neuerscheinung aufnehmen, die sich mit wachsenden Anzeichen ankündet: den Frieden, der unter den Völkern dauert, den endgültigen Frieden. Es handelt sich keineswegs darum, den Krieg der Vergangenheit zu entehren; er hat einen Teil der großen menschlichen Handlung ausgemacht und der Mensch hat ihn geadelt durch den Gedanken und den Mut, durch das hochgespannte Heldentum, durch die großzügige Verachtung des Todes. Im Chaos der ungeordneten, mit rücksichtslosen Urtrieben genährten Menschheit, war er zweifellos lange das einzige Mittel, die Zwistigkeiten zu lösen; er ist auch die harte Macht gewesen, welche bei der Unterwerfung der Stämme, der Völker, der Rassen, die menschlichen Elemente mischte und die großen Gruppierungen vornahm. Aber es kommt ein Tag, und alles weist darauf hin, daß er nah ist, an dem die Menschheit hinreichend zusammengeschlossen, hinreichend Herrin ihrer selbst ist, um mit der Vernunft, der Verhandlung und dem Recht die Konflikte dieser Gruppen und Mächte lösen zu können. Und so sehr der große und verabscheuungswerte Krieg notwendig war, so wird er doch grauenhaft und zum Verbrechen, wenn er beginnt, unnütz zu scheinen.

Ich spiegle Ihnen nicht ein idyllisches, eitles Traumbild vor. Zu lange waren die Ideen des Friedens und der menschlichen Einigkeit nichts als ein hohler, trügerischer Schein, der spottend die fortgesetzten Gemetzel beleuchtet. Sie erinnern sich des bewundernswerten Gemäldes, das uns Virgil vom Fall Trojas gelassen hat? Es ist Nacht: In die überraschte Stadt dringen Feuer und Eisen ein, Mord, Brand und Verzweiflung. Der Palast des Priamus ist erobert,

hinter den eingeschlagenen Türen erscheint die lange Flucht von Gemächern und Galerien. Von Zimmer zu Zimmer verfolgen Fackeln und Schwerter die Besiegten: Kinder, Frauen, Greise suchen vergeblich Zuflucht am häuslichen Altar, den der heilige Lorbeer nicht schützt vor Tod und Verderben; das Blut fließt in Strömen, jeder Mund schreit vor Schreck, vor Schmerz, vor Beleidigung und Haß. Aber über den Trümmern und dem Jammer der Behausung lassen die Höfe im Innern, lassen die eingestürzten Dächer den weiten Himmel erscheinen, breit und friedlich und all der menschliche Lärm von Grausamkeit und Todeskampf steigt auf zu den goldenen Sternen: Ferit aurea sidera clamor.

So hat, seit zwanzig Jahrhunderten, von Spanne zu Spanne, allemal, wenn ein Stern der Einigkeit und des Friedens der Menschheit aufging, die Erde, zerfleischt und in Finsternis, mit Kriegsgetöse geantwortet.

Da war zuerst der gebieterische Stern des eroberungssüchtigen Geistes, der glaubte, alle Konflikte im zusammenfassenden Umkreise seiner Macht gelöst zu haben. Das Kaiserreich stürzt unter dem Ansturm der Barbaren zusammen und ein entsetzlicher Lärm antwortete dem prächtigem Vorschlag eines römischen Friedens. Dann war es der christliche Stern, der die Erde mit einem zärtlichen Glanz und einem Friedensversprechen einhüllte. Aber mild und sanft am galiläischen Himmel, erhob er sich herb und herrschsüchtig über dem feudalen Europa. Die Sucht des Papsttumes, im Namen der katholisehen Einheit die Welt unter sein Gesetz zu bringen, hatte nur eine Mehrung der Wirrnisse und Konflikte der elenden Menschheit zur Folge. Die Todeszuckungen und Metzeleien des Mittelalters, die blutigen Zusammenstöße der neueren Völker, waren die höhnische Antwort auf das große Versprechen eines christlichen Friedens. Die Revolution ihrerseits verkündet ein hohes Signal allgemeinen Friedens durch die allgemeine Freiheit. Und dabei entwickeln sich durch den Kampf der Revolution selbst furchtbare Kriege gegen die Kräfte der alten Welt.

Wie also? Wird uns der Friede ewig fliehen, und

der Jammer der ewig rasenden, ewig betrogenen Menschen, wird er immerfort aufsteigen zu Sternen aus Gold, aus den jungen Hauptstädten, die rauchen vom Brand der Granaten, wie aus dem alten Palast Priams, rauchend vom Brande der Fackeln?

Nein und abermals nein, und ungeachtet der Weisheitsbelehrungen, die uns diese riesenhaften Enttäuschungen zuteil werden lassen, wage ich mit Millionen von Menschen zu sagen, daß nunmehr der große Frieden unter den Menschen möglich ist und wenn wir es wollen, so ist er nah. Neue Kräfte arbeiten daran: die Demokratie, die methodische Wissenschaft, das allumfassende, geeinigte Proletariat. Der Krieg wird schwieriger, weil er bei den freien Regierungen der modernen Demokratien, durch die allgemeine Wehrpflicht mit einem Mal die Gefahr aller wird, das Verbrechen aller durch das allgemeine Wahlrecht. Der Krieg wird schwieriger, weil die Wissenschaft alle Völker in ein vielfältiges Netz verwirkt, in ein Gewebe, das durch Beziehungen, durch Austausch, durch Übereinkommen täglich dichter wird; und wenn die erste Wirkung der Mittel, welche die Abstände aufheben, manchmal darin besteht, die Reibungen zu verschlimmern; so schaffen sie auf die Dauer doch eine Zusammengehörigkeit, eine Vertraulichkeit unter den Menschen, die den Krieg zu einem ungeheuren Attentat und zu einer Art Massenselbstmord machen.

Schließlich macht das gemeinsame Ideal, die Proletarier aller Länder, die es entflammt und eint, täglich widerspenstiger gegen die Kriegstrunkenheit, gegen die Gehässigkeiten und Mißgünste der Nationen und Rassen. Wie die Geschichte das letzte Wort der so oft verhöhnten und getretenen Republik gegeben hat, so wird sie sicherlich das letzte Wort dem von Menschen und Umständen so oft verspotteten, durch die Raserei der Ereignisse und der Leidenschaften so oft mit Füßen getretenen Frieden geben. Ich sage Ihnen nicht: das ist eine ausgemachte Gewißheit. Es gibt keine ausgemachten Gewißheiten in der Geschichte. Ich weiß, wie zahlreich noch in den Gelenken der Nationen die kranken Stellen sind, in denen plötzlich eine allgemeine

Entzündung ausbrechen kann. Aber ich weiß auch, daß es zum Frieden hin so starke, so tiefe, so echte Strebungen gibt, daß es von Ihnen abhängt, durch einen bewußten, bedachten, unermüdlichen Willen diese Strebungen in ein System zu bringen und endlich die scheinbare Unmöglichkeit des großen menschlichen Friedens zu verwirklichen, wie Ihre Väter die scheinbare Unmöglichkeit der großen republikanischen Freiheit verwirklichten, ein schweres Werk zwar, aber doch kein unmögliches Werk. Beseitigung der Vorurteile und der Gehässigkeiten, immer weitere Verbindungen und Bündnisse, internationale Übereinkünfte volkswirtschaftlicher und gesellschaftlicher Art, internationales Schiedsgericht und gleichzeitige Abrüstung, Einigung der Menschen in Arbeit und Erkenntnis: das wird, Jünglinge, das höchte Ziel und der höchste Ruhm der Generation sein, die aufsteigt.

Nein, ich zeige Ihnen keinen trügerischen Traum; ich zeige Ihnen noch weniger einen schwächenden Traum. Das keiner von Ihnen glaube, wir wollten in der noch schweren und ungewissen Zeit, die dem endgültigen Einklang der Nationen voraufgehen wird, dem Ungefähr unserer Hoffnungen auch nur den kleinsten Teil der Sicherheit, der Würde und des Stolzes Frankreichs anvertrauen. Gegen jede Bedrohung, gegen jede Erniedrigung müßte man es verteidigen; es ist uns zweimal heilig, weil es Frankreich, und weil es menschlich ist.

Auch wird das Einvernehmen der Völker im endgültigen Frieden nicht die Eigenheit der Länder auslöschen, die ihre tiefe geschichtliche Ursprünglichkeit, ihre eigenen Aufgaben im gemeinschaftlichen Werk der versöhnten Menschheit bewahren werden. Und wenn wir, um das Kriegsbuch zu schließen, nicht warten wollen, bis die Gewalt alle Ungerechtigkeiten, die die Gewalt begangen, wieder gut gemacht hat, wenn wir Genugtuung nicht wie Revanche verstehen, so wissen wir wohl, daß Europa, endlich von der Kraft der Demokratie und vom Friedensgeist durchdrungen, Versöhnungsformen zu finden wissen wird, die alle Besiegten aus der Knechtschaft und von den Schmerzen befreien werden, die eine Eroberung mit sich bringt. Zuvor aber und vor allem andern muß

man den Reif des Verhängnisses sprengen, den Eisenreif, den Reif des Hasses, in dem Eigentumsansprüche, die berechtigt sind, zu Vergeltungen anreizen, die sich einbilden, es zu sein, wo der Krieg dem Krieg in endloser, ausgangsloser Runde folgt, wo, unter demselben blutigen Bedientenkleid Recht und Gewalt sich fast nicht mehr von einander unterscheiden, und wo die aufgewühlte Menschheit über Sieg und Gerechtigkeit fast eben so sehr weint als über ihre Niederlage.

Daß man vor allem uns keineswegs beschuldige, wir stimmten den Mut herunter und entkräftigten ihn. Die Menschheit ist verflucht, wenn sie zum Beweis ihres Mutes verdammt ist, ewig zu töten. Mut, das ist heutigentags nicht, über der Erde die finstere Wetterwolke des Kriegs schweben zu lassen, die schreckliche, doch schlafende Wolke, von der man stets hoffen kann, daß sie sich über andere entladen wird. Es ist nicht Mut, den Händen der Gewalt die Lösung von Zwisten zu überlassen, die die Vernunft entscheiden kann; denn der Mut ist die Erhebung des Menschen, dieses aber seine Abdankung. Mut für sie alle, Mut für alle Stunden, das ist, ohne sich zu beugen, die körperlichen und sittlichen Prüfungen jeder Art zu ertragen, die das Leben so reichlich auferlegt. Seinen Willen nicht dem Zufall der Eindrücke und der Mächte auszuliefern; bei den unvermeidlichen Abspannungen die Gewohnheit der Arbeit und des Handelns zu bewahren, das ist Mut. In der endlosen Unruhe des Lebens, die uns von allen Seiten aufreizt, ein Handwerk zu wählen und es brav zu verrichten, welches es auch sei, sich nicht abschrecken zu lassen von der tifteligen und eintönigen Einzelarbeit, ein vollendeter Techniker zu werden, so gut man es kann; jenes Gesetz von der Fachteilung der Arbeit anzunehmen und zu begreifen, (das die Bedingung nutzbringenden Handelns ist,) und dennoch seinem Blicke, seinem Geist einige Aussichten in die weite Welt, ihm ausgebreitetere Fernsichten zu erhalten: das ist Mut. Einig zu sein, und welches auch der Beruf sei, ein Praktiker und ein Philosoph zu sein, — das ist Mut. Sein eigenes Leben zu begreifen, es eindeutig zu bestimmen, es

zu vertiefen, es auszubauen und es doch mit dem allgemeinen Leben zu verknüpfen: das ist Mut. Seine Spinn- oder Webmaschine genau zu überwachen, damit kein Faden abreißt, und indessen doch eine weitere und brüderlichere Ordnung vorzubereiten, wo die Maschine die gemeinsame Dienerin der befreiten Arbeiter sein wird; das ist Mut. Anzunehmen die neuen Bedingungen, welche das Leben an Wissenschaft und Kunst stellt, die fast endlose Verwickeltheit der Tatsachen und Einzelheiten freudig anzugehen und zu untersuchen, und wiederum durch allgemeine Ideen in diese riesige und verwirrte Realität Licht zu bringen, sie zu ordnen und sie in die Höhe zu heben durch die geheiligte Schönheit der Form und des Rhythmus: das ist Mut. Seiner eigenen Fehler Herr zu werden, unter ihnen zu leiden aber doch nicht sich von ihnen zu Boden drücken zu lassen, und seinen Weg fortzusetzen: das ist Mut. Das Leben zu lieben und ruhigen Blickes dem Tod ins Auge zu sehen; dem Ideal nachstreben, und das Reale begreifen; zu handeln, sich den großen Bewegungen hinzugeben, ohne zu wissen welchen Lohn das tiefe Universum unserer Anstrengung vorbehält, noch ob es ihm einen Lohn vorbehält: das ist Mut. Die Wahrheit zu suchen und sie zu sagen; sich nicht dem Gesetz der triumphierenden Lüge zu beugen, die dahingeht, und weder mit unserer Seele, noch mit unserem Munde, noch mit unseren Händen, das Echo der törichten Beifallsbezeugungen und des fanatischen Geschreis zu bilden: das ist Mut.

Ah! wahrlich, wie arm unsere Vorstellung vom Leben ist, wie kurz unser Wissen ums Leben, wenn wir glauben, daß durch Abschaffung des Krieges den Menschen die Gelegenheiten fehlten, ihren Mut zu üben und ihn zu beweisen, und daß man die Tambourwirbel fortsetzen müsse, die in den Schulen des ersten Kaiserreichs die Herzen schlagen machten. Damals ließen sie einen heldischen Klang ertönen; in unserm 20. Jahrhundert erklängen sie hohl. Und Sie, junge Leute, wünschen, daß Ihr Leben lebendig, aufrichtig und erfüllt sei. Deshalb habe ich Ihnen, wie Männern, einiges gesagt, das ich in mir trug.

SUMMA SUMMARUM

TRAGIKOMÖDIE

VON HERMANN KESSER

Personen:

Der Baron
Die Baronin
Lissy
Der Sekretär
Der Politiker Martin Jochner
Der Diener
Der erste Arbeiter
Der zweite Arbeiter
Das Stubenmädchen
Der Photograph

Ort der Handlung: Villa auf dem Lande.

Das Arbeitszimmer des Barons. Sehr viele Porträts. Bilder und Erinnerungszeichen. Durch breite mehrteilige Glastüre und hohe Fenster Blick ins Freie. Links und rechts vom Zuschauer

ERSTER AUFTRITT

Herabgelassene Vorhänge. Dämmerlicht. Spätmorgen. Draußen strahlender Tag. Nebenan Klavierspiel. Beethovensche Sonate op. 20; Scherzo, übergehend in den Trauermarsch.

DER BARON *(ein Apoplektiker; ungeordnetes Hausgewand, mit einem brennenden Leuchter; gequält und fliehend auf und ab. Bleibt stehen und hört nach der Musik. Atmet auf, wie aus großer Erschöpfung. Traurig:)* Musik! Das tut ordentlich wohl! So wohl! — Das ist Lissy! *(Stärker)* Lissy! *(Horcht. Pause)* Hört nicht! *(Wegwischend)* Aber das wollte ich ja nicht! Das nützt ja alles nichts! *(Verwirrt)* Was wollte ich denn? *(Er schaut sich langsam im Zimmer um)* Richtig! Zu euch wollte ich! Her zu mir! Helft mir! Helft! *(Er hebt vor Bildnissen — Männern in Uniform — den Leuchter empor)* Hasso! Konstantin! Uniko! Philipp! — Ihr alle! Seid Leibwache!

— Jeder fest und hoch! Ihr Lieben! Ihr beneidenswerten! Ihr Guten! — Und da! *(Vor dem größten Bild; ehrfürchtig; fast salutierend)* Immer gnädig zu mir gewesen! Immer die Hand auf meine Schulter gelegt! Nie ein böses Wort! Wenn er nur noch länger gelebt häfte! — *(Er geht weiter; streichelt eine Degenklinge an der Wand; leuchtend und buchstabierend)* An-no do-mi-ni 1525 Ro-ma Christian von — *(Name unverständlich)!* Ehrensäbel! Hart und schwungvoll! Das waren noch Zeiten! — *(Geht weiter; bedauernd)* Und das! *(Er nimmt behutsam einen Photographierahmen zur Hand)* Von ihm selber! Eigenhändige Unterschrift! *(Betrachtend)* Was aus ihm geworden ist! Auch pensioniert, irgendwo mit Apanage auf dem Land! Bin nicht der Einzige! — Ist noch mit heiler Haut davongekommen. — *(Dunkel)* Feind geworden, sollte ihn nicht — mehr aufstellen! Aber Anita will es! — *(Beschließend)* Hat ganz recht. *(Stark)* Wir gehören alle zusammen. So ist es! — *(Besinnend)* Die Musik auf einmal so traurig! *(Wieder in müder Haltung)* Ich habe doch meinen Stich weg. *(Er sinkt in den Schreibtischsessel und beginnt hastig in großem Manuskript zu wühlen. Papierrauschen. Pause).* Ich häfte mich niemals einlassen sollen! *(Zu den Bildern)* Von euch hat keiner Erinnerungen geschrieben! Von euch ist keiner Diplomat gewesen! Euch ist niemand im Ohr gelegen! — *(Ausbrechend)* Ich könnte der glücklichste Mensch sein! Aber das Buch, dieses Buch frißt mich auf! — Jeder Satz ein Pendel im Kopf! Tick-Tack, ja-nein, gut-schlimm, Recht-Unrecht! — Dieses Buch! Dieses Buch! Die größte Torheit meines Lebens — und dieser Sekretär, dieser Mensch, dieser Spion für mein Gewissen, den ich mir auf den Hals gesetzt habe, ist mein Sarg. — *(Er beugt sich wieder über das Manuskript und wendet suchend einige Blätter um)* Da ist es! *(vorlesend)* Kapitel zwölf: Das Jahr neunzehnhundertund — *(abbrechend)* kann es garnicht aussprechen — die Jahreszahl hat für mich persönlichen Trauerrand. — Hinterher sieht alles so anders aus. — Erst hinterher? *(Liest wieder)* »Die Konferenz von Rinos, die nachträglich so oft als eine Hauptstation un-

geschickter Politik bezeichnet worden ist, begann für mich unter sehr ungünstigen Umständen. Die Ursache . . .« *(Bricht wieder ab und springt auf)* Die Ursache! Ja wozu schreibt man denn eigentlich nach Jahren solches Zeug hin? — Ich wußte doch schon im Saal am grünen Tisch: Es w a r ein Unglücksfall, mußte zu gefährlichen Verwicklungen führen. Ich wurde doch krank vor Aufregung! — *(Wieder blätternd und lesend)* Aber wenn das hier stünde, würde man wieder fragen, warum ich nicht alles verhindert und warum ich die Verantwortung übernommen habe! Und wenn ich sagen würde, warum ich nichts mehr verhindern konnte und warum auch meine Demission durchaus nichts genützt hätte — — Ich will kein Pamphletär werden! — Wer in der Welt weiß denn, warum es so und nicht anders kommt? Jede Geschichtsschreiberei ist albern; hoffnungslos; wahnsinnig! — Was ist denn Wahrheit? *(Mit der Faust auf den Tisch trommelnd)* Die Wahrheit! — Ich weiß nicht mehr, was ich tun soll. — Es würgt mir die Luft ab. *(Trauermarsch schließt)*

ZWEITER AUFTRITT

DER DIENER *(alt; schwarzer Anzug, Kutscherweste, erstmals in Schurz; rechte Vordertüre)*: Exzellenz!

BARON *(veratmend; mild)*: Guten Morgen, Schröpfer! — — Laß mich nicht würgen.

DIENER: Herr Baron?

BARON *(mit Anlauf)* Schröpfer, Sie waren doch auch mit?

DIENER: Der Herr Baron meinen?

BARON: Sie haben mich doch auf diese Konferenz begleitet?

DIENER: Auf welche Konferenz?

BARON: Nun, ich meine nach Rinos!

DIENER: Die Reise nach Rinos! — Das ist sehr lange her.

BARON: Aber Sie erinnern sich?

DIENER: Das Grand Hotel de la Paix, am Meer. Wir allein hatten vier Zimmer. Es war auch der Diener vom Amt mit uns. — Unsere andern Herren und die

Militärs von unserer Kommission wohnten gegenüber. Wir waren drei Wochen da.
BARON: Volle drei Wochen, ja.
DIENER: Frühjahr! Prachtstage!
BARON: Kann sein —
DIENER: Der Herr Baron machten oft Ausflüge mit einer Herrschaft aus Brasilien von der zweiten Etage. Eine sehr schöne Dame mit ihrer Tochter! Der Herr Baron waren zuerst sehr vergnügt.
BARON: Vergnügt — hm! Soviel ich weiß, wurde ich krank.
DIENER: Ja, der Herr Baron waren einmal recht unpäßlich.
BARON: Sagen Sie nur — krank!
DIENER: Herr Baron kamen plötzlich sehr erhitzt ins Appartement zurück, und fühlten heftigen Kopfschmerz.
BARON: Nach der letzten Sitzung . . . ganz recht! Eben das wollte ich von Ihnen erfahren.
DIENER: Der Herr Baron schickten mich gleich fort, um sich für das Souper auf dem Kriegsschiff entschuldigen zu lassen. Hernach legten sich Herr Baron zu Bett.
BARON: Sofort zu Bett?
DIENER: Es war Nachmittag. — Abends während der Illumination im Hotelviertel hatten der Herr Baron schon Fieber, in der Nacht Phantasien. Ich war immer im Zimmer. Der Herr Baron wollten keinen Arzt, damit es nicht bekannt würde. Ich durfte es nur der Herrschaft aus Brasilien melden.
BARON: Phantasien sagen Sie? Was für Phantasien?
DIENER: Der Herr Baron waren sehr aufgebracht — im Fieber.
BARON: Aufgebracht! — Eben behaupteten Sie, ich sei immer vergnügt gewesen!
DIENER: Die Nacht im Hotel habe ich nie vergessen. Der Herr Baron setzten sich immer wieder auf und schüttelten die Faust. — So! *(schwingt die geballte Hand)*
BARON: Warum haben Sie mir das niemals erzählt?
DIENER: Der Herr Baron haben mich bis heute nie gefragt. Ich wußte nicht, ob es angenehm wäre . . .

BARON: Angenehm oder nicht! Was war noch? — Besinnen Sie sich genau!

DIENER: Der Herr Baron schrien: »Das war eine Katastrophe! Eine richtige Katastrophe! Und ich soll es auf meine Kappe nehmen!« Und so ähnlich. Oh, ich weiß noch gut. *(Nachahmend)* »Nein, dafür bedanke ich mich! Für undankbare Rollen bin ich nicht da!« Das sagten der Herr Baron sicher mehr als hundert mal. Natürlich alles im Fieber.

BARON *(beginnt mit dem Bleistift über das Manuskript hinzuspielen)*: Gut! Sehr gut! Sie können alles sagen! Verstehen Sie: Alles!

DIENER: Andern Tags wurden der Herr Baron wieder munter. Fünf Etuis mit Orden und Briefschaften waren übergeben worden; hatte ich auf den Nachttisch neben das Bett gelegt. Der Herr Baron erwachten und fragten: »Was riecht denn so? »Eines von den Etuis war stark parfümiert.

BARON: Ja, ja. Das war parfümiert. Der Teufel weiß warum.

DIENER: Der Herr Baron machten in den andern Hotels keine Abschiedsvisiten mehr. Ich mußte nur Karten austragen. Dann reisten der Herr Baron im besten Befinden mit der Herrschaft aus Brasilien nach der Riviera ab. *(Pause)*

BARON *(immer noch den Bleistift auf dem Manuskript)*: Hören Sie, Schröpfer, eine ganz andere Frage: Würden S i e unter allen Umständen die Wahrheit sagen?

DIENER: Das kommt doch darauf an.

BARON: Ich meine — wenn es ankommt.

DIENER: Vor Gericht oder so.

BARON: Also wenn Sie gefragt werden?

DIENER: Gegen mich — auf keinen Fall.

BARON: Und gegen andere?

DIENER: Nur, wenn es durchaus sein müßte. Da hätte man viel zu tun, wenn man immer alles ausposaunen wollte —

BARON: Ausposaunen —

DIENER: Bloß, weil es wahr ist. Gibt viele Töpfe, auf denen man besser den Deckel liegen läßt. Mit der

Wahrheit, das ist so eine Sache. Da bin ich sehr vorsichtig. Die Wahrheit wird einem meist schlecht gedankt. Das wissen der Herr Baron doch auch. — Da käme man weit.

BARON: Sie würden es also vorziehen — sogenannte Meinungen in zweifelhaften Fällen für sich zu behalten — und nicht auszuposaunen.

DIENER: Natürlich vor Gericht . . .

BARON: Schon wieder — Gericht! Wer spricht denn von Gericht? —

DIENER: Ich meinte nur.

BARON: Schon gut, Schröpfer! — Wissen Sie, ob der Herr Sekretär zurück ist?

(Musik setzt wieder ein, dritte Variation des ersten Satzes)

DIENER: Der Herr Sekretär arbeitet schon auf seinem Zimmer.

BARON: Die Gardinen lassen wir so. Wir brennen Licht. *(Mit erhobener Stimme)* Es bleibt dabei: Von dieser Feier im Dorf will ich nichts sehen und hören. Der hundertste Geburtstag dieses Mannes namens Baster, der angeblich dieser zweifelhaften Zeit mit noch zweifelhafteren demokratischen Ideen voraustrabte, dieser Geburtstag kann mir gestohlen werden. Hab' solche Leute zu Dutzenden gesehen.

DIENER: Der Festzug geht hier oben nicht vorbei.

BARON: Egal. Wann kommen — die Arbeiter?

DIENER: Wird nicht mehr lange dauern. Und in einer Stunde alles aus. Nur einige Fahnen von so politischen Vereinen, Böllerschüsse, Ansprache am Geburtshaus und Tafelenthüllung. — Die Rede hält ja der berühmte Martin Jochner von der neuen großen Partei.

BARON: *(gereizt)* Dieser Herr Jochner! Auch von diesem Herrn Jochner könnte ich ein Lied singen! *(Wegwerfende Bewegung. — Besinnt sich)* — Was für Wetter ist jetzt?

DIENER: Keine Wolke.

BARON: Auch das noch!

DIENER: Aber Exzellenz sollten noch ruhen. — Die Aufregung — ich will der Frau Baronin —

BARON: Nichts! — Ich gedenke sehr viel zu erledigen.

Ich werde bald wieder unten sein; will nicht gestört werden. Ich fühle mich durchaus nicht krank. Gesünder als jemals. — Telephonieren Sie für heute dem Medizinalrat ab! Ich will keine solchen Besuche! — Und *(überlegend)* die Baronesse können Sie noch bitten, mir jetzt lieber etwas Heiteres vorzuspielen.

DIENER: Sogleich. *(Durch die rechte Hintertüre ins Musikzimmer. Klavier unterbricht)*

BARON *(am Schreibtisch stehend, über dem Manuskript)*: Ausposaunen! Seine Weisheit ausposaunen! Das war das erlösende Wort! Als ob ich nicht schon genug Plackerei gehabt hätte! *(Er nimmt den Stift und macht über Blatt um Blatt wütende Striche)* Dieses unglückselige Kapitel wird gestrichen! Ich will kein Pamphletär sein. — Aus! *(Faustschlag auf das Manuskript; mit brennendem Leuchter hinaus)*

DIENER *(außen telephonierend)*: Seine Exzellenz lassen den Herrn Medizinalrat bitten heute nicht . . . *(Gleichzeitig in das Telephongespräch hinein die Stimme der Baronin)*

DRITTER AUFTRITT

DIE BARONIN *(grauer Scheitel, hochgewachsen; mit dem Diener rechts vorn ins Zimmer; nasig und kühl)*: Das fehlte noch! Wir uns verstecken! *(Zieht die Vorhänge auf. Diener hilft. Klavierspiel: Air Louis XIII)* Weil im Dorf einmal ein Herr Joseph Baster auf die Welt kam! *(Zum Diener)* Sind noch Verwandte?

DIENER *(tätig)*: Unser Installateur ist aus derselben Familie. Das Haus gegenüber der Genossenschaft; der Herr Sekretär wohnt dort zur Miete.

BARONIN: Wenn wir irgendwo bauen, werden wir vorsichtiger sein. — Was heutzutage nicht alles gefeiert wird! —

DIENER: Der Installateur ist ein rechter Mann. Mein Sohn ist bei ihm in der Lehre.

BARONIN *(noch an den Fenstern)*: Die Wege sind so ungepflegt.

DIENER: Der Sand ist zu weich, Frau Baronin. Man sieht jeden Schritt.

BARONIN: Wir hatten immer solchen Sand für die

Gärten. Kies ist für Biergärten recht. Wozu ist denn die Walze da? *Zurück ins Zimmer)* Machen Sie sich nur gleich an die Arbeit! Es könnte Besuch kommen.

DIENER: Jawohl!

BARONIN *(am Schreibtisch, die Hand auf dem Manuskript):* Und bestellen Sie vorher den Sekretär, er soll mich erwarten!

DIENER *(geht ab)*

BARONIN *(plötzlich, schrill):* Lissy!

VIERTER AUFTRITT

LISSY: *(jung, blond; weiße Bluse; weinroter Rock; fragend unter der rechten Hintertüre)*

BARONIN *(die Glastüre und die Fenster öffnend; beherrscht):* Ordinäre Gassenhauer liebe ich nicht, zumal an solchen Tagen! Es könnte bis auf die Straße gehen.

LISSY *(starr):* Gassenhauer?

BARONIN: Wir hören beide gerne Musik. Mein Mann hat früher selbst Cello gespielt. Musik ist für mich die einzige wirklich vornehme Kunst; heute wo man kein Buch mehr aufschlagen kann, ohne sich zu ärgern. Gottseidank werden durch die Musik keine Ansichten verbreitet. — Du solltest stillere Salonstücke spielen!

LISSY *(lächelnd):* Aber Tante! — bitte! *(Sie holt rasch die Noten herbei und zeigt vorlesend den Titel)* Air, komponiert von Ludwig XIII., König von Frankreich.

BARONIN: Das wußte ich nicht. — Unsere Dienstboten sangen das als Gassenhauer. Man sollte verbieten, daß auf die Komposition eines Königs gemeine Lieder gesungen werden.

(Im Garten wird der Diener mit der Walze sichtbar)

LISSY *(unbeteiligt):* Ich verstehe nicht.

BARONIN *(ausblickend):* Das Gartentor ist schon wieder offen! — Schröpfer!

LISSY *(ebenfalls):* Schröpfer!

BARONIN *(eilig durch die Glastür ab):* Man kann sich auf niemanden verlassen.

LISSY *(hört Schritte, richtet sich zurecht)*

FÜNFTER AUFTRITT

DER SEKRETÄR *(zweiundzwanzigjährig; bartlos; bleich; übernächtig; durch die rechte Vordertür. Sehr erregt; abwehrende Gebärde zu Lissy):* Schon alle Sachen gepackt. *(Einen Zettel reichend)* Hier meine neue Stadtadresse. Sie werden alles erfahren. Jetzt unmöglich. Ich gehe noch heute.

LISSY: Dieser Sturmwind!

SEKRETÄR: Es wird vermutlich ein Abschied in Staubwolken! — Die Baronin will mich sprechen?

LISSY: Wird sich hineinmischen wollen.

SEKRETÄR: Wo ist sie?

LISSY: Im Garten. Wir sehen sie kommen. — Da draußen! Die Bäume in der Sonne; die Wiesen, die Schmetterlinge; alles strahlt. Ein so schöner Tag! Blauer Himmel! — Und hier!

SEKRETÄR: Ich habe ihn satt, den blauen Himmel zum Einlullen!

LISSY *(beleidigt):* Sie haben wohl alles satt?

SEKRETÄR *(ungeduldig):* Sich zu zanken — ist nicht der Augenblick.

LISSY: Haben Sie mir meine Gürtelschnalle mitgebracht?

SEKRETÄR: Keine Zeit gewesen.

LISSY: So. — Und die Musikalien?

SEKRETÄR: Natürlich auch nicht.

LISSY: Sehr freundlich.

SEKRETÄR: Freundlichkeiten ein ander Mal!

LISSY: Ich sehe, Sie sind geladen. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, erlaube ich Ihnen, auch auf mich zu schießen. Ich stelle mich an die Wand. *(Tut es)* Bitte!

SEKRETÄR *(bezwungen; lächelt):* S i e werden verschont. *(Schiebt sie weg)*

LISSY: Und warum?

SEKRETÄR: Sagen wir — weil Sie zur Musik gehören. Die kommt nicht in Betracht.

LISSY *(zeigt sich ihm):* Pah! — Und gefall' ich Ihnen? *(Streicht über den roten Rock)*

SEKRETÄR *(flüchtig):* Gut, sehr gut! — *(Feierlich)* Aber jetzt habe ich eine große Bitte!

LISSY: Habe ich denn nicht alle Ihre Bitten erfüllt?
SEKRETÄR: Das haben Sie! — Jetzt sollen Sie — mir zu Gefallen — sehr ernst nachdenken!
LISSY *(ernst)*: Ich habe viel mehr nachgedacht, als Sie glauben. — Über alles. — Und ich kann nur sagen, daß er mir leid tut. Mehr als Sie. — Denn er ist alt — und wir sind jung. — Wer hilft ihm? — Niemand.
SEKRETÄR: Er könnte sich selbst helfen! Er will nicht, er wird — heute — wieder nicht wollen.
LISSY: Er begreift eben nicht, daß alles verändert ist.
SEKRETÄR: Ob er begreift! Aber mit dem gleichen Gepäck will er trotzdem bis an die letzte Station! Es ist immer dasselbe. Alles umsonst! Man redet an einen Eisberg. — Und noch in dieser Stunde soll er endlich einmal zum Reden gebracht werden! Wir wollen sehen, ob der starke Eisberg nicht auftaut!
LISSY: Was ist?
SEKRETÄR: Einer kommt, der mitzureden hat.
LISSY: Auf Ihre Veranlassung?
SEKRETÄR: Ein Zufall! Ich habe Mitteilungen gemacht.
LISSY: Und er vertraut Ihnen so!
SEKRETÄR: Vertrauen? — Er läßt mich reden, raucht seine Zigarre, und schaut von seinem isolierten Aussichtsturm auf mich herunter. Das Gespräch ist aus, er erhebt sich, alles bleibt wie zuvor, ich bin bedankt entlassen. — Wie Sie, wenn Sie Klavier gespielt haben! — Es ist kein Unterschied! — Bei diesem Anlaß sei es gesagt!
LISSY: Er hat in vielem Ihren Rat befolgt!
SEKRETÄR: Sein Schreibzeug bin ich!
LISSY: Und die Folgen — haben Sie überdacht?
SEKRETÄR: Werde mir die Stiefel noch öfters sohlen lassen; Zimmer im zweiten Gartengebäude; Menü zu achtzig.
LISSY: Und weswegen den Skandal?
SEKRETÄR: Es müßte nicht sein. — Er brauchte sich nur — zu verständigen. Aber er ist verkapselt, still

und hart verkapselt; spricht sich nicht aus. Und das muß erreicht werden! — Warum sollen wir nicht Mensch zu Mensch sprechen! — Muß immer e i n e r die Säule sein?

LISSY: Sie sind ja so maßlos eitel!

SEKRETÄR: Wenn Sie so reden . . .

LISSY: Eitel, trotzig und selbstsüchtig. — Mindestens ebenso wie e r!

SEKRETÄR: Hören Sie!

LISSY: I h r e Eitelkeit könnte zufrieden sein! — Finden Sie nicht?

SEKRETÄR: Was uns betrifft, so haben wir jedes Recht: Was Sie da meinen, das haben wir beide unter uns allein abzumachen. Ihm bin ich nichts schuldig. — Und alles, was ich hier sonst vollbringen wollte — es sollte wahrlich nicht um meiner persönlichen Eitelkeit willen geschehen!

LISSY: Ist das wahr?

SEKRETÄR: Wahr ist, daß ich mich fast in Stücke gerissen hätte, um die Wand, die unerträgliche Wand zwischen uns, zu zerschlagen! — Wissen Sie, was ich in meiner Torheit geglaubt habe? — Bloß, völlig nackt wollte ich vor ihm stehen! Durch und durch sollte er mich sehen, ohne jeden versteckten Gedanken! In Hirn Blut und Atem sollte er mir sein! — Dann müßte er, sich rühren, aufhören mit seinem bösen Schweigen! — Heute lache ich es weg! — Er will in seinem freiwilligen Käfig sitzen. An den Stäben darf nicht gerüttelt werden! Nichts hinein, nichts hinaus! Er will sich schonen. Er weiß, wie man sich — aufbewahrt. — Klug ist er! Uns allen über! — Aber ich habe gelernt. E i n e s hat er mir beigebracht: Um sich gegen seine Art zu behaupten, darf man alles sein, nur nicht sentimental. *(Pause)*

LISSY: Und ich? — Was soll ich tun? — Sag' — Du es mir!

SEKRETÄR: Dein Platz ist nicht in diesem Hause. Bremsen wollen sie Dich, wie sie jeden Menschen

bremsen, der sich bewegt. — Du gehörst nicht auf ihre Seite. — Du fühlst es und weißt nur nicht wie Du es heißen sollst!

LISSY: Ich weiß, was es ist! — *(Umarmt ihn)* Du bist es! — — Ich wäre sonst erfroren. — Es war höchste Zeit! — — Diese Frau! Ihre Stimme sticht mir ins Fleisch. Die Augen machen mir kalt. Steht sie da, wird alles voll Schatten und der Boden kühl wie Stein. Neulich ihr Gesicht; sie glaubte, sie sei allein. Einen Schlag aufs Herz bekam ich von diesem unheimlichen Brütegesicht. — Für ihn möchte ich bleiben! Er ist nicht wie Du glaubst. — Sein Schritt im Schlafzimmer läßt mir halbe Nächte lang keine Ruhe.

SEKRETÄR: Schade um jeden verlorenen Tag!

LISSY: Vielleicht hast Du recht!

SEKRETÄR: Auf was willst Du warten?

LISSY: Gut! Mach Du dich los! — Geh'! Noch heute! Du wirst hundert Vorwände haben! Aber schließ' die Türe geräuschlos hinter Dir zu und lasse ihn! Ich bitte Dich. — Warum Du gegangen bist, das will ich ihm sagen. — Dann komme ich nach. — *(Zu den Bildern)* Adieu Museum! — Geld will ich verdienen, Konzerte will ich geben! Und sie, sie soll den großen Familiennamen nächstens auf den Plakatsäulen lesen. — Bist Du zufrieden? — *(Liebend)* Wir zusammen in der Stadt —

SEKRETÄR: Wir lassen die Zeit sausen! — Aber ich drücke mich nicht! Nenn' mich schamlos, taktlos! Die vornehme Schneckenhaus-Technik, wirklich nur Feigheit und Dünkel, mache ich nicht mehr mit. — Takt! Takt! Ich kenne diesen Takt! Man kann viel davon haben und die Herzlosigkeit selbst sein. Ich bin für aufgerissene Türen. Ich habe nichts zu verbergen! — In dieser Raritäten-Galerie soll mit Pflastersteinen gespielt werden! Nicht mit Gummibällen! —

LISSY *(ängstlich besänftigend)*

SEKRETÄR: Was hast Du?

LISSY: Ich — fürchte Dich fast. — Was ist denn über Dich gekommen?

SEKRETÄR: Ein Mensch! — Du läßt mich ja nicht reden.

LISSY: Nun wer?

SEKRETÄR: Martin Jochner. —

LISSY: Der! *(Berührt)* Mag ihn nicht. So ein Messergesicht. Was ich gelesen habe, so scharf! *(Stoßend)* Der stürzt alles, haßt alles! Und der soll hierher — und Sie haben — ihn?

SEKRETÄR: Schämen müßte ich mich, schämen, wenn es anders wäre.

DIENER *(kommt aus dem Garten. Sie fahren auseinander)*

LISSY: Nur Schröpfer!

DIENER *(mit einer Zeitung, rot angestrichen)*: Die Zeitung da lag hinterm Zaun auf dem Tulpenbeet.

SEKRETÄR *(zerstreut)*: Gut. *(Nimmt ohne zu lesen und legt die Zeitung hin)*

DIENER: Und sie marschieren schon ein.

SEKRETÄR: Wer denn?

DIENER: Die Arbeiter für die Feier! *(Ab)*

SEKRETÄR: Also! — War zuerst beim Professor wegen meiner Doktorarbeit. Hat alles gelobt. Hab' anklopfen wollen, was ich tun soll. Es war ihm ordentlich peinlich. So ein grauer Professor der Staatswissenschaft! Stellte sich taub. »Sache seiner Exzellenz!« Ich hätte doch nur zu redigieren! Immerhin mit meinem Talent! Wieder draußen, mit dem »Material« in meinem Schädel, auf dem Asphalt, in der Tunnelbahn. Licht, Lärm, Zeitungen: Ich hätte mich am liebsten in die Luft gesprengt. — Beim Umsteigen; im Gedräng, auf einmal vor einer Kirche, in einem Knäuel drinnen und ins Tor hineingeschoben. — Auf der Kanzel Jochner! Der haßt nicht, Lissy, der will uns nur alle vorwärtsbringen! Spricht für das neue Verantwortlichkeitsgesetz; rings die vielen Haufen, ruhig; alle staubig, ungewaschen. Spricht in jede Stirn, in alle Augen — vom Gewissen. Und in allen

stand es auf. — *(Unterbrechend)* Das klingt natürlich nicht für Dich! Ich weiß schon. — Davon ahnst Du ja leider so wenig, willst Du auch nichts ahnen!

LISSY: Nein! Nein!

SEKRETÄR: Am Schluß Abstimmung, Resolution. Alle Arme in die Höhe. Vor mir waren Krüppel; und mittendrin steigt eine Lederhand, schwarz und steif, bleibt hoch in der Luft, schwarzes Zeichen auf einer Stange, rührt sich nicht. Und ich auf Bank, gesund, jung, muß stillsitzen und schweigen, Krampf in den Fingern und Füßen, genau wie da *(zeigt auf Klubfauteuil)*, wenn er seine Mundwinkel macht, in sich hineindenkt und mich zum Schweigen zwingt; und bin nichts, darf nichts sein, weder der *(zum Schreibtisch)* noch der auf der Kanzel. — Lissy! Nur ein geborener Halunke kann überall zuhören und — schweigen.

LISSY: *(umschlingt ihn und küßt ihn auf die Augen)*

SEKRETÄR: Es war aus. Studenten begegneten mir, wollten zu ihm in die Sakristei. Ich ging mit. Er streckte allen die Hand hin, wieder eine Hand. Er sah mich so zuversichtlich an, ich nahm sie. Er frug, was ich vorhätte, was ich arbeiten wollte, Ich war überschwemmt — mit gutem Glauben und Zutrauen. — Hätte ich wieder schweigen sollen? — Es mußte einfach alles aus mir heraus. Was hier geschieht und was ich durchgemacht habe. — So war's.

LISSY: Und nun?

SEKRETÄR: Froh bin ich, dankbar bin ich. Neugeboren.

LISSY: Verzerrt siehst Du aus! Der leibhaftige Untergang!

SEKRETÄR: Ich habe nur wenig geschlafen. Ein solcher Anfang ist schwer. Alles saß in dieser Nacht auf meiner Brust.

LISSY: Ich stehe ja bei Dir, ich kann gar nicht anders. Und hör — ich will mitgehen, das nächste Mal, in eine solche Versammlung. Ich weiß auch was Elend ist. — Aber jetzt! Du hast es hereingebracht! — Das Zimmer, die Wände, der Garten, alles in einem finstern Dampf!

SEKRETÄR: Lissy!

LISSY: Ich habe es in den Ohren! Dieser Mensch wird kommen — Gepolter und Krach.

SEKRETÄR: Wird ihm nicht einfallen. Er faßt es anders auf. Er hat keine Ahnung. Er glaubt sogar, er bringt ihn weiter voran. — Du solltest nur begreifen, wie wenig Jochner an sich denkt. Und dabei *(nach dem Manuskript auf dem Schreibtisch greifend)* müßte hier unbedingt sein Name genannt sein. — Jochner h a t nämlich — das hab' ich von »i h m« selbst — wie nur irgend einer v o r a u s g e s e h e n; hat seinerzeit g e w a r n t. Auch »i h n« hat er gewarnt. Persönlich und öffentlich. Vor dieser Konferenz von Rinos hat er sich die Beine abgelaufen, hat er sich heiser geschrien. Die Folge war, daß er mundtot gemacht wurde. — Du müßtest Dich einmal eingehend mit diesen Sachen befassen, um zu begreifen, was da alles auf dem Spiel stand, was da versäumt worden ist, und sich später gerächt hat. Diese Konferenz war ein Grundstein für unsere verpfuschte Politik. Scharen neuer Feinde! — Berge von Unheil wären nicht gewesen. Alles wäre leichter zu tragen gewesen. — Und das sieht »e r« nämlich ein. — Aber weißt Du, was er von Jochner sagt? — »Dem Mann Pfauenfedern auf den Hut stecken, weil er zufällig recht behalten hat? Unter hundert Propheten behält immer einer recht!« Und in zehn Jahren würden vielleicht diese internationalen Demokraten und Friedensschwärmer wieder von Staatsmännern seiner alten Art ersetzt sein! Alles sei nur ein Kreislauf! So ist er. *(Fängt an nervös zu blättern)*

LISSY: Gleich, alles gleich! — Den Mann herzubringen, ist — geschmacklos!

SEKRETÄR: Den Geschmack habe ich. Wer da *(wegwerfend über das Manuskript hin)* hineingebissen hat, verzichtet für immer.

LISSY: Er wird Sie verachten! — Gäb' es doch einen Ausweg! *(Zur Türe, entschlossen)* Nur so zusehen? Ich will — vorher zu ihm, sofort!

SEKRETÄR: *(entdeckt die Streichungen; sich mit den Blättern in die Tür stellend)* Aha! — Nein! Jetzt erst recht nicht?
LISSY: Wie unversöhnlich Sie sind!
SEKRETÄR: *(fest)* Meinetwegen unversöhnlich.
LISSY: Ja: unversöhnlich! *(Den Rücken zu ihm; ab durch die rechte Hintertüre)*
SEKRETÄR: *(allein; wischt den Schweiß, ordnet das Manuskript, und nimmt die Zeitung zur Hand. Steht überlegend und rafft sich zusammen. Liest. Ueberraschung)*

SECHSTER AUFTRITT

BARONIN *(durch die Gartentüre)*: Guten Tag!
SEKRETÄR: *(Zurückhaltende Verneigung)*
BARONIN: *(mißtrauischer Blick auf die Zeitung)*: Neues?
SEKRETÄR: Bemerkung über den Herrn Minister!
BARONIN: Wo?
SEKRETÄR: Metropol-Zeitung.
BARONIN: Natürlich gehässig?
SEKRETÄR: *(Zeitung vor sich)*: Hinweis auf die hiesige Feier. Leitartikel zu Ehren Basters. Wird, wie er es verdient, als Vorkämpfer gewürdigt.
BARONIN: Und wir?
SEKRETÄR: Ein paar Worte über das neue Gesetz und über Martin Jochner, der am Hause spricht. In einer anderen Spalte steht: »In der Umgebung der Stätte, die uns dereinst Joseph Baster, diesen tapferen Vorkämpfer der Demokratie geschenkt hat, verbringt seine alten Tage Herr von . . . *(Name unverständlich)*, einer unserer ehemaligen Diplomaten, eine längst in der Versenkung verschwundene Persönlichkeit. Wie man jüngst hörte, schreibt er seine Denkwürdigkeiten nieder.« Ich weiß nicht, ob sich Frau Baronin weiter interessieren? —
BARONIN *(ungeniert)*: Fahren Sie ruhig fort!
SEKRETÄR: Es heißt noch: ».Wir erwarten, obzwar wir keine großen Illusionen haben, daß sein Buch nichts weniger als eine eitle Selbstbespiegelung, vielmehr ein verspätetes und reumütiges Bekenntnis zum Geist unserer Tage werde, dem freilich die frühere politische Tätig-

keit dieses Mannes, der sich stets als rückgratloser Diener der alten und gottlob beseitigten Kamarilla betätigt hat, entgegengesetzt gewesen ist. Unvergessen bleibt ihm, wie er auf der internationalen Konferenz von Rinos als pflichtmäßiger Gewittermacher aufgetreten ist.«

BARONIN *(gehörlos; sich niedersetzend und den Sekretär zum Sitzen einladend):* Mein Mann braucht das nicht zu sehen. — Mit Ihnen habe ich wegen seiner Gesundheit zu sprechen. —

SEKRETÄR *(bleibt stehen):* Ich denke —

BARONIN: Was?

SEKRETÄR: Daß der Arzt zuständig ist.

BARONIN: Es handelt sich um Sie. Ich glaube etwas bemerkt zu haben.

SEKRETÄR: Zu Ihrer Verfügung.

BARONIN: Nur meine persönliche Beobachtung. Mein Mann ist in letzter Zeit auffallend beunruhigt. Ich glaube die Ursache zu kennen.

SEKRETÄR: Ich bitte!

BARONIN: Sie — sind die Ursache! Wenigstens zum Teil!

SEKRETÄR: Ich bedaure —

BARONIN: *(sicher):* Mein Mann ist leidend. Seit Wochen verschlimmert es sich. Sie sind nur wenige Stunden im Haus und können nicht urteilen. Ich halte es für meine Pflicht mich an Sie zu wenden.

SEKRETÄR: Selbstverständlich. Meine Schlüsse —

BARONIN: Sie haben gar keine Schlüsse zu ziehen, es soll bleiben wie es ist. Aber ein Irrtum ist aufzuklären.

SEKRETÄR: Auf meiner Seite?

BARONIN: Ich meine Ihre Tätigkeit in unserem Hause.

SEKRETÄR: Ja, da ist Unklares.

BARONIN: Ich habe jetzt *(auf den Schreibtisch deutend)* gelesen. *(Ferne Blechmusik, Stimmen)* — Schon der Ton! — Jeder Brief von mir ist höflicher. Mein Mann hat sich viel vornehmer, ritterlicher ausgedrückt. — Unser Stil ist es nicht — kleidet uns nicht. Mir zu kurz und zu hart. Paßt auch nicht zu den Photographien. Sie wissen doch, daß unsere Aufnahmen sehr gut sind.

Vieles ist im »illustrierten Salonblatt« erschienen. — Aber das wird sich bessern lassen.

SEKRETÄR *(zur Seite)*: Durch eine windstille Persönlichkeit.

BARONIN: Wie?

SEKRETÄR: Ich begreife: Der Text sollte mehr auf die Bilder angelegt werden, wie im »illustrierten Salonblatt«.

BARONIN: Ja! — — Was ich noch wunderlicher finde: Wir sind hier *(das Manuskript lässig berührend)* meistens hinter dem Vorhang; sogar in wichtigen Momenten. Was ist denn aus meinem Tagebuch geworden? *(Blätternd)*

LISSY *(durch die rechte Hintertüre ohne zu klopfen; Blumen in der Hand)*: Blumen für den Onkel!

BARONIN *(nickt lesend, ohne aufzuschauen)*: Danke!

LISSY *(gibt die Blumen in eine Vase; dazwischen)*: Bin gleich fertig — gar nicht gehört, daß jemand da ist. — So! — *(Flüsternd und scharf zum Sekretär)* Tun Sie es nicht! Um keinen Preis! — Heute abend wie immer!

SEKRETÄR: *(unnahbar)*

LISSY *(ab)*

BARONIN: Nur immer eine Menge von so allgemeinen Betrachtungen. Und klingen beinah feindselig. —

SEKRETÄR: Gegen wen feindselig?

BARONIN: *(immer noch gemessen)*: Gegen Angehörige unserer Kreise, für die das Buch bestimmt! — Wenn auch mein Mann alles Mögliche notiert hat! Mußten Sie mit solchem Fleiß das unfreundlichste sammeln?

SEKRETÄR *(ebenso)*: Ich möchte die Unterredung lieber in Gegenwart des Herrn Ministers fortsetzen.

BARONIN: Ich bitte nur um Rücksicht! Für die Gesundheit meines Mannes! Er ist verwandelt. Und warum? — Er wird gegen seinen eigenen Willen zugeritten! Für Zwecke, die sicher nicht die unsrigen sind! Und das fühlt er.

SEKRETÄR: Ich muß sehr widersprechen.

BARONIN: So! — Dann bitte ich um Erklärung, wie diese letzten Blätter *(Hand auf das Manuskript)* zustande gekommen sind.

SEKRETÄR: Nicht zustande gekommen sind.
BARONIN: Wie so?
SEKRETÄR: Der Herr Minister hat alles gestrichen.
BARONIN: Gestrichen?
SEKRETÄR: *(zeigend):* Bitte hier — und hier — und alles.
BARONIN: Oh, also doch! Er hat sich besonnen. Lauter Ausfälle und Anspielungen! Das strotzte nur so! Vor allem am Schluß! Was wir ertragen haben, unmittelbar ehe wir außer Dienst gingen — die letzten Tage im feindlichen Ausland, diese Abreise mit unserer ganzen Mission; es war doch schrecklich genug.
SEKRETÄR: Und was nachkam — Für die Andern?
BARONIN: Nun, ich wünsche Ihnen nicht, daß Sie Ähnliches erleben. — Mein Mann und ich zwei Wochen kein Auge zugemacht. Alle Diners plötzlich abgesagt. Schon vorher im Palais keine Tischordnung mehr möglich — Absage auf Absage — immer peinlichere Situationen — — Nach dem Ultimatum hat man uns vor der Kanzlei die Hunde vergiftet — Die Dienstboten nicht mehr auf die Straße zu schicken — Besuche bei intimsten Freunden, mit denen wir uns immer glänzend vertrugen, unliebenswürdig abgewiesen — — Die Verbeugungen immer kürzer — schließlich haben sich die Lakaien kaum mehr verbeugt — eine Unfreundlichkeit nach der andern — — und am letzten Tag mit Polizisten und untergeordneten Beamten in Mietwagen auf den Güterbahnhof gejagt — wir in den Zug geschoben — zum Abschied nicht einmal Coup de chapeau — — Davon steht nichts!

(Zwei Arbeiter, festlich mit roten Nelken, erscheinen im Garten. Blechmusik näher, gleich darauf verhallend)

SEKRETÄR *(erblickt sie):* Jemand im Garten! *(Ihnen entgegen bis zur Türe)*

SIEBENTER AUFTRITT

DER ERSTE ARBEITER *(grüßend und erwartungsvoll zum Sekretär):* Morgen! Wir wollten mal nachsehen
BARONIN *(hinausrufend):* Eingang für Lieferanten ist hinten!

DER ZWEITE ARBEITER *(zum andern):* Nu' grad von vorn! *(Er sieht musternd vor der Türe am Hause herauf)*

SEKRETÄR: Meine Herren —

ZWEITER ARBEITER: Nicht mal 'ne Fahne hab'n die für so'n Tag!

BARONIN *(sich erhebend):* Was wollen die Leute?

ERSTER ARBEITER: Die Leute wollen 'n bischen den Herrn Gesandten sitzen sehen, so beim — *(macht Bewegung des Schreibens).* Kleines Vergnügen mitnehmen.

BARONIN: Unerhört: *(Hoch)* Schröpfer! *(Schellt zur Rechten)*

SEKRETÄR: *(gleichzeitig):* Meine Herren, der Minister ist augenblicklich nicht da und — *(sich zu ihnen neigend, unverständlich)*

BARONIN *(umherfahrend, dazwischen wütend wiederholend):* Meine Herren! — Schon wieder meine Herren! *(Türe nach links aufreißend)* Hugo! Hugo! *(Rechts abermals klingelnd)* Eine Unverschämtheit!

ZWEITER ARBEITER *(laut unter der Türe):* Na, die Frau Exzellenz tut ja ordentlich scharf! *(Mit erhobener Stimme hinein)* Lassen Sie sich's gut bekommen!

BARONIN *(wie vorhin):* Hausfriedensbruch! Wo bleibt denn Schröpfer!

SEKRETÄR *(zu den Arbeitern; beschwichtigend):* Geben Sie es auf!

ZWEITER ARBEITER: Wir hab'n uns das in den Kopf gesetzt. — Für die Madam' werden w' 'n andersmal 'n Radieschenbukett mitbringen.

ERSTER ARBEITER: Ma, wird doch so 'n Weg nicht umsonst machen.

BARONIN *(außer sich; rufend):* Hugo! *(zum Sekretär):* Sind wir schutzlos? — Warum telephonieren Sie nicht nach dem Landjäger! — Oder fassen Sie selber zu!

SEKRETÄR *(beachtet sie nicht)*

ERSTER ARBEITER *(mit einem Schritt über die Schwelle):* Aber da will ich auch noch drauf zuwarten! Ich heiße Fischer.

ZWEITER ARBEITER *(ebenso)*: Mein Name ist Schimmelmann. Nach mir kann jedes nachschaun, wo's will. Ich -stell' mich her.

SEKRETÄR *(weicht)*: An mir liegt es nicht.

ZWEITER ARBEITER: Dann besorgen Sie uns mal den Hausherrn!

SEKRETÄR: Ich habe nicht zu entscheiden. — Wenden Sie sich an — Frau Baronin!

BARONIN: Ich danke! *(Unaufhörlich klingelnd; dazwischen)* Schröpfer! Schröpfer!

ZWEITER ARBEITER *(gleichzeitig, zum Sekretär)*: Wer sind Sie?

SEKRETÄR: Bin hier nicht zu Hause.

ERSTER ARBEITER *(gleichzeitig, wieder einen Schritt vor)*: Ich habe mich vorgestellt. Ich bin wer.

BARONIN *(ebenfalls gleichzeitig)*: Ein Skandal! *(Flüchtet links zur Türe)*.

ERSTER ARBEITER: Freundliches Gasthaus!

ZWEITER ARBEITER: 'N Wunder, wenn's anders wär'.

ACHTER AUFTRITT

BARON *(von links, der Baronin entgegen. Dunkelblauer doppelreihiger kurzer Anzug, geschlossen; rote Ordensrosette am linken Umschlag; Krawatte durch goldenen Ring; geknöpfte Lackschuhe. Zuerst unschlüssige Haltung)*

BARONIN: Sonderfeier für uns! — Bitte mach' Du ein Ende!

SEKRETÄR: Die Herren haben sich angemeldet und wollen Exzellenz durchaus begrüßen!

BARONIN *(gleichzeitig)*: Diese Herren!

ERSTER ARBEITER *(sich nochmals vorstellend)*: Fischer.

ZWEITER ARBEITER *(ebenso)*: Schimmelmann.

BARON *(faßt sich; bedeutet der Baronin: Schweigen; in Positur zu den Arbeitern, nicht unfreundlich)*: Was führt Sie zu mir, Herr Fischer und Herr Schimmelmann!

ERSTER ARBEITER *(näher)*: 'N Morgen! — Ich hab's gewußt, Sie sind anders als die Frau von Baronin.

ZWEITER ARBEITER *(ebenso)*: Grob lassen wir uns nicht kommen.

SEKRETÄR *(vermittelnd)*: Mißverständnis.

BARON: Kommen Sie im Auftrag des Fest-Komitees?

ERSTER ARBEITER: Mit 'm Programm hat es nichts.

ZWEITER ARBEITER: Wir kennen uns sonst aus, in der Gegend.

BARON: *(erleichtert)*: Demnach in eigener Angelegenheit?

ZWEITER ARBEITER: Das grad nicht.

BARON: Ja, was denn?

ZWEITER ARBEITER: Es ist weiter nichts Wildes. — Wir sind Männer, die von allem 'n Begriff haben wollen. — Wir interessieren uns. — Soll uns keiner nicht abhalten. — Jeder hat's Recht.

BARON: Also meine Bekanntschaft und eine Aussprache! *(Verbindlich)* Bin bereit! *(Zu allen; überzeugend)* Dazu hätte es keiner Umstände bedurft. Verschließe meine Tür niemandem. Ist jedermann bekannt. Wer ein menschliches Wort reden will — mir persönlich und privat willkommen. — Offizielles habe, selbstverständlich, nicht mitzuteilen. Öffentlichkeit muß ich verweigern.

ERSTER ARBEITER: Da komm' ich nicht mit. — Ich für mein' Teil hab' für's Öffentliche ein und 'n selben Löffel wie für's Private. Alles aus einer Schüssel. Aber — *(Gutmütige Gebärde)*.

BARON *(heran, klopft ihm auf die Schulter)*: Aber, wollen Sie sagen, mein bester Freund: So gut hat's mal eben nicht jeder! — Na, kurz! Alles andere gehört nach meiner unmaßgeblichen Ansicht nicht hierher: Wir sprechen als Menschen und sind unter dieser Voraussetzung einander absolut gleich. — Hindernis sehe ich nicht. — Wer keine bösen Absichten hat, wird diesem Augenblick keinen Unterschied ausrechnen.

ERSTER ARBEITER: Wir schon nicht! Vom himmelblauen Blut gibt's auch nur rote Nasen. Wissen wir. *(Lacht)*

BARONIN *(unterdrückt einen wütenden Ausruf. Fortan meist in versteinerter Haltung)*

SEKRETÄR *(ernst und scharfbewegt hinter den Arbeitern)*

ZWEITER ARBEITER *(vorstoßend)*: Sie hab'n da zum Beispiel 'ne hübsche Fahnenstang' auf'm Hausdach!

BARON: Auf der Zeit meines Hierseins noch niemals buntes Tuch aufgezogen worden ist. — Ohne mich entschuldigen zu wollen!

ZWEITER ARBEITER: Wenn's ihrer mehr sähen, tät's Ihnen am End' ein kleines Ständchen mit Tusch eintragen. Unsere Bläser haben dafür 'ne eigne Luft.

BARON: Traue der Gesamtheit Ihrer Herren Kollegen zu, daß sie Gewohnheiten eines Mannes, der sich in nachweisbarer Abgeschiedenheit allen öffentlichen Veranstaltungen entzieht, voll zu würdigen weiß. Jede bewußte Unhöflichkeit liegt mir fern. — Außerdem war mir bekannt, daß sich mein Haus nicht im Festrayon befindet.

ZWEITER ARBEITER: Und wenn's drinn' wär'?

BARON: Wäre ich gewiß der Letzte, der sich einer allgemeinen Vorschrift widersetzen würde. — Genügt Ihnen das? — Ja, meine Herren, hinter den Kulissen hat manches einen andern Anstrich. — In meinen Jahren will man endlich 'n stilles Fenster. Möchte **den** kennen, der dann die Flinte auf brave Leute anlegt! Sollen ihm, zum Kuckuck, auch Steine ans Glas fliegen! Ich habe, weißgott, genug strenge Zeit hinter mir. — 'N bösartiger Spielverderber sieht anders aus! Werden Sie zugeben!

ERSTER ARBEITER: Wird schon so sein!

BARON: Und wie wir hier beisammen sind, wünschen wir uns doch alle ein und dasselbe: Ungestörten Frieden mit Neben- und Mitmenschen! *(Mit erledigender Wendung)* Damit dürfte —

ZWEITER ARBEITER *(unterbricht ihn)*: Es gibt 'n Frieden und gibt 'n andern Frieden, wo m's im Rücken hat, daß einer gern so *(macht einen Fußtritt vor)* machen möcht'.

ERSTER ARBEITER: Es hat heut 'was in der Zeitung geklingelt.

BARON: Über Zeitungsgeschreibsel sind wir alle erhaben.
ZWEITER ARBEITER: Herr Baron! Unsern Kaffee haben Sie früher grad' nicht gemahlen. Meinen die in der Zeitung. — Und Sie schreiben an so 'm Buch.
ERSTER ARBEITER: Und 'm weiß nicht, ob 's mit 'ner alten Latern' oder mit 'ner rechten Beleuchtung fahrt.
ZWEITER ARBEITER: Wir sind für 'n strammes Bogenlicht.
BARON: Was die Presse ohne jede Ermächtigung über mich bemerkt hat, weiß ich nicht. Will es auch nicht wissen. Lege ich zu den ungerechten Anfeindungen, denen man in exponierter Stellung immer ausgesetzt ist. — Gegen diese Schützen aus dem Hinterhalt bin ich abgestumpft. — Allen kann es nicht einmal die Gutmütigkeit selber recht machen. — Stimmt das oder stimmt es nicht! — Haben Sie, haben Ihre Kreise keine Gegner?
ZWEITER ARBEITER: Na nu' 'ne Erholungspause! — Das heiß' ich gefragt! Wenn m' selber von der gewissen großen Lokomotive gewesen ist, die uns ins Pech gefahren hat.
ERSTER ARBEITER: Wir hab'n 'n Gedächtnis.
BARON (*freundliches Erstaunen*): Und?
ERSTER ARBEITER: Na da red't m' ja nicht erst.
BARON: Verehrtester, wenn Sie damit behaupten wollen, daß ich zu den erwiesenen Gegnern Ihrer Partei gehört habe, so ist Ihr Gedächtnis schlecht! — Meine dienstliche Tätigkeit können Sie von vorne nach hinten und von hinten nach vorne durchblättern! Ich bin Diplomat gewesen. Keinen Tag meines Lebens habe ich mit innerer Politik zu tun gehabt! Das wollen wir bei diesem fröhlichen Zwischenfall in getrennte Schubladen legen.
ZWEITER ARBEITER: Ich mein' so, daß das alles nur 'ne einzige Küche is'.
BARON: Wenn Sie wollen — ja! Aber auch in der größten Küche kann jeder nur für die eigene Arbeit

verantwortlich gemacht werden. Ressort überall! *(Erleuchtet)* Arbeitsteilung! — Muß ich doch Ihnen nicht vorerzählen! — *(Zum ersten Arbeiter)* Was sind Sie?

ERSTER ARBEITER: Holzarbeiter, beide. Leisten und Rahmen, beide. Vierhundert sin' w' zusammen. Und alle eingeschrieben. Nicht zu knapp!

BARON: Und Ihre besondere Beschäftigung in der Fabrik?

ERSTER ARBEITER: Profile.

ZWEITER ARBEITER: Ich schneide zu.

BARON *(auf ein Bild deutend)*: Und zum fertigen Rahmen trägt jeder nur bei. Für den fertigen Rahmen können weder Sie noch Ihr Freund zur Rechenschaft gezogen werden. Den werden Sie schwerlich als Ihr persönliches Produkt ansprechen lassen. Bekümmern sich womöglich nicht, was da am Ende wird.

ZWEITER ARBEITER *(zur Seite, die Bilderrahmen musternd)*: Gute Arbeit!

ERSTER ARBEITER: Ob wir uns bekümmern! Wir sind 'ne Genossenschaft. Mit alle zwei Augen muß 'n jedes auf alle Finger schaun! — Das könnt anders schön auseinanderklappen! — Soll einer nicht! Der fliegt in 'm runden Bogen 'raus!

BARON *(überstürzend)*: Aber jeder wird aufmucken, wenn ihm — wollen wir sagen — etwas angekreidet wird, wofür er nichts kann! Was? — Das haben Sie wie ich! Was uns nicht ist, lassen wir uns nicht auf n' Rücken packen! *(Mit Entschluss)* Und darauf, meine Herren, soweit Ihre Zeit gestaftet, zum Schluß 'ne Friedenszigarre! — *(Lädt zum Rauchtisch ein)* Greifen Sie zu!

ZWEITER ARBEITER: 'N Tabak kann ich nur ohne Kleister. *(Dankt, zieht seine Pfeife und stopft)*

ERSTER ARBEITER *(gleichzeitig)* Mit Erlaubnis! *(Nimmt und zündet an)*

ZWEITER ARBEITER *(neben den Bildern)*: Mit der Musterausstellung könnt' m' n' Laden aufmachen. — *(Sachverständig)* Alles von Hand!

BARON *(überhörend, zwischen dem Anrauchen)*: Eines möchte

ich Ihnen anvertrauen: Mir persönlich ist immer klar gewesen, was man unserer Arbeiterschaft und — berechtigten Ansprüchen schuldig ist. — Leider ist das nicht so bekannt. — An meinem Platz hat es mir nur an Gelegenheit gefehlt — dieser Empfindung stärkeren Ausdruck zu geben.

ERSTER ARBEITER *(tröstend)*: Sowas kann m' ja nachholen. N' weiteres meinen die nicht, da in der Zeitung, und von wegen dem Buch.

ZWEITER ARBEITER *(pufft ihn)*: Für Dein' Handel müßt' m' was anderes unter's Glas geben.

ERSTER ARBEITER *(wehrt ab)*

BARON *(zum ersten Arbeiter)*: Gewisse Geschmacks- und Meinungsverschiedenheiten müssen wir uns nebenbei gegenseitig bewilligen!

ERSTER ARBEITER: Da bin ich auch für. —

ZWEITER ARBEITER: Seine Frau hat s' kleines Magazin mit fertige Bilder.

BARON *(flüchtig entgegennehmend fährt fort)*: Niemand mag sich gegen den Strich einspielen lassen. Wir wollen auf unsere Façon frei sein und bleiben. Unsere Richtschnur — unangetastete Ueberzeugung.

ERSTER ARBEITER: Mit 'ner Portion Mann im Leib laßt m' sich nicht hinundherpfeifen. — So is' es!

ZWEITER ARBEITER *(immer noch vor den Bildern, pufft ihn wieder)*: Fachmann! *(Steuert ihn vor die große Bilderwand)*

ERSTER ARBEITER *(prüft)*: Die Rahmen sind gut. Viel für's moderne Geschäft is' nicht drinn'. *(Zum Baron)* Was sich so 'ne Kundschaft übers Sofa hängt! Das wechselt Ihnen! Das wechselt! 'N berühmtes Kopfporträt hat nur seine Jahr. Auf einmal bleibt's Ihnen liegen und geht nicht zum Laden 'naus. Der Mann is' erledigt. Das Bild is' erledigt.

ZWEITER ARBEITER: Kann einer dann noch so oft abphotographiert sein! Erledigt is' er! *(Böllerschuss; alle horchen auf)*

ERSTER ARBEITER: Aber jetzt müssen w'! Das wär' ja! 'N Donner! *(Zieht den andern alles vergessend zur Tür)*

BARON: Gilt wohl Ihnen!
ZWEITER ARBEITER: Geht auf's Ganze! *(Böllerschuß)*
ERSTER ARBEITER *(unter der Türe)*: Da bullern sie wieder! — Nu hats geschlagen. — Adjes!
BARON *(freundlich grüßend)*: Wenn Ihre Bedenken zerstreut sind, wird es mich freuen. Bitte um unverbindliche Auffassung . . .
ZWEITER ARBEITER *(den Hut schwenkend)*: Wollen's mal verdaun. —
ERSTER ARBEITER *(im Gehen, fragend und deutend)*: Links oder rechts *(Böllerschuß)*
BARON *(ersucht den Sekretär, die Arbeiter zu geleiten)*
SEKRETÄR *(aufatmend auf sie zu)*
ERSTER ARBEITER *(sich nochmals umwendend)*: Und ich sag' auf Wiedersehn!
(Die Arbeiter mit dem Sekretär durch den Garten ab. Baron und Baronin allein. Große Pause.)
BARON *(finster nachblickend, für sich)*
BARONIN *(langsam wie aus einem Starrkrampfe erwachend richtet sich auf, rast durch das Zimmer. Vor die Gartentüre. Wischt mit dem Fuß Spuren im Sand aus. Zurück. Steht)*: Der Garten zertreten! Die Bilder schief! *(Schnuppernd)* Und dieser Geruch! — Ich kann nie wieder sauber werden!
(Böllerschuß)

NEUNTER AUFTRITT

DIENER *(von links. Gehrock, Hut. Zum Ausgehen bereit, verlegen)*
BARONIN: Wo w a r e n Sie denn?
DIENER: War beim Umziehen, Frau Baronin.
BARONIN: Wo ist die Baronesse?
DIENER: Sind ausgegangen.
BARONIN: Und Sie?
DIENER: Besorgungen.
BARONIN: Besorgungen jetzt?
DIENER: Ja — unsereiner muß sich auch im Dorf sehen lassen.
BARON *(hörend näher)*
BARONIN: Sie beteiligen sich — da unten? *(Böllerschuß)*

DIENER: Das muß ich doch. Das gehört sich so für unsereinen.
BARON *(zum Diener)*: Gehn Sie! *(Diener ab)*
BARONIN *(fällt in einen Stuhl. Schweigen)*

ZEHNTER AUFTRITT

BARON *(abrechnend)*: Anita! — Wer sich sehenswert macht, darf nicht über Zulauf klagen! — Deine Vorliebe für offene Türen und Fenster!
BARONIN: Früher standen die Menschen bleich und zitternd vor uns.
BARON: Ich danke dem Himmel! Ein Eklat ohnegleichen ist gnädig vorüber!
BARONIN: Es geht mir bis auf die Haut!
BARON: Wäre ich nicht gewesen: Wir hätten jetzt den Schmutz vor aller Welt! Die Reporterbande von dieser Feier hätte sich auf den Vorfall gestürzt, überall würden wir mit Hohn und Spott genannt.
BARONIN: Oh! Ich will in ein anderes Land! Unter andere Menschen!
BARON: Wohin denn?
BARONIN *(schweigt)*
BARON: Nicht mehr möglich. — Sei froh, daß es so ist!
BARONIN: Ich finde alles entsetzlich.
BARON: Schuld ist die überflüssige Ankündigung dieses Buches in der Zeitung.
BARONIN: Das war Dein Verleger!
BARON: Und es ist Dein Wunsch gewesen, daß mein Verleger diese Anzeige losgelassen hat.
BARONIN: Wollen wir streiten?
BARON: Nein! Aber wir dürfen nicht Vogel Strauß sein!
BARONIN: Ich höre.
BARON *(eröffnend)*: Ich weiß seit geraumer Zeit, daß ich Fehler begangen habe.
BARONIN: Du bist nicht wohl. — Das ewige Einerlei!
BARON: *(fortfahrend)*: Etwas steigt zu uns herein. Und

wenn wir auch alle Ritzen zustopfen: Es kommt — es kommt auf mich zu.

BARONIN: Sag' doch nicht solche Dinge!

BARON: Ich bin zu einer neuen Auffassung gekommen. — Ich hätte mich nicht zurückziehen sollen.

BARONIN: Was sonst?

BARON: Pferdezüchter, Sportdirektor, Parlamentarier, Schiffbauten, Gründungen, Hochfinanz. — Irgendwas!

BARONIN: Und ich — Frau Direktor — Danke!

BARON: Als ob man nicht ohnehin nur eine bessere General-Agentur für Fabrikanten und Händler zu betreiben gehabt hätte!

BARONIN: Aber doch in der Eigenschaft eines Ministers! Vergiß das nicht!

BARON: Alles wäre mir als ehemaligem Staatsbeamten vom Range eines solchen Ministers erreichbar gewesen. — Mußte es durchaus der Skat sein?

BARONIN: Hätten wir in der Zeitung inserieren sollen, um eine neue Stellung zu finden?

BARON: Weshalb nicht? Vielleicht hätte sich ein Ministerposten in Grönland gefunden. — *(Schweigen)*

BARONIN *(dulderisch)*: Bitte fahre fort!

BARON: Warum habe ich das Cello aufgegeben? — Als Botschaftsrat spielte ich die Variationen über das Lied an den Abendstern, daß alles begeistert war. — Wer wollte es nicht mehr? — Du!

BARONIN: Eben weil alles begeistert war. Ein berühmter Cellospieler hat keine diplomatische Laufbahn. Das hast Du damals selbst eingesehen.

BARON: Und die Gründe?

BARONIN: Die Gründe? — Philosophiererei! — Wir schlafen doch auch, und wissen nicht wie es zugeht. Ordnung muß sein. Das ist meine Philosophie. Wer immer Gründe sucht! — Die Dinge sind so wie sie sind. Das war so, ist so und wird immer so sein.

BARON: Darauf wäre eine Denkprobe zu machen!

BARONIN: Du quälst Dich. — Diese frechen Einbrecher haben Dich eingeschüchtert.
BARON: Das lassen wir jetzt, bitte!
BARONIN: Dein Cello ist übrigens noch da. Das Mädchen wird es Dir bringen.
BARON *(im Schreibtischsessel)*: Lag heute sehr früh wach. Als es Tag wurde, sah ich vom Bett hinaus. — Über dem Fensterbrett nur der grüne Hügel und Nebelstreifen. Der Morgen, weiß wie am Meer, zu mir ins Zimmer. War garnicht hier, weit weg. Wieder im Norden: Militärattaché; Villa an der Ostsee. —
BARONIN: Jugenderinnerung! — Könnte ich auch. — Älter werden wir alle.
BARON: Es ist nicht das. Ich frage mich, ob ich davon sprechen soll. Ich habe noch nie mit Dir darüber gesprochen.
BARONIN: Aber mit dem Sekretär?
BARON: Hat mit dem Sekretär nichts zu schaffen.
BARONIN: Was meinst Du?
BARON: Es hat sich mehrmals ereignet, ungefähr alle fünf Jahre. — An dem Morgen an der Ostsee zum ersten Mal. — Ich war die halbe Nacht mit einem Marineoffizier zusammen gewesen, nebenbei Maler, ein recht geistreicher und unterhaltender Mensch, hat aber leider bald den Dienst quittiert. Wir trennten uns spät. Was man so gehobene Stimmung heißt. — Ich war für mich, blieb auf, es wurde hell. Ein wirklich großartiger, ein feierlicher Morgen — — und da kam es. — — Dann wieder, kurz nach dem Kammerherrn-Schlüssel. In Rom, Fuchsjagd mit dem Hof. Ritt in der Campagna auf die untergehende Sonne zu. — — Und dann noch öfter: auf dem Golfplatz in Madrid, wunderbarer Regenbogen nach einem Gewitter; und bei dem ersten Empfang, den der Amerikaner in Peking gab. Im Botschaftspark Clair de lune. In der Halle die Sadory sang so schön.
BARONIN: Und was k a m denn da?
BARON: Jedesmal in sonderbarster Verfassung: Toll-

kirschen im Leib! Rausch, aber gefährlich! Vollständig verhexte Luft! — In zwei Hälften auseinander. Die eine Hälfte — ich, wie ich bin; die andere — von mir weg. Fremder Kurs, Flucht nach der andern Seite. Ich mit mir selbst über Kreuz.

BARONIN: Ich weiß nicht . . .

BARON: Ich hatte ganz einfach das Gefühl, als ob mein fester Standpunkt von oben nach unten geschüttelt würde. Als ob ich, als ob die Welt, als ob beides zusammen vielleicht ganz anders sein könnte. Als ob ich selber zupacken müßte, um alles mit der Wurzel auszureißen und umzukehren. Hab' mich jedesmal ordentlich halten müssen. —

BARONIN: Werden Magenstörungen oder Blutstauungen gewesen sein. — Merkwürdig, warum Du bisher . . .

BARON: Du wärest womöglich ärgerlich geworden. Du hättest es persönlich empfinden können. Wollte nicht in falsches Licht kommen. Deshalb habe ich verzichtet.

BARONIN: Ich werde mit einem Nervenarzt sprechen.

BARON: Ich sage Dir doch, daß es vorbei ist.

BARONIN: Und heute morgen?

BARON: Ja, heute morgen! — Es hätte mich fast erstickt! Eine Parade wüster Einfälle abnehmen müssen: Unbegreiflich krause Sachen! Regelrechtes Attentat! — Alles von dieser Schreiberei! — — Hab' zwei Stunden im Bett geglüht. — Stelle Dir vor: Ich wollte mir neue Arbeit zurechtlegen. Ja — und da fiel wie von draußen auf einmal wieder dieses Zeug über mich her: Gedanken — noch nachträglich graut mir. — Ich hatte Lust, Ideen hinzuschreiben, die noch kein Mensch ausgesprochen hat. — Eiskalte Wasserstrahlen spritzten auf die ganze lächerliche und eingebildete Welt mit samt allen Politikern links und rechts, allen Diplomaten und allerhöchsten Personen! Alles sauberspülen mit meinem großen Hydranten! Das wollte ich. — Eine wahre Umsturz-Wut hatte mich gepackt. Es ging unaufhörlich weiter. Und i c h hörte mir mit e i n e m Ohr und mit

klarem Verstand selber zu und begriff mich nicht. — Bin endlich 'raus. Auf die Beine gesprungen, Kleider über und hierher. — Da hörte es endlich auf.

BARONIN: Bei gesundem Verstand wirst Du Dir sagen müssen, daß das nichts weiter als krankhafte Empfindungen sind.

BARON: Ich fasse diese Stimmungen zwischen Nacht und Tag anders auf.

BARONIN: Anders? — Was willst Du sagen?

BARON: Etwas Wahres kann mitspielen. Vielleicht könnte es auf der Welt ohne die unglaubliche Dummheit und Gemeinheit der Menschen doch etwas anders zugehen.

BARONIN: Ich weiß stets, wie ich zu denken habe. Solche Schwärmerei kenne ich nicht.

BARON: Wir sind verschieden veranlagt. — Freue Dich, daß Du verschont bist — von diesen dunklen Instinkten.

BARONIN: Man kann etwas von sich fernhalten — und nicht.

BARON: In Wirklichkeit h a b e ich mich niemals unterkriegen lassen. Keinerlei solche Anwandlungen in Umlauf gebracht. Das ist Dir doch bekannt!. Also kannst Du unbesorgt sein!

BARONIN *(übergossen)*: Auf e i n e m Gebiet h a s t Du die eigentümlichsten Ansichten in die Tat umgesetzt. *(Wendet sich ab)* Die Liste Deiner Beziehungen zu gewissen Damen — ich will nicht daran denken, d a r f nicht daran denken, sonst —

BARON: Diese unangebrachte Ausgrabung — gerade in dieser Stunde? Wozu?

BARONIN: Damen, die nicht einmal eine Teetasse halten konnten, wurden v o r g e z o g e n. —

BARON: Das alles ist längst vorbei und jetzt nicht der Rede wert.

BARONIN: Gerade jetzt.

BARON: Nebenbei hast Du das alles von jeher in zehnfacher Vervielfältigung gesehen. —

BARONIN: Ich habe mich abgefunden wie sich eine

Königin abfindet. Und weil Du, abgesehen von diesen Gewohnheiten, bisher stets gewußt hast, was Du uns schuldig bist.

BARON: Nur bisher?

BARONIN: Diese letzte Enttäuschung ertrüge ich nicht — Ich bin nicht dazu geboren, mit Anderen Gemeinschaft zu machen. — Tu wie Du willst, ich kann nicht. Dieses Opfer — niemals.

BARON: Wer verlangt es von Dir?

BARONIN: Wir sind etwas gewesen, das uns nicht jeder Nächstbeste nachmachen kann. Man muß wissen, was man wert ist. — Und Du — schwankst!

BARON: Du irrst! Aber was nicht zu ändern ist, soll man nicht anrühren.

BARONIN *(Taschentuch)*

BARON: Deshalb keine Feuchtigkeit, Anita!

BARONIN: Du willst gewissen Leuten die Hand reichen!

BARON *(deutet hinaus)*: Diesen da?

BARONIN: Ja!

BARON: Keinen Finger! — Meinen Segen zu diesem neuen politischen Kartoffel-Paradies! Für mich hat es nichts Anziehendes. Geht mich nichts an.

BARONIN: Das tröstet mich wenigstens.

BARON: Ich brenne noch lange nicht ab. Bin derselbe. Kann 'rankommen was will.

BARONIN: Dein Wort?

BARON: Braucht es nicht. Hab' es mir selbst gegeben.

BARONIN *(erlöst)*

BARON: Und wenn ich allein übrig bleiben müsste.

BARONIN: Glücklicherweise gibt es noch mehr Menschen, die genau so denken wie wir.

BARON: Haben aber nachgerade in einem Jagdwagen Platz. — Gewisse Herren, von denen zwar ich nie viel gehalten habe, lassen bewährte alte Gesinnung prompt in Dunst aufgehen. Jeden Tag — neue Überläufer.

BARONIN: Lieber Treppensteigen, Kleiderputzen und auf Steingut essen, als mit ihnen!

BARON *(auf sie zu):* Gutes Herz!
BARONIN *(warm):* Hugo! *(Die Hand hinhaltend)* Nichts zwischen uns?
BARON *(mit Handkuß):* Nichts! Wahrhaftig nichts!
BARONIN *(echt):* Was habe ich mir gegönnt in den vielen Jahren? Jede Bäckersfrau hat mehr Freiheit, tut und läßt was sie will. Und wir? — Alle paar Jahre den Haushalt im Koffer. Einpacken, auspacken. Und alles vorgeschrieben. Unser Heim ein besseres Hotel, in dem jeder bedient werden mußte. — Ich wollte ja nicht, daß es anders gewesen wäre. Es mußte so sein. Habe es gerne getan; nichts weiter als Pflicht. — Und ich zweifle, ob jemand an unserer Stelle mehr geleistet hätte.
BARON: Bravo! — Wenn man heute auf diese dreisten Verleumder und Ehrabschneider hört! Dann — allerdings!
BARONIN: Was haben wir darauf zu geben?
BARON *(am Fenster):* Du hast recht! — In Gottesnamen sich zusammenreißen und strammstehen! Wozu hat man Uniform angehabt! — Aber *(schwächeren Tons)* müde wird man, richtig müde.
BARONIN: Hast Du eingenommen?
BARON: Vergessen. Zu viel im Kopf.
BARONIN: Erlaube! *(Mischt auf einem Tischchen Arzneitropfen und Wasser.)*
BARON: Lebensverlängerung. Oel in die Lampe. Muß an Kollegen Gortschakoff denken. Du sagtest doch neulich —
BARONIN *(tätig):* „Ich will nicht verlöschen wie eine qualmende Lampe, ich will abtreten wie ein Gestirn."
BARON: Aber Bismarck hat sich über diesen eitlen Stern am Diplomatenhimmel gründlich lustig gemacht.
BARONIN: *(kredenzend; er trinkt):* Und hat immerhin seine eigenen Memoiren geschrieben.
BARON *(absetzend; verändert):* Danke! Was mich anlangt, so ist meine Entscheidung getroffen. *(Auf- und abgehend)* Tu mir den Gefallen und höre mich vernünftig an: ohne zu denken, daß die Idee ursprünglich von Dir ausgegangen ist!

BARONIN: Sie kam uns gemeinsam.
BARON: Gemeinsam oder nicht.
BARONIN: Du hast Gewissensbisse.
BARON: Lächerlich! — Entschuldige: Aber es ist lächerlich. Finde kein anderes Wort.
BARONIN: Du hast von Haltung gesprochen.
BARON: Gestatte, daß ich mich verteidige! — Man kann nur Eines ganz sein. Wir wissen was wir sind. Alles klar. *(Wie vorher ihre Hand nehmend)* Das war es ja vorhin.
BARONIN: Also?
BARON: Also liegt auf der Hand, daß beides unmöglich ist.
BARONIN: Beides?
BARON: Allerdings. Entweder Insel, Ruhe und Würde, was sich für uns ziemt . . .
BARONIN: Oder —
BARON: Oder Straße, Gebrüll und Ekelhaftigkeit ohne Ende. Ziehe das Erstere vor.
BARONIN: Ich auch. Und das Buch?
BARON: Lasse ich fallen. Wird nicht publiziert.
BARONIN *(Bewegung)*
BARON: Unabänderlicher Entschluß. Hab' es bis da. *(Hand zum Mund)*
BARONIN *(empor)*: Hugo, bist Du einverstanden, daß ich noch diesen Morgen mit meinem Bruder spreche? Ich möchte sofort zu Uniko fahren.
BARON: Tu es! *(Außen Telephongeklingel. Stimme des Stubenmädchens)* Zu Uniko! Der schon zehn Jahre an seinem Stammbaum arbeitet, und das für die einzig wahre schriftliche Beschäftigung erklärt! Der seit einem halben Jahrhundert außer der Instruktion und dem Kursbuch nichts gelesen hat! — Haßt dergleichen. Seiner bin ich sicher. Braver, handfester Kamerad.
BARONIN: Ich bring' ihn her. — So können wir nicht fortmachen.
BARON: Nein! Das können wir nicht. *(Es klopft)* Herein!

STUBENMÄDCHEN: Der Maler hat wieder angerufen.
BARONIN: Was will er?
STUBENMÄDCHEN: Läßt fragen, ob die Türe zur Autoremise grün oder rot gestrichen werden soll.
BARON: Ich weiß nicht.
STUBENMÄDCHEN *(ab)*
BARONIN: Und wirst Du wenigstens sagen, was Dich bewogen hat?
BARON: Es hat sich herausgestellt, daß es eine Sackgasse wäre. Das Buch — führt zu nichts. — Der Anfang war gegeben; der erste Boden war sogar leicht. — Aber alles muß gewissermaßen in eine deutliche Spitze auslaufen. — Und diese Spitze hängt verschwommen in der Luft!
BARONIN: Als ob nicht alles wie es gewesen ist — zusammengestellt werden könnte! Nach meinem Gefühl schreibt sich das automatisch hin. Abgesteckte Arbeit. — Wenn sie nur korrekt angefaßt würde!
BARON: Das heißt: Man greift ins Archiv *(Schreibtischschubladen auf- und zustoßend. Mit Gesten)* Personalakten, Familiengeschichte, Zeitungsausschnitte, Unterredungen, Tagebücher und Briefe. — Saubere Abschriften, numerierte Beilagen — und der eingeforderte Bericht über das Leben seiner Exzellenz, außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Ministers, etcetera p. p. ist diesseits vorschriftsmäßig zusammengestellt; und wird der vorgesetzten Behörde gehorsamst überreicht. — — Nein, liebe Anita! — *(Krachend)* Eine Autobiographie ist kein amtliches Verzeichnis mit Beilagen! Das reist nicht versiegelt mit dem Kurier! Das reist an die Öffentlichkeit! Da nützt mir nachträglich der ganze Betrieb von anno dazumal nichts! Von A bis Z nichts! Da bin nur ich da; und abermals ich; und wieder ich; und soll irgendwo hinaus und etwas sagen, das gilt! — Ja soll ich sagen, wie ich heute wirklich denke? Mach' Du es mir vor! Ich hindere Dich nicht! — Schreib' Du über die Konferenz! Schreib' Du, daß man mir zugemutet hat,

den politischen Flegel zu spielen und gutgesinnte Kollegen von der anderen Seite vor den Kopf zu stoßen! oder schreib' zum Beispiel, wie ich meinen Abschied bekam! — *(Scharf)* Damals hast Du plötzlich behauptet, Du begriffest alle Sozialdemokraten!

BARONIN: Dieser Abschied hat mich zehn Jahre älter gemacht.

BARON: Ich will kein komisches Gespenst sein und nur nachträglich selber Grimassen schneiden! Ich wünsche keine Zuschauer! — Ich habe keine Lust! Und damit Schluß! *(Streift das Manuskript ruckweise zu Boden)* Schluß! Schluß! — *(Ausfallend)* Und wenn uns beim nächsten Neujahr nurmehr fünf Menschen Gratulationskarten schicken! Das war es ja, was Dich so maßlos gekränkt hatte.

BARONIN: Das sagte ich nur so.

BARON: *(Zornig am Schreibtisch)*: Aber seit Monaten sagst Du es jeden Tag.

BARONIN: Ich hatte die besten Absichten.

BARON: Deine Vorstellungen!

BARONIN: Sie waren noch vor ein paar Minuten u n s e r e Vorstellungen.

BARON: Wir müssen auf unserer Reservation bleiben und schweigen. Gegenteil ist Strafe! — Wenn es nicht auffallen würde, ließe ich um dieses Haus eine zehn Meter hohe Mauer errichten.

BARONIN: Wofür wir auch noch Strafe verdient haben sollen! *(Sammelt die Blätter vom Boden auf.)*

BARON: Laß das!

BARONIN: *(Läßt sich nicht abhalten)*: Es sieht so sonderbar aus. — Eh' ich gehe. . .

BARON: Wie?

BARONIN: Ja, ich gehe.

BARON: Wohin?

BARONIN: Diese Frage!

BARON: Zu Uniko?

BARONIN: Wohin denn sonst?

BARON *(bläst in die Luft)*

BARONIN: Und ich bitte vor dem Abend nichts zu unternehmen *(Legt die Blätter auf den Schreibtisch. Zäh)* Abgemacht?

BARON *(grimmig)*: Ich bewundere Dich.

BARONIN: Ich bin mit Uniko zum Tee wieder da. — Du solltest ruhen. Du bist überanstrengt.

BARON: Leb' wohl!

BARONIN: Es ist erst elf Uhr. Es wird Dir zuviel. Versprich, daß Du schlafen wirst!

BARON: Im Krematorium.

BARONIN: Heute Abend wird alles anders sein. *(Hand)*

BARON: Leb' wohl! *(Baronin ab)*

BARON *(allein. Fernher wieder die Blechmusik. Er stampft auf. Wirft das Manuskript in den Schreibtisch. Baronin in Hut und Mantel durch den Garten. An der Türe:)* Elf Uhr! Elf Uhr! Dieser Tag hat zweimal zwölf Stunden. — Und strahlende Sonne scheint! — Daß doch eine Sonnenfinsternis käme! *(Wirft die Türe zum Garten zu. Es klopft)*: Bitte!

ELFTER AUFTRITT.

SEKRETÄR *(mit Stock, Hut und gefüllter Aktenmappe; Verbeugung; steif)*: Herr Minister!

BARON *(greift zur Zigarrenkiste)*: Zigarre!

SEKRETÄR *(erinnernd, schroff ablehnend)*: Danke! — *(Förmlich)* Ich habe dringend —

BARON *(nimmt selbst eine Zigarre, schneidet ab und zündet an. Dazwischen)*: Na denn allein! — Dringendes sagen Sie? *(Aufmerksam)* — Bin heute nicht mehr bei Appetit.

SEKRETÄR: Es ist unaufschiebbar.

BARON: Sollen Ihren Gefühlen freien Lauf lassen! — Vorher etwas für Sie! Legen Sie ab! Nehmen Sie Platz!

SEKRETÄR *(setzt sich in Klubfauteuil)*

BARON *(auf die Musik hörend)*: Dieser trostlose Lärm! — Hoffentlich ist die Bescherung endlich aus! *(Heftiges Rauchen; Musik verklingt)*

SEKRETÄR *(sieht unbeweglich in den Garten hinaus)*

BARON: Zwischen uns hat es neuerdings am letzten gegenseitigen Übereinkommen gefehlt.
SEKRETÄR (*Zustimmung; dann wie vorher*)
BARON (*fixiert ihn*): Da die Arbeit nicht auf vier Beinen sondern ausschließlich auf meiner Wenigkeit steht, hat das nur private Bedeutung. — (*Blick auf den Garten; beunruhigt*) Ist wieder jemand draußen?
SEKRETÄR: Nichts! Ich möchte nur selbst . . .
BARON (*wieder einsetzend*): Komme auf unsere Unterredung von heute morgen zurück.
SEKRETÄR: Von heute morgen?
BARON: Von gestern.
SEKRETÄR: Gestern und vorgestern war ich abwesend.
BARON: Also vor drei Tagen: ist eins. — Unterdessen sind mir wider Erwarten Bedenken aufgestiegen. — Ganz allgemein. — Frage mich, ob sich nicht eher chronikale oder unterhaltende Fassung empfiehlt; meine: politisch zugeschraubt. Denn, daß mir fernliegt — anderes Lager zu stützen, muß ich heute kräftiger betonen, als es bis jetzt angezeigt war. Nachbarschaft mit bestimmten Gesinnungsgenossen — für mich ausgeschlossen. — Das wäre das.
SEKRETÄR (*aufstehend; fest*): Sehr wohl! Und nun darf vielleicht auch ich sagen, was ich vorzubringen habe!
BARON: Ja, Verehrtester — ich kann mir's nicht in den Hals rutschen lassen. — — Schwarz ist schwarz weiß ist weiß: Man muss es beim Namen nennen. Spanische Wände sind Verkehrshindernis. — Sie sollen sofort Ihre Raketen abschießen! Verwehre es Ihnen nicht. — Wird aber gar keine Eile haben; setzen Sie sich in aller Ruhe nochmals hin und lassen Sie sich Zeit! Klappt es dann gut. Und klappt es nicht — na dann werde ich weiter sehen. Schwierigkeiten gebe ich zu. Kann mich unter Umständen beherrschen. Man muß nicht so plötzlich sein. — (*Absetzend*) Ja! — Und noch eine Kleinigkeit. Betrifft Herrn Martin Jochner. (*Steht auf*)
SEKRETÄR (*frei*): Jochner kann jeden Augenblick hier sein!

BARON: Erstens wird er nach meinen Informationen schon hier *gewesen* sein und zweitens wird er eben jetzt die Freundlichkeit haben, uns wieder zu verlassen.

SEKRETÄR: Ich meine *(deutend)* hier.

BARON: Sie irren! Die Aufmerksamkeit dieses hohen Besuches! Nein, mein Lieber! — Fände ich nicht angebracht. *(Wieder im Zug)* Wenn auch diese Herren glauben, überrall wo sie erscheinen — leuchtet die Luft. Eben deshalb —

SEKRETÄR: Herr Minister!

BARON: Ich bitte zum letzten Mal ausreden zu dürfen — eben deshalb scheidet diese werte Person aus! Kommt nach neuem Rezept erst recht nicht in Frage. *(Die Achseln hoch)* Im Amt war er auf unserer Abteilung — eine regelmäßige Belästigung, die ich abfertigen mußte. Punktum. Und als ich wieder draußen war — seine Trompetenstöße in den Zeitungen gegen meine durchaus gegebene Politik — für mich im Ausland dauernde Geschäftsstörung. Ich halte mich auch heute noch keineswegs für widerlegt. — Bin jedenfalls dem Herrn in keiner Weise persönlich verpflichtet. — Ganze Position Jochner fällt aus Traktanden. Bereue, daß ich je diskutiert habe. Mir am liebsten, wenn Sie — vergessen. Und was Sie neulich angetönt haben: Daß man sich etwa gar in Verbindung setzen könnte — davon nichts mehr! — Was haben Sie sonst?

SEKRETÄR: Ich bitte Herrn Martin Jochner zu erwarten. Er wird kommen.

LISSY: *(vom Sekretär bemerkt, langsam im Hut durch den Garten auf das Haus zu)*

BARON: Woher wissen Sie?

SEKRETÄR: Von ihm selbst.

BARON: *(Hände an Schläfen)* Was!

SEKRETÄR: Ich konnte nicht anders.

BARON: Bin ich toll? — Sind denn alle toll? — Ist noch Scham auf Erden? Sie gingen und trafen Abmachungen?

SEKRETÄR: Nicht so!
BARON: Sie haben hinter meinem Rücken gehetzt!
SEKRETÄR: Nein!
BARON: Noch nie ist ein Mensch in meinen Augen so tief gesunken.
SEKRETÄR: Beleidigungen stecke ich ein.
BARON: So wie Sie sich über heiligste Pflicht hinweggesetzt haben. — In diesem Hause ist für Sie kein Platz mehr.
SEKRETÄR: Hab' ich mir selbst gesagt. Ich bin gekommen, *(Aktenmappe auf den Schreibtisch)* mich zu verabschieden.
BARON: Verabschieden? — Werden sehen, ob nicht das Strafrecht —
SEKRETÄR: Ich fürchte nichts.
BARON: Sie haben wohl nachgeschlagen!
SEKRETÄR: Habe mir nichts vorzuwerfen.
BARON *(schlägt auf den Tisch; Geräusch im Musikzimmer)*
SEKRETÄR *(legt ihm seinen Stock vor)*: Bitte sich zu bedienen! — Um meinetwillen darf kein Zwang sein. —
BARON: Keine Possen! — Haben Sie sich einer unerhörten Indiskretion schuldig gemacht oder nicht? Ja oder nein?
SEKRETÄR: Nein, nein und wieder nein!
BARON: Dann rechtfertigen Sie sich!
SEKRETÄR: Ich will allen Menschen frei ins Gesicht sehen. Keinen Strick um den Hals. Aussprechen, was ich denke.
BARON: Sprüche! Phrasen! In meinem langen Leben bis zum Überdruß gehört! Auf solchen Stelzen lasse ich mir nicht kommen.
SEKRETÄR: Ich bin nicht überdrüssig!
BARON: Wenn Sie weiter nichts wissen!
SEKRETÄR: Nicht mehr viel. — Wozu auch? — Hier in diesem Zimmer ist jedes Wort von mir ein fruchtloses Geräusch. Wollte ich noch so schreien — es hilft nicht. Und wenn ich zehnfach dawäre, wenn

ich drei Tage und Nächte spräche — es bliebe alles wie es ist. Ich würde nur selber zum Narren werden.

BARON: Einen Narren mehr, als Sie glauben, gibt es schon jetzt. —

SEKRETÄR: Lieber Narr, als so vernünftig, daß man nicht mehr närrisch werden kann. Ich möchte nicht tauschen.

BARON *(mustert ihn; mäßiger)*: Mit Ihnen ist eine eigentümliche Veränderung vorgegangen. Das Einzige, was entschuldigen kann!

SEKRETÄR: So ist es! Eine Veränderung!

BARON: Hier ist Ihnen mit meinem Wissen niemand nahegetreten.

SEKRETÄR: Es herrscht ein ausgezeichneter, ein schonungsvoller Ton.

BARON: Das geben Sie zu.

SEKRETÄR: Wie in einem Aquarium.

BARON *(berechnend)*: Und die Bekanntschaft jenes Herrn?

SEKRETÄR: Das ist eine phantastische Geschichte. Ich möchte sie lieber nicht erzählen. Sie hat etwas Unwahrscheinliches — für jemanden, der hier lebt.

BARON *(wie vorher)*: Sie sind hochgradig überreizt.

SEKRETÄR: Ich bin eingeschaltet.

BARON: Äußern Sie sich! — Aber ohne Zickzack!

SEKRETÄR: Vor die Frage gestellt, ob kalt oder heiß; kam bei mir von einer Stunde auf die andere Kurzschluß zustande. Das ist mein Erlebnis.

BARON: Ah!

SEKRETÄR *(strömend)*: Kann es noch einen Menschen geben, der sich freiwillig aussperrt? Überall ist Strom. Auf allen Straßen, in der Luft, im Boden. Hätten wir ihn nicht, wir müßten alle zugrunde gehen. Wir würden zusammenschrumpfen. — Ich weiß nicht, was ich bisher gedacht habe. *(Schlag vor die Stirn)* Vielleicht zieht uns der Teufel eine Kappe übers Gehirn und jeder muß sie ihm erst fluchend nachschleudern.

BARON: Überaus abenteuerlich! Ich ahne alles. Sie sind sehr jung.

SEKRETÄR: Fast war es zu spät. — Ein Glück, ein großes Glück! Meine Augen sind auf! Ich habe mir sagen lassen, wer sich lange in Höhlen aufhält, den frieren die Augen zu, und wenn er sich auch hundert Kronleuchter aufhinge. — Ich bin einer unermeßlichen Gefahr entgangen. Ich bin zum ersten Male ganz auf der Welt. Niemand soll es mir wehren.

BARON *(Gerichtsgesicht)*: Sind Sie fertig?

SEKRETÄR: Ja!

BARON: So wünsche ich zu vernehmen, warum ich das Eintrittsgeld in Ihre Welt auslegen soll?

SEKRETÄR: Ich habe die Kosten voraus entrichtet.

BARON: Sie beginnen mit einem gemeinen Vertrauensbruch.

SEKRETÄR: Stelle ich in Abrede.

BARON: Sie schlagen jede Form in den Wind! Leugnen gesellschaftliche Notwendigkeit!

SEKRETÄR: Zur Erklärung könnte ich nur Gründe vorbringen, die man hier — als »Sprüche« und Phrasen zu bezeichnen pflegt. — *(Kämpfend)* Alles geschah aus — menschlicher Notwendigkeit.

BARON *(wirft den Kopf ins Genick)*: Sie junger Mensch mit Ihren menschlichen Notwendigkeiten! — Wer sind Sie? Wo kommen Sie her? Was haben Sie geleistet? — S i e wollen mich abschwören lehren? *(Aus dem Musikzimmer abgerissene Baßakkorde)*

SEKRETÄR: Anfangen will ich!

BARON *(auf und ab)*: Absolute Revolutionsmusik! Abgeklapperte Orgel! Straßenlieder mit roten Streifen! Alte Bekannte! In allen Ländern begegnet! Haben noch nichts umgezaubert! — Lernen Sie, was g e w e s e n ist!

SEKRETÄR: Ich halte zu dem, was werden wird! — Schneiden Sie mich auf, Sie werden nichts anderes finden?

BARON: Als einen Umstürzler mit Stern und Brillanten! Und das ist Ihr ganzer Stolz! — Wissen Sie nicht, daß jeder heiße Luft mitbekommt? Jeder! Verstehen Sie:

Jeder! Die Frage ist, was einer sonst in der Tasche hat. Sturm ist billig, Zerstören Kinderarbeit. *(Musikzimmer: Chopin As-dur Polonaise, Trio):*

SEKRETÄR: Wir bauen auf.

BARON: Sie! Mit dem Kopf in den Wolken! Sehen Sie erst zu, daß Sie nicht auf der Erde mit beiden Beinen im Kehricht stecken bleiben! — Verstehen Sie mich! *(außen Glocke)*

SEKRETÄR: Weiter zu antworten hindert mich der schuldige Anstand. Meine Sache werde ich vor driften Personen bündig führen.

BARON: Die Rechnung ist gestellt. In Gegenwart Ihres neuen Freundes werden Sie zahlen.

SEKRETÄR: Ich bin bereit. *(Es klopft. Wird überhört)*

BARON: Ihre revolutionäre Temperatur soll bald sinken!

SEKRETÄR: Ich nehme alles auf mich.

BARON: Der Mann, den Sie ins Haus gerufen haben, dieser Herr Martin Jochner soll an Ihnen keine Freude haben! *(Stärkeres Klopfen)* Ja.

STUBENMÄDCHEN *(mit Karte)*

BARON *(lesend):* Ich bitte. *(zum Stubenmädchen)* Halt! Will Zeugen! *(öffnet die Türe zum Musikzimmer)* Lissy! *(Klavier bricht ab)*

ZWÖLFTER AUFTRITT

LISSY *(in Hut, benommen in der Türe):*

BARON: *(Zeichen zum Stubenmädchen; Stubenmädchen ab; zu Lissy);* Außergewöhnliche Umstände zwingen mich Deine Anwesenheit zu erbiften. Aufschlüsse später.

LISSY: Ich weiß alles.

BARON: Du weißt?

LISSY: Es war laut genug.

BARON: Um so besser.

STUBENMÄDCHEN *(öffnet die Türe)*

DREIZEHNTER AUFTRITT

JOCHNER *(fünfundvierzigjährig, bartlos, schlank. Dunkler Straßenanzug; kein Gehrock; kein Abzeichen. Weichen Hut in der Hand. Klar überzeugt, unfeierlich. Freudig auf den Baron zu. Schüttelt ihm die*

Hand; begrüßt den Sekretär); Herr Baron! Diese Begegnung gehört dazu! Ich grüße. Sie hätten die Leute sehen sollen! — Was Sie betrifft, so habe ich Sie, um aufrichtig zu sein, selbstverständlich nicht erwartet. Aber daß wir uns schneiden nach dem, was ich jetzt weiß — das durfte nicht sein. — Die alten Gräben sind zu. Wir müssen alle zueinander. Die Stunde ist da . . . Und ich habe es auch — draußen — in die Köpfe gebracht. Lassen Sie sich nur erzählen und wundern Sie sich nicht, wenn Sie erfahren —

BARON *(unterbrechend, förmlich):* Ich bitte bekannt machen zu dürfen. — Herr Martin Jochner — meine Nichte, die Baronesse, die ich mir erlaubt habe, beizuziehen.

LISSY *(tritt vor und reicht Jochner beweisend die Hand):* Ich freue mich sehr.

JOCHNER: *(klopft dem Sekretär auf die Schulter):* Da haben Sie einen tüchtigen jungen Mann. Einen den wir brauchen können. Der allein sagte mir genug.

BARON: Ich muß Ihnen, so peinlich es mir ist, eine Enttäuschung bereiten.

SEKRETÄR *(zu Jochner):* Ich muß in aller Form um Verzeihung bitten. Sie werden eine große, eine sehr große Enttäuschung erleben. Ich bin mitschuldig. Ich stehe im Begriff dieses Haus, in dem man mich für einen Schurken hält, zu verlassen.

JOCHNER *(zum Baron):* Höre ich recht?

BARON: Dieser sehr unbesonnene junge Mann hat Sie ohne jede Ermächtigung in Pläne eingeweiht, die nicht feststanden. Ihr Besuch bei mir geht von irrtümlicher Voraussetzung aus. Die erhebliche Unannehmlichkeit ist gegenseitig.

JOCHNER: So wäre mein Geschäft hier zu Ende?

BARON: Wenn Sie ihm nicht die engsten Grenzen ziehen: Ja!

JOCHNER: Ich sage: Nein! Und auch keine Grenzen! — Lassen Sie uns zugehen! Vielleicht bleiben wir ein ganzes Stück nebeneinander. — Und der *(gegen den Sekretär)*

gehört mir! — Der ist an die Zündschnur geraten und zuckt. Mit dem ersten Wort hat er sich selber erzählt. — Was ist sein Schurkenstück? Hat er etwas für sich erreichen wollen? Der glaubt weiter nichts, als daß jeder auf seine Art mittun muß. — Er soll sich freifliegen!

BARON: Weltverbesserer!

JOCHNER: Jawohl — Weltverbesserer! Wir wollen sie wieder in alle Ehren einsetzen.

SEKRETÄR *(zu Jochner)*: Ich danke Ihnen.

BARON *(zu Jochner)*: Damit haben Sie den Ausgang dieser Zusammenkunft selbst bestimmt.

JOCHNER: Es geht weder um ihn, noch um Sie oder mich. Ich bin um der Sache willen da.

BARON: Schöpfen Sie aus! — Aber vorher: Ich bin wasserdicht.

JOCHNER: Sind Sie sicher?

BARON: Sie spielen gegen unempfindliches Feld!

JOCHNER: Nach dem was ich gestern gehört habe, glaubte ich —

BARON: Ich betone, daß Ihnen in meinem Auftrage keinerlei Mitteilungen zugegangen sind. — Sie haben nicht das Recht mich zur Rede zu stellen!

JOCHNER: Ich kam mit einem Handschlag, um noch enger zu fügen, was sich zu schließen schien.

BARON: Wissen Sie, daß ich mein halbes Vermögen für die Wiesen um dieses Haus geopfert habe? Nur um vor Nachbarschaft behütet zu sein? Man hat mir zehnfachen Wert abgepreßt.

JOCHNER: Traue ich Ihnen zu.

BARON: Wissen Sie, daß ich nie mehr die Hauptstadt gesehen habe? Daß mir beim Anblick eines modernen Geldverdieners körperlich übel wird?

JOCHNER: Ehrt Sie!

BARON *(fast erschütternd)*: Und das hier *(das Zimmer umschreibend)* bin ich. — Ich steige nicht um.

JOCHNER: Standpunkt.

BARON: Mein Wille.

JOCHNER: Trotzdem . . . .
SEKRETÄR *(näher, versöhnlich)*: Wäre mir dies mit derselben Bestimmtheit enthüllt worden, der heutige Tag würde uns erspart geblieben sein.
BARON *(mit Verachtung)*: Mit Ihnen kein Versöhnungsfest.
SEKRETÄR: Dann habe ich in diesem Hause nichts mehr zu suchen. *(Verbeugung)*
JOCHNER *(zum Sekretär)*: Wir sehen uns.
SEKRETÄR *(Blick auf Lissy)*
LISSY *(schwankt)*
SEKRETÄR *(geht hinaus)*
BARON: Wünschen Sie Fortsetzung?
JOCHNER: Ja! Darf ich etwas fragen?
BARON: Vorausgesetzt, daß Sie auf jede Antwort gefaßt sind!
JOCHNER: Werden Sie — öffentlich — Gegenwärtiges bejahen oder verneinen?
BARON: Wer hat Sie zum Zensor bestellt?
JOCHNER: Ich frage.
BARON: Ich lasse mich nicht vorspannen.
JOCHNER: Wir haben ungeheuer viel zu vollbringen.
BARON: Sind Sie des Erfolgs gewiß?
JOCHNER: Mut ist alles, was wir brauchen.
BARON: Und wenn Sie auf einem verlorenen Posten stünden?
JOCHNER: Müßte *(beziehend)* — ein ehemaliger Soldat vollstes Verständnis haben.
BARON: Habe ich, ohne mich auf Schlagworte vereidigen zu lassen.
JOCHNER: Schlagworte! — Schaffen wir sie ab! Beginnen wir mit den ältesten! Und Sie sollen uns beistehen!
BARON: Meine Zeit ist um.
JOCHNER: Wir können keine Stimme entbehren. Jahrzehnte sind gutzumachen.
BARON: Wer ist Richter?
JOCHNER: Die Not!
BARON: Die Welt dreht sich nicht um mich.

JOCHNER: Die Welt verlangt jeden. *(Pause)*
BARON: Hat die Menschheit den Ladenschild geändert?
JOCHNER: Welchen?
BARON: Das klare Wappen: Musterkoffer und Browning.
JOCHNER: Ausgezeichnet!
BARON *(hämmernd)*: Ja glauben Sie, man hat das nicht immer — so *(flache Hand vor die Augen)* vor der Nase gehabt? — Glauben Sie, im Anftrag großzügiger Geschäftsmacher war eine ideale Liebesmesse zu zelebrieren?
JOCHNER: Und wozu sind wir heute da? Wer darf sich weigern?
BARON: Die da draußen werden durch mich nicht glücklicher. — Lassen Sie mich wo ich bin! Meinesgleichen bleibt wo er ist. Zum zweiten Male vermiete ich mich nicht!
JOCHNER: Wer sich in den Weg stellt, den nimmt diese Zeit an den Rädern mit. — Keiner entgeht ihr! Hören Sie: Nicht Einer entkommt! Es gibt keinen Ausweg!
BARON: Drohungen?
JOCHNER: Nein! — Was ich sage, ist wahr. Weiter nichts — als wahr.
BARON: Ich verkenne nichts. Ich bin Psychologe genug.
JOCHNER: Psychologe zu sein, genügt nicht. Entscheidend ist, was — geschieht.
BARON: Wir werden uns niemals mischen. — Ich bitte Sie, jeden Versuch — einzustellen.
JOCHNER: Sie fordern mich auf —
BARON *(zögernd)*: Ja.
JOCHNER: Gut! — Ich lasse Sie. Wir werden uns nicht mehr sehen. Nur noch Eines: Ich habe es Ihnen leicht gemacht. — An jenes Haus unten im Dorf hallte heute morgen — Ihr Name. Ich habe ihn genannt.
BARON *(getroffen)*: Sie! . . . .
JOCHNER *(hoch)*: Ich sagte, auch unter denen, die einmal unsere Feinde gewesen seien, hätten wir heute Freunde. Auch Sie gehörten dazu. Und ich wüßte es. — Die Leute haben gejubelt. — Wir sind ein starkes Volk.

Wir können uns auch, wenn Sie wollen, Vergeßlichkeiten leisten.

BARON *(heiser)*: Und — ich komme in die Zeitung?

JOCHNER: Wahrscheinlich.

BARON: Sie werden es zurücknehmen.

JOCHNER *(wie vorher)*: Nein! — Sie haben mich einstmals so oft widerlegen lassen. Mir ist fast reden und schreiben vergangen.

BARON: Ich haßte Eingriffe in das Netz zu verhindern. Es ist oft viel schwerer, nicht einzugreifen.

JOCHNER: Das Netz ist zerrissen. Es flattern kaum noch die Fetzen.

BARON: Aber . . .

JOCHNER *(mit Anstand)*: Sie baten mich zu gehen. Jetzt gehe ich. — Ich warte auf den Widerruf. Die Bahn ist frei. Erklären Sie, daß ich gelogen habe! Daß Sie unser Feind sind! Begründen Sie es! Ich habe nichts dagegen. — Ich will mich nicht mehr aufhalten. Leben Sie wohl! *(Zu Lissy)* Mein Fräulein! *(Zur Türe)*

VIERZEHNTER AUFTRITT

BARON *(zerstört, setzt sich)*: Es ist da.

LISSY *(stürmend, in der Türe zu Jochner)*: Bleiben Sie!

JOCHNER *(bedauernde Bewegung, ab)*

BARON *(empört, aufspringend)*: Was fällt Dir ein! Gibt es gar keinen Anstand mehr! Du läufst nach!

LISSY *(ringend)*: Aber jetzt — Onkel!

BARON: Diesem glatten Aal! Diesem durchtriebenen Schwätzer! Diesem Volksbeschwindler! — Wo bin ich denn? Bin ich in meinem Hause? Ist hier Theater?

LISSY: Nur ein Wort, Onkel! Um Deinetwillen!

BARON: Schlagen werde ich mich mit ihm! Sogleich! Pistolen! Eine Kugel will ich ihm durch die freche Zunge jagen!

LISSY: Ich muß ihm nach!

BARON: Was! Was sagst Du? — Wieder ein schwüles Gesicht? Neuer Hagel?!

LISSY *(pressend):* Nicht ihm, dem andern.

BARON *(in wirrer Bewegung):* Eine Seuche tobt! Alle vergiftet! Springen mich an! Niemand schützt! Niemand! Alle am selben Seil!

LISSY: Ich bring' ihn Dir zurück! Du brauchst ihn! — *(atmend)* Sag' doch! — Mir zuliebe kommt er wieder! Er muß!

BARON: Wo bin ich? — Karussell schaukelt. — Hört es nicht auf? — Was willst Du?

LISSY: Und ich kann nicht ohne ihn sein. —

BARON *(begreifend):* Du und dieser Junge? Dieser Junge! — *(Brüllend)* Komödiantin! Hast mich belauert! Katze mit blondem Scheitel!

LISSY: Hör' mich erst!

BARON *(hebt die Faust):* Aus den Augen!

LISSY *(zur Türe):* Ich kann tun was ich will! *(Stürzt fort und läßt die Türe offen)*

FÜNFZEHNTER AUFTRITT

BARON *(allein, nachschreiend):* Hinaus! Gericht wird gehalten! — Horde! Schwarm! Schufte! Unrat! Abgekartetes Spiel! Rebellion bis unter die Zöpfe! Seid für Peitschen zu schlecht! Und wollen Treibjagd machen! Mir an die Kehle! *(Bewegung des Würgens)* Letzten Orden umhängen! *(Türenschlagen. Stille. Pause)* Ich hab's gewußt. — Alle fort! *(Horcht. Laut schreiend)* Niemand mehr da? — Nur hereinspaziert! Baron Hugo empfängt! Ununterbrochene Audienz! Baron Hugo ist vogelfrei! Jeder darf zielen! — *(Horcht)* Ruhe. Bin allein. — Und keiner hilft. — Allein! Die Andern helfen sich alle. — Das ist der Dank! — Nichts rührt sich! *(Zu den Bildern)* Leibwache! Müßte lebendig geworden sein! Hasso, Konstantin, Philipp! Erlaucht! *(Steigernd)* Durchlaucht! Hoheit! Maj . . . ! — — Rühren sich nicht! — Gaffen mich an! Lachen steif! — Das ist der Dank! — Kopfsprung in die rote Brühe — meine Antwort!! *(Fest)*

Nein! Nein! Nein! Nein! *(Hält sich die Hände und schüttelt sie wie gelobend. Zweifelnd)* Oder doch! — Mit Ballonmützen Schmollis! Genosse Hugo ergreift das Wort! Großartiger Schleusenbruch! Die Welt auf dem Kopf! Sterne zu unternst! Dynamit am Himmel! Hahaha! *(Stille. Erschöpfung. Pause. Horcht)* Wer kommt? — Niemand. Wer sollte denn noch kommen? — Waren schon alle hier. Wer weiß? — Einzige Rettung, in einem Kassenschrank wohnen, von innen die Schlüssel abziehen! — *(Schaut ängstlich hinaus)* Alles ruhig. — Und immer noch strahlende Sonne! Strahlende Sonne! *(Verzweifelt)* Und ich im Dunkeln! — Leerer Raum! *(Steht starr. Überlegt. Entschluß)* Ganz leer soll es sein!! *(Groß)* Alles fort!!! *(Faßt sich. Umblick, Berechnung. Zückt Schlüsselbund. Geht an den Schreibtisch):* Eines nach dem andern! *(Sperrt ein Fach auf, reißt es vollständig heraus, läßt es zu Boden fallen, greift größere und kleinere Etuis mit beiden Händen, schüttet sie über den Schreibtisch. Öffnet einige, läßt bunte Ordensbänder, Sterne und Kreuze durch die Finger spielen und wirft sie dazu. Betrachtet den aufgestapelten Haufen. Zählt hastig und flüsternd ab):* — Zehn — zwanzig — vierzig — zweiundfünfzig! *(befriedigt)* Zweiundfünfzig! Es stimmt — Jetzt Bindfaden, Packpapier und Adressen! — *(Sortiert; rufend)* Schröpfer! — *(Besinnend)* Wo ist Schröpfer? — *(Erinnernd, höhnisch)* Schröpfer! Auch einer! *(Zwiespalt; hört auf zu sortieren; steht hilflos nachdenkend. Jäher Zug an der Schublade, in der das Manuskript ist. Schleudert die Blätter auf den Tisch; greift den Papierkorb; stellt ihn neben sich; setzt sich. Entdeckt die Ordensrosette am Rock; dreht sie heraus und wirft sie in den Aschenbecher. Vorbereitend):* Anita!

SECHZEHNTER AUFTRITT

STUBENMÄDCHEN *(mit dem Cello durch die offene Türe)*
BARON: Was ist?
STUBENMÄDCHEN: Die Frau Baronin —
BARON *(Handwink: Will nicht gestört sein)*
STUBENMÄDCHEN *(stellt eingeschüchtert das Instrument neben die Türe, legt den Bogen neben den Stock des Sekretärs auf den Schreibtisch und geht ab)*

SIEBZEHNTER AUFTRITT

BARON *(allein):* Das Cello! *(Nimmt einen Stoß Blätter, reißt ihn langsam durch, ballt ihn und wirft ihn in den Papierkorb; ebenso zweiten und letzten. Dazwischen abreißendes Summen: Lied an den Abendstern. Zunehmende Beruhigung. Befreit und sieghaft):* Anita! *(Heftiges Atmen. Hand aufs Herz. Lehnt sich erschöpft zurück. Nahendes Stimmengewirr)*

ACHTZEHNTER AUFTRITT

DIENER *(rote Nelke im Knopfloch; heiß; durch die Türe):* Exzellenz! Exzellenz! Sie kommen!

BARON *(aufgerissen; fragend)*

DIENER: An die fünfzig vom Zug, aus dem »goldenen Stern« und das halbe Dorf. Extra-Ovation!

BARON. *(Krampfhaftes Lachen)*

Der Marschschritt und der Gesang der heranziehenden Arbeiter wird vernehmbar)

ARBEITERLIED: Immer im gleichen Schritt
Wir gehen alle mit,
Der Freiheit zu!
Wer sich stellt in die Bahn,
Hat es mit uns vertan!
Der Freiheit Feind und Tod ist er,
Ihm keine Ehr'!

DIENER *(hinausschauend):* Da sind sie schon!
(Während der vorhergehenden und der folgenden Strophe füllt sich der Garten mit rotgeschmückten Festteilnehmern; vorne die beiden Arbeiter und ein Fahnenträger mit Vereinsbanner: Zwei verschlungene Hände. Alle stellen sich reihweise in einem Abstand vor der Türe auf. Seitlich im Hintergrund ein Photograph mit Apparat)

ARBEITERLIED: Darauf gebt euch die Hand!
Rufet von Land zu Land:
Die Freiheit hoch!

DIENER *(hat unterdessen die ganze Gartentüre geöffnet):* Wenn der Herr Baron unter die Türe treten wollten . . .

BARON *(bewältigt, nähert sich):*

DIENER *(geschäftig):* Instruktionen gegeben. Alles geht tadellos.

BARON *(tonlos):* Tadellos . . . *(Stellt sich auf)*

ARBEITERLIED: Einig sind wir bereit!
Heute und alle Zeit!
Kein Knecht, kein Sklav hält unsern Lauf
Zur Freiheit auf!
(Dröhnendes Finale)

ERSTER ARBEITER *(vor)*: Der Herr Minister, unser Freund, er lebe hoch! *(allgemeines Hoch)* und nochmals hoch! und zum dritten Mal hoch! *(Brausende Rufe und Fahnenschwenken, während sich der Baron — den Rücken ad Spektatores — verneigt)*

DIENER *(gibt vom Fenster aus Zeichen: Sie möchten sich entfernen)*

BARON *(zieht Taschentuch)*: Danke! Danke!

ERSTER ARBEITER *(mit zweitem Arbeiter nähertretend, zum Baron)*: Ich hab's gesagt. — Sie sind anders als die Frau Baronin. — Das ist mal hin und wieder so eingerichtet — Wir kennen uns aus. *(Schüttelt dem Baron die Hand)* Soll uns noch eins was sagen!

BARON *(dazwischen, wiederholt)*: Herzlichen Dank! Allerherzlichsten Dank!

(Inzwischen haben die Festteilnehmer zum Gehen gewandt. Die Abziehenden stimmen wieder das Lied an)

DIE BEIDEN ARBEITER: *(ziehen sich nach herzlichen Abschiedsgebärden ebenfalls zurück. Der Garten hat sich fast geleert; nur der Photograph bleibt lüstern kreisend zurück)*

BARON *(steht im Türrahmen angelehnt, bis der letzte Ton des Liedes verklungen ist; dreht sich mit plötzlichem Ruck; starrt abwechselnd auf den Garten, den Diener und das Zimmer mit den Bildern; rutschende Schritte auf sein eigenes Porträt auf der Staffelei; mit Kommandostimme)*: Jetzt — alles — abdekoriert!! *(Nimmt sein Bildnis und stellt es, die Leinwandseite vorn, wieder hin)* Herunter! Alles gegen die Wand! Anpacken! *(Legt aufgestellte Photographierahmen um)*

DIENER *(zögernd)*: Aber Herr Baron!

BARON: Vorwärts! *(Er will nach einem großen Bild an der Wand greifen)* Helfen!

DIENER: *(springt zu; hebt das Bild ab; und lehnt es hin. Baron tritt ermüdet zurück, Diener setzt das Abhängen fort)*

BARON *(dazwischen)*: Kein Stück bleibt!

(Er wankt auf den Schreibtischsessel zu, als der PHOTOGRAPH mit seinem Apparat unter unaufhörlichen Verbeugungen auf die offene Türe klopfend aus dem Garten ins Zimmer tritt)

PHOTOGRAPH *(frech; dem Baron seine Karte einhändigend)*: Gestatten — vom Verlag Christoph Baer — »Der illustrierte Fortschritt«.

BARON *(mit offenem Mund)*

PHOTOGRAPH: Früher »illustriertes Salonblatt«. Wir bringen nur Effekt-Reproduktionen. — Durch eine Momentaufnahme am Schreibtisch würden uns Exzellenz . . .

(Versucht dem Baron eine Drehung zu geben und tritt, mit der Kamera zielend, zurück)

DIENER *(unterbricht sich; drohend herbei)*: Soll ich . . .

BARON *(wehrt sich mit schlaffem Schlag, streift an die Kamera. Sie fällt. Scherben)*: Ihr . . . *(gurgelnd)*

PHOTOGRAPH: Oh!

DIENER *(packt den Photographen an der Brust und stößt ihn, die Kamera nachwerfend, in den Garten hinaus)*: Alles was recht ist . . !

BARON *(wirft die Arme in die Luft; mit letzter Kraft)*: Nein. *(Er fällt steif in den Schreibtischsessel)*

DIENER *(wieder im Zimmer; sachlich)*: Erledigt. *(Erblickt den Baron)* Exzellenz! *(Zweifelnd; erschüttert)* Exzellenz . . . Exzellenz *(Steht, stürzt hinaus; man hört telephonieren)*: Herr Medizinalrat — jawohl — sofort — das Schlimmste . . .

Unterdessen langsam der
VORHANG

ENDE

DIE OPFER DER NACHAHMUNG

VON FOEMINA (MADAME BUTEAU)

DEUTSCH VON JOHN HENRY MACKAY

»Mein Freund«, schrieb die Marquise von Lambert ihrem Sohn, »gib Dich nie mit irgend welchen Torheiten ab, es sei denn mit solchen, die Dir Vergnügen machen!«

Wie sehr liebe ich diesen Rat! Von wie guter Beobachtung seiner selbst und anderer zeugt es nicht, ein richtiges Gefühl so auszudrücken!

Wenn wir unsere Tätigkeit auf die Dinge beschränken würden, die uns wirkliches Vergnügen bereiten — Torheiten, Frivolitäten, große Taten, Spielereien — das Leben würde auf einmal einfach, leicht, und — ja, in voller Wahrheit viel moralischer werden.

In jedem — oder in fast jedem — von uns stecken zwei Personen: die wirkliche und eine andere, die von der öffentlichen Meinung, der Nachahmung, von Eitelkeit und Dummheit geschaffen ist. Dieses zweite Individuum beherrscht das ursprüngliche Individuum, erzwingt seine Achtung, verbietet ihm, seinen Wünschen Ausdruck, seinen Träumen Form zu geben. Indem er es zum Schweigen und zur Ruhe bringt, entnervt, lähmt und vernichtet dieser schlechte Herr seinen Sklaven. Jetzt herrscht er allein über ein Gebiet, welches ihm nicht gehört, und welches er schlecht regiert Er ist es, der uns Geschmack an Dingen gibt, die uns zuwider sind, uns auf Wege führt, die nicht unsere Wege sind, der uns in Abenteuer stürzt, für die wir in keiner Weise bestimmt sind, der uns künstliche Leidenschaften, trübe Torheiten, tödlich ermüdende Zerstreuungen auferlegt, und, um sein Narrenwerk zu vollenden, uns überredet, daß all' dies das Werk unserer eigenen, freien Wahl ist.

Kaum einer lebt durch sich selbst und für sich selbst. Im großen und ganzen sind unsere Tugenden und unsere Laster fremde Konstruktionen. Unsere Ansichten gehören nicht uns: wir empfangen sie von äußeren Umständen: sie sind nicht in unserem Blut geboren. Wir greifen an, was wir verteidigen, wir unterwerfen uns Dingen, die wir logischerweise bekämpfen sollten. Unbewußt unserer wirklichen Persönlichkeit, spielen wir sorgfältig eine Rolle, die wir ernst nehmen. Und mit welcher Fassungslosigkeit blicken wir auf die, die, sich ihrem schlechten Herrn entziehend, ihre Instinkte befriedigen, ihrem Temperament gemäß denken, lieben, hassen, leiden und sich freuen mit allen Fibern ihres Wesens und nicht mit einer durch Beispiele und Gewohnheiten verunstalteten Phantasie! Die lassen sich nur in solche Torheiten ein, die ihnen Vergnügen machen, und planen daher weniger als andere, und ihr Dasein, aus der Nähe betrachtet, erscheint ein sehr vernünftiges. Dennoch kommen sie uns wunderlich vor, anormal: sie ärgern uns. »Was für Originale!« rufen wir mit einem Beigeschmack von Verachtung, wir, die wir uns bemühen, so getreulich die Bewegungen, die Ansichten und das Verhalten unseres Nachbarn nachzuahmen, der hinwiderum das genaue Gegenstück seines Nachbarn ist.

In Wahrheit ziehen wir jede, einerlei welche Anstrengung der einen vor, uns selbst zu kennen und durch uns selbst zu fühlen und zu denken. Der Nachahmungstrieb ist stärker, als Hunger und Liebe.

Jeden Morgen werden Urteil, Mode, Revolution, Ordnung und Unordnung von diesem allgemeinen und brennenden Wunsche, zu handeln, wie andere Menschen handeln, von neuem geboren, der die Menschen aus ihren Betten jagt und sie an die Arbeit, zum Spiel, zum Verbrechen, zur Selbstaufopferung schickt. Jeder geht auf die Suche nach der Gruppe, zu der er gehört, und die ihn zu ihrem Bilde umgemodelt hat. Aber wer denkt daran, sein eigenes Vergnügen

zu wählen, sein wirkliches Vergnügen? Keiner! Wir suchen Vergnügen in Dingen, von denen uns einige Personen erzählt haben, daß sie in ihnen ihr Vergnügen gefunden haben. Wenn diese Dinge uns nicht passen, — wenn sie uns enttäuschen — so wird es ein Beweis dafür sein, daß das Leben verachtenswert ist, das ist alles! Es ist in Wahrheit schlecht und besonders für die, welche es in falscher Weise anfassen — das heißt, für alle von uns!

Als Madame von Lambert ihrem Sohne den Rat gab, nur jene Torheiten zu begehen, bei denen er wirkliches Vergnügen empfände, warnte sie ihn vor der Gefahr, seine Eitelkeit mit seinen Leidenschaften zu verwechseln: seine Wünsche, ob vernünftig oder unvernünftig, der allgemeinen Ansicht unterzuordnen — kurz: nachzuahmen, statt zu leben.

Nachahmung bringt uns mehr Fehler, als Vorzüge. Und wie viele Fehler erschafft sie uns! . . . Man wird kein Trunkenbold aus beständigem Durst und weil man mit Vergnügen trinkt, sondern weil man trinkt, wenn man nicht durstig ist, weil man mit anderen Personen trinkt, die trinken.

Es würde einen großen Aufwand von Energie erfordern, davon zu lassen: von dem — selbst wenn man in nur geringe Versuchung geführt wird — zu lassen, was man um sich her getan sieht. Es ist zu schwer! Wir geben nach! Wir ahmen nach: wir wiederholen die Nachahmung: wir gewöhnen uns an sie: und dann schmücken wir die erlernte Gewohnheit mit dem Namen Vergnügen. Man muß sich in der Tat vor sich selbst entschuldigen, gegen sich selbst gehandelt zu haben! Aber, wenn diese Gewohnheit deiner Person übel ansteht, so wird sie dir schaden, indem sie dich von dir selbst entfernt, wie gut und ausgezeichnet sie immer sei — diese von der Schwäche entlehnte Gewohnheit. Warum suchst du nicht anderswo ein Genügen, das keine Lüge in sich schließt?

Die krankhafte Langeweile, die Entmutigung, mit der so viele Wesen sich selbst durch ihre Vergnügungen schleppen, in glänzenden Karrieren, umgeben von einer scheinbar harmonischen Familie, sind ein unbewußter Gewissensbiß darüber, etwas Herrliches und Wichtiges unterlassen zu haben. Gewiß haben sie etwas unterlassen — ihr Leben, nicht mehr; und alles, weil sie nicht die Energie hatten, die überspannte oder die vernünftige Tat zu tun, welche ihrer inneren Persönlichkeit entsprach; die Torheit — oder die Weisheit — vermieden zu haben, die ihr Vergnügen in sich barg.

Wir alle sind fähig zum Vergnügen; wir alle haben einen Gegenstand, den wir erlangen wollen. Um sich zu freuen und sich zu verwirklichen muß man sein Vergnügen suchen; das ist eine sicherere Moral, als in geistloser Weise einer Herde zu folgen, die nicht einmal weiß, wohin sie geht.

Man wird einwenden, daß menschliche Wesen genügend dahin neigen, ihrer eigenen Befriedigung nachzugehen, und oft auf den schlechtesten Wegen. Ich leugne dies glattweg. Es gibt wenige Menschen, die ernstlich der Verfolgung ihres Vergnügens ergeben sind, wenn wir die unglücklichen Wahnsinnigen des Lasters ausnehmen — aber dies sind Kranke, von welchen wir nicht zu sprechen brauchen. Ich denke nur an die wertvollen Persönlichkeiten, die, fast normal, auf gut Glück umher gehen, die ihr eigenes Gesetz nicht kennen, die durchaus unwissend in bezug auf ihre eigenen Bedürfnisse sind, und die ihre Handlungen wählen, wie sie für ihre Sommerferien eine Gegend wählen, deren malerische Lage ihnen durch ein buntes Plakat vor Augen geführt wurde. Man möchte diesen Leuten sagen: Nicht nur solltet ihr einfach in solche Torheiten hineinrennen, die euch wirkliches Vergnügen bereiten, sondern ihr solltet zudem allein das tun, was zu tun ihr eine tiefe Versuchung fühlt, ohne äußeren Antrieb, ohne zuerst danach zu sehen, was andere tun, ohne euch selbst über den Zustand des Erstaunens zu beunruhigen,

in den ihr die Öffentlichkeit oder eure Freunde versetzen könntet, ohne irgendwelche Gedanken an diese Öffentlichkeit!

Wie viele übereilte und schuldbeladene Handlungen würden auf diese Weise vermieden werden! Wie viele ermutigende ausgeführt werden!

Furcht und Liebe vor der öffentlichen Meinung aus Eitelkeit, Nachahmung, aus Schwachheit — das sind die beiden Hauptquellen der Moral und ihres Gegenteils. Würde das einfache, gesunde und ernste Streben nach dem eigenen Vergnügen nicht bessere Resultate ergeben, den menschlichen Stolz mehr befriedigen?

In einer seiner Parlamentsreden sagte Cromwell, daß, was in Zweifeln getan werde, eine Sünde sei. Ich bin ganz seiner Meinung. Und wir tun im Zweifel alles, was der Lebensinstinkt uns nicht befiehlt, alles, was uns im Gegensatz zu uns selbst angeraten wird, alles, was wir zuerst überlegen, um es nachher trotz eines innerlichen schwachen Protestes zu beschließen. Es ist die Wahrheit, daß wir automatisch täglich eine Menge Handlungen begehen, die wir nicht einen Augenblick überlegen. In meinen Augen sind sie nicht besser, als die Handlungen der Suggestion oder der Eitelkeit Die einzigen guten sind die der Glut, der Leidenschaft, des Enthusiasmus — die Handlungen der Eingebung. Eingebung ist die Bewegung des inneren Wesens, des Wesens, das weiß, was es will und was ihm taugt. Selbst wenn diese Bewegung schlecht ist, ziehe ich sie jenen vor, die durch Vorurteil und Schwäche beeinflußt werden. Und sicherlich würden, wenn sie ohne Hindernisse und in voller Freiheit geschehen könnten, die impulsiven Handlungen oft ausgezeichnet sein. Aber selbst die verrücktesten der Impulse unterliegen dem Einfluß ihrer Umgebung, und wie sie sich auch äußern mögen, immer werden sie ein wenig eingedämmt, lügen sie sich selbst immer ein wenig vor.

Dennoch schlummern in der Erinnerung eines jeden einige

von jenen plötzlichen Erlebnissen, die den häuslichen Egoismus über den Haufen werfen und Unordnung schaffen. Frage dich selbst Auge in Auge: bedauerst du die Dinge, die du auf einen Anlauf hin getan hast, im Fieber, in äußerster Erregung, um ein heftiges Bedürfnis des Herzens, des Geistes, des Blutes zu genügen? Bedauerst du die schrankenlose Hochherzigkeit, deren Folgen später eine Last für dich wurden? Oder die wahnsinnigen Entscheidungen, in denen du alles einer Leidenschaft opfertest, die zu stark war, um im Gleichgewicht gehalten werden zu können? Oder die Gewalttaten, die dem angesammelten Groll Luft machten? Oder die kindische Offenheit, die eine »sichere Zukunft« zerstörte, um die Freiheit zu gewinnen, die deinem Stolze nötig war? Bedauerst du die Dinge, die weder mit den trüben Torheiten, in die wir aus Gewohnheit versinken, noch mit den einherstolzierenden Narrheiten, zu denen wir uns hergeben, damit die Leute von uns sagen: »Was für ein erstaunlicher Mensch!« Ähnlichkeit haben? Bedauerst du die Torheiten, die »sich bezahlt machen«, um den amerikanischen Ausdruck dafür zu gebrauchen?

Ich glaube es nicht. Wir bedauern jene Torheiten, deren unheilvolles Ende wir in dem Augenblick vorhersahen, als wir uns in sie stürzten. Es gibt Torheiten, die wir beklagen, bevor wir sie verwirklichten; das sind die zahlreichsten, die einzigen, die wir vermeiden sollten.

Aber wir bedauern ebenso viele Handlungen, die vernünftig genannt werden; wir bedauern zuweilen, einen ausschweifenden Traum unterdrückt zu haben, um einen Gefährten — von dem einen oder dem anderen Geschlecht — gewählt zu haben, der für unser Vergnügen nicht bestimmt war. Wir bedauern, einen Beruf ergriffen zu haben, der denen sehr lag, die ihn uns empfahlen, und der sehr wenig zu uns paßte. Wir bedauern, ein Haus gekauft zu haben, nach dem wir kein allzu großes Verlangen trugen, nur, um einen besseren Begriff von unserem Vermögen zu geben. Wir bedauern, —

und wie sehr! — einen Arm bei einem Automobilunfall gebrochen zu haben, nachdem wir uns mit dem Automobilsport nur eingelassen haben, um jedermann nachzuahmen. Wir beklagen die Bauchschmerzen, die wir uns auf einem Diner geholt haben, bei dem wir uns zu Tode langweilten. Wir bedauern so viele Dinge: falsche Freundschaften so sorgfältig gepflegt und wahrer erlaubt zu haben, uns zu verlassen ... denn man hat schwerlich Raum für wahre Freunde unter all diesen Veranstaltungen, die unternommen werden, damit man uns für reich hält und um anderen zu gleichen. Wir bedauern die Zeit, die lange Zeit, die wir verloren haben, indem wir dem nachrannten, was wir nicht begehrten, indem wir Leute bei uns behielten, die wir nicht wünschten, die uns abstießen, indem wir ermüdende Pflichten ohne Aussicht auf Belohnung erfüllten und uns dazu zwangen, ohne Ziel oder Zweck, nutzlose Lügen zu erzählen ... und wir bedauern auch, unser Geld für äußeres Auftreten ausgegeben zu haben, statt unsere wirklichen Wünsche zu befriedigen: aus Snobismus treu oder treulos gewesen zu sein ...

Wenn wir darüber nachdenken, sehen wir ein, daß wir nirgends und nie unser eigenes Vergnügen gesucht haben. Wir erkennen, daß wir vergessen haben, zu leben, und wir bedauern es ... wenn wir darüber nachdenken.

NACHWIRKUNGEN DES KRIEGES

VON HANS FEHLINGER

Der Nachwirkungen des Krieges gibt es gar viele und wir werden noch lange unter ihnen zu leiden haben. Von den auffälligsten davon, jenen wirtschaftlicher Natur, soll hier nicht die Rede sein, sondern bloß von einigen Einflüssen biologischer Art. Kriegsbegeisterte Gelehrte haben den Krieg gewöhnlich als biologische Notwendigkeit bezeichnet, als ein Mittel der Auslese im Sinne Darwins, das zur Ausmerzung der Minderwertigen und zum Überleben der Bestangepaßten führen soll.*) In Wirklichkeit trifft gerade das Gegenteil zu. Die Männer, welche ganz offenbar körperliche oder geistige Mängel haben, bleiben von der Gefährdung ihres Lebens verschont und für die Fortpflanzung erhalten, denn sie müssen nicht in den Krieg ziehen. Von den Kriegstauglichen gehen draußen im Felde unter dem Einfluß der Witterung, der Überanstrengung und Entbehrung die körperlich schwächeren zwar zuerst und in größerer Zahl zugrunde als die kräftigen, aber die feindlichen Geschosse verschonen auch die kräftigsten nicht, sie werden ebenfalls getötet oder verkrüppelt oder erleiden schwere Schädigungen ihrer Gesundheit, die ihnen nach dem Kriege sehr zum Nachteile werden, denn sie sind vermindert erwerbsfähig, was sie in der Familiengründung hindert oder doch zur Einschränkung des Nachwuchses zwingt. Ihre beschränkte Arbeitsfähigkeit setzt sie der Not und dem Elend aus, welche die erfolgreiche Aufzucht von Nachkommen stark in Frage stellen. Da im Weltkrieg die Zahl der Gestorbenen und der Invaliden viel größer war, als im Kriege

*) H. E. Ziegler, Der Kampf ums Dasein. Kosmos, 1915, 3. Heft.

von 1870—71, und da ferner diesmal nicht auf einen ähnlichen dem Kriege folgenden wirtschaftlichen Aufschwung zu rechnen ist wie damals, so wird diesmal auch die Steigerung der Geburtenzahl ausbleiben, durch welche die Kriegsverluste an Menschenleben und der Geburtenausfall im Kriege wenigstens teilweise wieder auszugleichen gewesen wäre.

Der Krieg bewirkt durch Begünstigung der Erhaltung der Schwachen und Bresthaften eine rückschreitende Auslese. Außerdem schaltet er einen großen Teil jener Menschen aus, die dank der erhöhten Reaktionsfähigkeit ihres Nervensystems für eine Höherentwicklung der Kultur die geeignetsten wären, denn sie ertragen die Einwirkungen des Krieges schwerer als diejenigen, die durch geringe nervöse Empfindlichkeit ausgezeichnet sind. Mit Recht weist Paul Kammerer*) im Gegensatz zur herrschenden Meinung darauf hin, daß vielfach, wenn auch nicht immer, »leichtes Ansprechen der Nervenzentren und Nervenleitung unsere fortschreitende Entwicklung begleitet, und daß andererseits deren Unempfindlichkeit, sozusagen Mangel an Nervosität, mit Stillstand oder Rückschritt einhergeht. — „Nerven wie Stricke" zu haben — so lautet doch wohl der landläufige Ausdruck — ist gewiß kein Charakterzug des differenzierten, seiner Zeit vorauseilenden Menschen.« Die Betäubung und Unterdrückung der empfindsamen Nerven wird zumeist ihre schwere Schädigung mit sich bringen und ihre Träger ebenso benachteiligen wie körperliche Invalidität. Dazu kommt, daß sehr oft Neurosen und Psychosen durch Verwundungen und Kriegsschrecken hervorgerufen werden, wodurch die geistige Gesundheit und Leistungsfähigkeit des Volksganzen arg beeinträchtigt wird. Nicht nur Verwundungen und Kriegsschrecken rufen Geistesstörungen hervor, sondern auch die ganze Lebensweise im Kriege ist dazu angetan, besonders

*) Kammerer, Einzeltod, Völkertod, biologische Unsterblichkeit, S. 65. Wien 1918.

das erzwungene Gemeinschaftsleben, das unablässige Hoffen und Warten auf Erlösung aus qualvollen Situationen und auf das Kriegsende. Wie sehr hierdurch namentlich der Geist der Kriegsgefangenen beeinflußt wird, zeigt der Schweizer Arzt Dr. A. L. Vischer.*) Massendasein, Zwang und Ungewißheit, verursachen bei den Kriegsgefangenen psychische Störungen, die sich in erhöhter Reizbarkeit, Gemütsverstimmungen, Unlustgefühlen usw. äußern und als »Stacheldrahtkrankheit« bezeichnet werden; denn der Stacheldraht ist die am deutlichsten sichtbare Ursache der Freiheitsbeschränkung. Die Störungen sind darauf zurückzuführen, daß die Seele einen gewissen Ausgleich zwischen Einsamkeit und Zusammensein verlangt.

Bei Hunderttausenden lähmt die Krankheit den Lebensmut und verscheucht die Heiterkeit. Und nur zu viele werden bis zum Ende ihres Lebens nicht mehr froh werden.

Besonders schwer wiegen würde diese Kriegsfolge, wenn geistige Mängel durch Einflüsse der Umwelt nicht nur wach gerufen werden, sondern neu entstehen können und auf die Nachkommenschaft vererbbar sind. Doch ist die Frage der Vererbbarkeit erworbener Eigenschaften noch nicht endgültig gelöst.

Eine Schädigung der Volkskraft bedeutet der übermäßige Alkoholgenuß, der im Kriege häufig zur Betäubung der Nerven diente; denn es steht fest, daß durch den Alkohol Schädigungen der Fortpflanzungskeime herbeigeführt werden, weshalb die Nachkommenschaft von Alkoholikern in der Regel körperlich und geistig miserabel ist.

Genetische Schäden hat der Krieg ferner dadurch begünstigt, daß er einen Frauenüberschuß in den Altersklassen verursachte, die für die Fortpflanzung am meisten in Betracht kommen. Vor dem Weltkrieg bestand in Deutschland bis zum 42. Lebensjahr ein Männerüberschuß, nun wird in

*) Die Stacheldrahtkrankheit. Zürich, 1918.

diesen Altersklassen ein Frauenüberschuß von etwa $1^1/_2$ Millionen herrschen. Die Folge davon ist eine Einschränkung der Heiratsmöglichkeit der weiblichen Personen, die wieder zur Vermehrung der Prostitution und der außerehelichen Geburten führen muß. Von den außerehelichen Kindern erreichte aber selbst vor dem Krieg, als die Lebensbedingungen noch besser waren, kaum ein Fünftel das fortpflanzungsfähige Alter. Sollen die Verhältnisse nun nicht noch viel schlimmer werden, so wird der Fürsorge für die unehelichen Kinder viel mehr Aufmerksamkeit zugewendet werden müssen wie früher.

Der Weltkrieg hat unsere Volkskraft schwer geschädigt, er hat die Mächte der absteigenden biologischen Entwicklung bedrohlich gestärkt. Er hat nichts gemein mit dem die biologische Aufwärtsentwicklung fördernden natürlichen Wettstreit um die Mittel des Daseins, Darwins »Struggle for Life«. Der Krieg mit seinen Heeresaufgeboten ist ein erzwungener Kampf, ein Kampf für fremde Interessen, in dem viele der tüchtigsten Männer aus dem Volke geopfert werden, das dadurch an Widerstand und Aufstiegskraft einbüßt. Deshalb gilt es, mit allen Kräften auf die Verhütung der Wiederholung eines solchen Ereignisses hinzuwirken, und deshalb muß es unser Streben sein, Krieg und Kriegsgefahr dauernd zu beseitigen und der Menschheit eine aufsteigende Entwicklung im Frieden zu sichern. Dieses Ziel wird nur erreicht werden durch Schaffung eines Völkerbundes, innerhalb dessen alle Völker gleichberechtigt sind, der allen gleiche Entwicklungsmöglichkeiten gewährleistet und alle gegen Vergewaltigung schützt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog, Derfflingerstr. 4 Berlin W 35 / Verlag Gustav Kiepenheuer, Potsdam-Berlin / Druck E. Gundlach, A.-G., Bielefeld

DAS FORUM

3. Jahr — Februarheft 1919 — Heft 5

(Abgeschlossen am 25. März 1919)

AM GRABE LIEBKNECHTS

VON WILHELM HERZOG

> Die Zukunft! rief er plötzlich aus wie ein Prophet. Mit welchen Augen werden die Späteren, die nach uns kommen werden, und denen der Fortschritt — der sich wie ein Unabwendbares einstellt — ein vernünftigeres Gewissen schenken wird, mit welchen Augen werden jene diese Schlächterei und diese Ruhmestaten ansehen, von denen wir selbst, die wir sie begangen haben, nicht wissen, ob wir sie mit den Heldentaten aus Plutarch und Corneille vergleichen sollen, oder mit Apachenstreichen . . . — Und doch, fuhr Bertrand fort, sieh! Einer hat dennoch sein Antlitz über den Krieg erhoben, und es wird einst leuchten in der Schönheit und der Bedeutung seines Mutes . . .
>
> Ich horchte, . . . über ihn gebeugt, auf seine Worte: ich vernahm im Schweigen des Abends die Stimme jenes Mundes, der sich selten nur auftat, und er sagte mit hellem Klange:
>
> — Liebknecht!
>
> Henri Barbusse: »Das Feuer«.

Wer war dieser Mensch? Keiner wurde vom deutschen Volke in den letzten Wochen leidenschaftlicher gehaßt, gefürchtet und verflucht. Er galt als der Häuptling von Plünderern und Mördern. Er hatte zur Gewalt aufgerufen. Er sollte durch Gewalt umkommen. Ein größenwahnsinniger Demagoge von verbrecherischem Ehrgeiz, äußern die einen. Ein eitler Phraseur, ein kühler Rechner. Andere, die sich noch überlegener dünken: ein Fanatiker mit pathologischen Zügen. Ein Nervenkranker. Jedenfalls: ein unpolitischer Kopf. Ein Narr.

Lassen wir alle diese mehr oder weniger treffenden oder unzutreffenden Charakteristiken beiseite. Vergessen wir für

einen Augenblick, was die Furien der Presse angerichtet haben, um das Urteil des Volkes über diesen Mann zu färben. Vergessen wir die hunderttausende unübersehbaren Lügen, absichtlichen Verzerrungen. Vergessen wir die Infamien, Verdächtigungen, denen jeder öffentlich Wirkende ausgesetzt ist. Und versuchen wir nur den Menschen zu erkennen und den Kern seines Wesens herauszuschälen.

Wer war dieser Mann, den das gesamte Ausland in seinen großen Zeitungen während des Krieges als den einzigen Deutschen immerfort nannte, der den Mut gehabt hatte, öffentlich gegen die Gewalthaber aufzutreten? In jeder französischen Zeitung stand es zu lesen: »Liebknecht, le seul!«. Wie die meisten plakatierenden Kennzeichnungen allzu summarisch und übertrieben. Aber er war den Feinden der sichtbarste Kämpfer gegen den Krieg. Die Worte aus dem Kriegsbuche Barbusses beweisen es uns von neuem.

Karl Liebknecht war ein Kämpfer gegen seine Zeit. Nicht nur gegen den Krieg. Er sah den tausendjährigen Wust der Weltanarchie, in deren Mitte wir leben. Er wollte ihn abtragen helfen. Er fühlte »die gebrechliche Einrichtung dieser Welt« schmerzhaft in jedem Augenblick seines Lebens, wie Hunderttausende vor ihm und nach ihm.

Aber er unterschied sich wesentlich von der Mehrzahl seiner Mitmenschen und seiner Parteigenossen. Auch sie haben Rechtsgefühl. Aber sie temperieren es. Auch sie wollen die bisherige Gesellschaftsordnung, die sie gleich ihm als die Wurzel der anarchischen Beziehungen der Menschen und der Völker untereinander erkennen, umstoßen und durch eine neue gerechtere ersetzen, die allen Wesen Sicherheit des Lebens, Nahrung, Anteil an den Kulturgütern und ein wenig Glück und Freude gewähren soll.

Die großen Führer des Sozialismus haben diese Ziele, deren Idealismus selbst der Bürger von heute nicht mehr verkennt, aufgestellt. Und an ihrer Verwirklichung behaupten

alle Sozialisten zu arbeiten. Aber wie arbeiten sie? Ein großer Teil will durch Verbindung mit dem Militär und der Großindustrie sozialistische Ziele erreichen; glaubt, oder gibt vor, sie mit ihm erreichen zu können. Die sozialdemokratischen Führer, die dies behaupten, sind durch ihre jahrelange parlamentarische Tätigkeit vor dem Kriege, und besonders im Kriege, in zahllose Liaisons mit feudalen, schwerindustriellen, großkapitalistischen Parlamentariern und Diplomaten verwickelt worden, denen sie sich heute nicht mehr entziehen können oder wollen. Denn sie wünschen, oder sie glauben, am besten in den Zukunftsstaat — hineinwachsen zu können.

Liebknecht sah diese Entwicklung voraus. Er kannte die Korrumpiertheit der deutschen Gesellschaft und ihrer Führer. Er sah, daß die ungeheuere Not, die nach dem verlorenen Krieg das deutsche Volk befallen mußte, mit Notwendigkeit dahin triebe, die Klassengegensätze wieder zu verschärfen. Und er, als Sozialist und strenggläubiger Marxist, fühlte den Zwang, diesen Gegensatz nicht etwa zu versöhnen, sondern zu steigern. Um dadurch die notwendige Explosion hervorzurufen, die den großen Massen — wie er glaubte — die Rettung aus der Bedrückung und Versklavung zu bringen vermochte. Er sah, oder er glaubte zu sehen, daß die Welt nur durch eine schnelle Operation von ihrem Siechtum zu befreien wäre. Während andere Ärzte sie auf ihre bisherige Art weiterleben lassen, ihr nur einige allzu üble Gewohnheiten abgewöhnen und ihr mit allerhand Mitteln helfen wollte, entschied er sich für die radikalste Lösung: die Operation. Er war vielleicht — nein, er war sicher ein allzu hastiger Chirurg.

Er wußte, daß das deutsche Volk nach dem verlorenen Krieg durch den Zwang der Verhältnisse immer mehr verelenden, immer schärfere Konflikte aus sich heraus gebären müsse. Daß die Beibehaltung der bürgerlichen Gesellschafts-

ordnung zugleich mit der Entfesselung der revolutionären Arbeiterforderungen immer neue Streiks, Zusammenstöße und gar blutige Kämpfe hervorrufen müsse. Diesen Prozeß wollte er, der Vermessene, abkürzen.

Als er jedoch sah, daß die offizielle Sozialdemokratie auch nach der Revolution nicht gewillt war, den Geist des Sozialismus in die Tat umzusetzen, daß sie durch ihre vielen Gemeinschaften mit der bisher herrschenden Klasse diesen revolutionären Willen auch gar nicht haben konnte, da sie selbst viel zu belastet war, bekämpfte er ihre Revolutionspolitik noch heftiger und schonungsloser als ihre Kriegspolitik.

Von Zweiflern, Gegnern und Freunden nach einem Programm gefragt, antwortete er gemeinsam mit Rosa Luxemburg, Franz Mehring und Clara Zetkin auf die selbstgestellte Frage: Was will der Spartakusbund? mit einem leidenschaftlichen Manifest. Selbst radikale und gerechtdenkende Bürger mußten zugeben, daß dieses Programm, wie man auch zu ihm stehen möge — mit wenigen Ausnahmen — ein folgerichtiges, sozialistisches und revolutionäres Bekenntnis sei. Man könnte sagen: Die Erneuerung des kommunistischen Manifestes von 1847.

Ein Satz, dessen Tragik grade jetzt deutlich wird, leuchtete besonders heraus: »Die proletarische Revolution kann sich nur stufenweise, Schritt für Schritt, auf dem Golgathaweg eigener bitterer Erfahrungen, durch Niederlagen und Siege, zur vollen Klarheit und Reife durchringen.«

Gegen einen Satz ihres eigenen Programms haben die Spartakuskämpfer auf jeden Fall verstoßen: Sie werden, so hieß es, »nie anders die Regierungsgewalt übernehmen als durch den klaren unzweideutigen Willen der proletarischen Massen in ganz Deutschland, nie anders.« Gegen diesen ausdrücklich formulierten eigenen Willen haben sich die Führer des Spartakusbundes unzweifelhaft versündigt. Sie, die nur der Gewalt des Geistes und dem klaren unzweideutigen

Willen der großen Mehrheit der proletarischen Massen vertrauen wollten, appellierten plötzlich an die Gewalt und versuchten es mit denselben Mitteln, mit dummen Maschinengewehren und Gasgranaten, wie die Machthaber von gestern und heute. Sie ließen sich hinreißen — und darin besteht zum Teil ihre Tragik — entgegen ihrem eigenen Willen, sich auf die Gewalt zu stützen, an die dauernde Macht von Maschinengewehren zu glauben. Selbst wenn sie gesiegt hätten, was wäre daraus geworden? Revolutionärer Sozialismus auf der Macht von Bajonetten? Gestützt auf unreife, fragwürdige oder verworrene Mitläufer und eine ganz dünne Schicht intellektuell hochstehender, radikaler Köpfe? Psychologisch verständlich wird der Anruf der Gewalt bei einer so scharfsinnigen und historisch gebildeten Frau wie Rosa Luxemburg nur durch die Erregung, in die sie, die leidenschaftliche Sozialistin, und noch mehr der weniger disziplinierte Idealist Liebknecht, geraten mußten: angesichts einer antisozialistischen und antirevolutionär wirkenden Regierung.

Was diese beiden Vorkämpfer in der Sozialdemokratie und Internationale über alle anderen erhob, war ihr leidenschaftlicher Ernst, ihr unbeugsamer Wille, Geist und Tat eins werden zu lassen. Ihr rigoroses Rechtsgefühl, ihr selbstloser Kampf für die Armen und Ärmsten. Die Arbeiter dankten es ihnen im Herzen und huldigten ihnen. Wer war es, der die Soldatenmißhandlungen aufdeckte? Wer kämpfte von Beginn des Kriegs an in der vordersten Reihe gegen den organisierten Wahnsinn und gegen die Machthaber, die ihn befahlen? Hat ein Führer der Mehrheitssozialisten sich für seine im Kriege geäußerten Ideen einsperren lassen müssen? Einer? Ein Einziger? Wen ließ die kaiserliche Regierung einkerkern? Hinter Zuchthausmauern unwürdige Arbeit verrichten? Wer opferte sich für das Volk, das sie erschlug? Wer sind die Helden des Krieges und der Revolution?

Können die Herren, die gegenwärtig die Reichsregierung

bilden, beanspruchen, von künftigen Historikern als Helden der Revolution bezeichnet zu werden? Haben sie ihr den Weg gebahnt, haben sie die Bewegung vorwärts gedrängt? Waren sie ihre Pioniere? Die Bescheideneren unter ihnen werden das selbst von sich nicht behaupten. Sie sind vielmehr die Nachzügler und schließlich nutznießenden Platzhalter der Revolution. Und sie sind es, die kraft ihrer falschen Politik, ihres geist- und revolutionsfeindlichen Paktierens mit den bisher Herrschenden das deutsche Volk wiederum diskreditieren. Sie verhindern die Einigung der gesamten Arbeiterschaft. Sie schließen leichter Verträge mit dem General v. Lüttwitz als mit einem ihnen unbequemen Arbeiter, der gestern noch ihr Kamerad war. Dadurch erzeugen sie Mißtrauen. Sie glauben nicht an den Geist. Sie halten Menschlichkeit für Schwäche. Während sie vielmehr, geeint mit Gerechtigkeit, die künftige entwaffnende Macht sein wird. Sie lassen die Bureaukratie mit allen ihren Apparaten arbeiten, um sich gemeinsam mit dem Bürgertum die Macht zu sichern. Sie, einst Sozialisten, verbrüdern sich — wie sie es schon im Kriege unter dem Paravant des Burgfriedens taten — mit den Repräsentanten des alten Regimes. Sie fühlen es nicht mehr, wie sie in jeder Minute dem Worte des alten Bebel zuwiderhandeln, der sich rühmte ein Todfeind der bürgerlichen Gesellschaft zu sein. Sie sind ihr intimster Freund, sie verullsteinen täglich mehr. Nicht ohne Scheinheiligkeit berufen sie sich dafür auf das längst zur Phrase verhunzte Wort: Demokratie. Während sie mit den Offizieren und Generälen des alten Regimes Verträge abschlossen, ihnen Eide abnahmen, wurden unter ihrer Regierung die entschlossensten Vorkämpfer der Revolution buchstäblich erschlagen. Gleichviel, was sie zu ihrer Entlastung anführen können, das Urteil steht fest: Sie haben versagt, sie stemmen sich der großen Bewegung der arbeitenden Massen entgegen. Der Ruf nach Einigung aller Republikaner und Revolutionäre,

aller wahrhaften Sozialisten und Demokraten wird nicht verstummen. Und der entschlossene Wille der Kopf- und Handarbeiter wird die Beseitigung derer erzwingen, die die Revolution zu hemmen und nicht zu fördern suchen.

Wie immer diese Massen zu Liebknecht stehen werden, vor der Tragödie dieses ersten Helden der Revolution werden sie sich beugen. Mag dieser Held geirrt oder gefehlt haben. Das Symbol seines Lebens und seines Todes sei: Arbeiter aller Richtungen, vereinigt Euch. Dieses sei sein Vermächtnis.

Aus der „Republik" vom 25. 1. 19.

SIE WISSEN NICHT, WAS SIE TUN

VON WILHELM HERZOG

Nach vier Jahren des Wahnsinns und des organisierten Mordens begann die grauenvollste Tragödie, von der die Welt je Kunde erhalten wird: die deutsche Revolution. Auf die Kieler Matrosenrevolte folgten zwei Tage später helle Fanfarenklänge aus München, überraschende Rufe, Aufrufe, Proklamationen eines geistigen Revolutionärs. Geist war Tat geworden. Es schien, als sollte die Welt sich verjüngen, als sollte der Wust, den Jahrhunderte aufgestapelt hatten, endlich abgetragen werden; es schien, als sollten wir uns nach dem Umsturz des mittelalterlichen, längst morschen Staatsgebäudes dem Aufbau einer neuen, aus der Revolution geborenen, menschenwürdigeren Gemeinschaft nähern. Diesen Glauben an die Revolution entzündete in Deutschland der in Berlin geborene Literat Kurt Eisner.

Wir glaubten, als wir mit ihm am Abend des 7. November in den alten bayerischen Landtag zogen und dort in der Nacht den neuen Volksstaat Bayern ausriefen, daß

nun die Arbeit des neuen Geistes beginnen müsse, daß uns die Pflicht auferlegt sei, die Verwirklichung der Ideen Rousseaus, Kants, Marx', Engels, Lassalles in einem neuen Deutschland vorzubereiten.

Wir riefen allen Arbeitern und Bürgern Münchens zu: »Vertraut dem Großen und Gewaltigen, das in diesen schicksalsschweren Tagen sich vorbereitet! Helft alle mit, daß sich die unvermeidliche Umwandlung rasch, leicht und friedlich vollzieht. In dieser Zeit des sinnlos wilden Mordens verabscheuen wir alles Blutvergießen. Jedes Menschenleben soll heilig sein. Bewahrt die Ruhe und wirkt mit an dem Aufbau der neuen Welt! Der Bruderkrieg der Sozialisten ist für Bayern beendet. Auf der revolutionären Gesamtlage, die jetzt gegeben ist, werden die Arbeitermassen zur Einheit zurückgeführt. Es lebe die bayerische Republik! Es lebe der Frieden! Es lebe die schaffende Arbeit aller Werktätigen!«

Dies war das Programm, dies waren die Absichten, die Forderungen Eisners. Er glaubte bis zur letzten Minute an die Möglichkeit ihrer Verwirklichung. Er war der leidenschaftlichste Kämpfer für die Wiedervereinigung des gesamten Proletariats. In der Zusammenfassung aller Arbeiter, der Schaffenden aller Schichten sah er das Ziel, das angestrebt werden mußte, wollte man zu neuem, möglichst schnellem Aufbau der sozialistischen Republik Deutschland kommen.

Deshalb forderte er immer wieder die Beseitigung der Hemmungen, die sich diesem Werke entgegenstellten, d. h. er forderte und mußte fordern die Ausschaltung der kompromittierten Führer, weil sie uns im Inland zu immer erneuten Kämpfen führen und weil wir ihretwegen vom Ausland gehöhnt und verachtet werden. Er — als Psychologe, als Völker- und Menschenkenner — kannte die Berechtigung der ententistischen Argumente. Was könne sich

in Deutschland geändert haben, wenn die revolutionäre Regierung der Entente dieselben Männer als Waffenstillstandsunterhändler schickt wie Wilhelm II., wenn die Nationalversammlung, zumindest ihr Geist derselbe ist wie der des Reichstages, wenn sich ein neuer Militarismus genau so herausfordernd und gewalttätig benimmt wie der alte.

Da Eisner der einzige war, der von einem hohen Regierungsamt aus auf die falsche Politik, die in Berlin von den Nachfolgern des Prinzen Max von Baden getrieben wurde, immer wieder hinwies, da sein Geist, seine Einsicht, seine revolutionäre Forderungen unbequem wurden, begann die wüsteste Hetze gegen ihn.

Was war er nun? Ein Phantast, der von praktischer Politik nichts ahnte. Ein gefährlicher Ideologe. Ein peinlicher Bekenner. Kein Praktiker, kein Realpolitiker, der den Wert der Lüge zu schätzen wußte. Er wollte vielmehr bedingungslose Wahrheit. Er wollte aufräumen mit dem alten System der Lüge, das uns ins Unglück gestürzt hat. Er wollte die Reinigung, die sittliche Läuterung des deutschen Volkes.

Dieser universale Geist — vielleicht der gebildeteste Mensch unserer Zeit — engte sich in ein politisches Amt: er, der revolutionäre Künstler, wurde bayerischer Ministerpräsident, mußte es werden, weil kein anderer da war. Und zum ersten Mal hörten die Deutschen von einem Ministersessel aus nicht die herkömmlichen Weisheiten der »Realpolitiker«, sondern geistig durchglühte Worte, ernste, wundervoll formulierte Gedanken eines revolutionären Philosophen, zugespitzte, scharfe Kritik eines überlegenen Kopfes an den bisherigen Zuständen, an der »Kultur«, dem Wirtschaftsaufbau, der Diplomatie, an der Presse.

Und diese besonders war es, deren gefährliche Bedeutung er erkannt hatte. Er hatte das Getriebe viel zu lange mit angesehen, um nicht alle Geheimnisse, Intriguen, Korruptionen

bis ins Kleinste zu kennen. Er wußte, wie diese Presse im Kriege und vor dem Kriege entstellt, gefärbt, gefälscht, gelogen hatte, um Interessen hinter ihr stehender Gruppen und Verbände zu fördern, er wußte, wie sie arbeitete, um eine Sache oder eine Person mißliebig oder unmöglich zu machen; er wußte, wie sie hetzen, wie sie vernichten, wie sie töten konnte.

Er hat es kurz vor seinem Ende in der widerlichsten Weise erlebt. Vom »Vorwärts« bis zur »Deutschen Tageszeitung« wurde er tagtäglich verunglimpft und geschmäht: als lächerlicher Literat, als größenwahnsinniger Bohémien, als Verräter, als galizischer Jude, als komische Figur, als eitler Glücksritter, als ehrgeiziger Narr.

Man hat ihn, den selbstlosesten Menschen, verdächtigt, Gelder zu seinen Gunsten veruntreut und in der Schweiz in Sicherheit gebracht zu haben. Die Kosten seiner Fahrt nach Bern zu tragen, hatte der bayrische Ministerat abgelehnt, woraus sich für die Presse überaus willkommener Stoff gegen einen verhaßten Ministerpräsidenten ergab. Mit solchen Niedrigkeiten hat ein Mensch zu kämpfen, dem das Schicksal die tragische Aufgabe erteilt hatte, in Deutschland die Revolution einzuleiten.

Nach Liebknecht, Rosa Luxemburg, Franz Mehring, nach den leidenschaftlichsten und ernstesten Pionieren der sozialistischen Idee fällt die reaktionärste Revolution, die je die Welt sah, den über sich selbst hinausgewachsenen Idealisten, den wertvollsten Künder, den geistigen Repräsentanten eines neuen Deutschland, auf den die ganze Internationale als auf einen ihrer besten Kämpfer hoffte.

Diese Revolution mordet ihre Geburtshelfer. Die Kurpfuscher leben und regieren weiter. Menschlichkeit und Güte stirbt. Die alte Brutalität triumphiert. Wie lange noch?

War Eisner zu früh gekommen? Überschätzte er und wir alle dieses Volk, wenn wir glaubten, daß es bereits zu einer geistigen Revolution fähig sei? Wie konnten und wie können wir glauben, daß es — verroht, selbstisch und im Machtwahnsinn erzogen — freiwillig auf Privilegien verzichten würde? Wie konnten und wie können wir glauben, daß sich plötzlich dieses Volk zu wandeln vermag? Es macht Geschäfte, schiebt, wuchert und tanzt weiter. Es sieht dem Bruderkrieg zu, es sieht zu, wie Arbeiter Arbeiter töten, es liest die Heeresberichte aus dem Ruhrrevier mit demselben Anteil, mit dem es Jahre lang Ludendorffs Berichte las. Es wundert sich nicht, daß die Urheber des chaotischen Elends, in dessen Mitte wir leben müssen, daß die Ludendorff, Tirpitz, Keim und alle wilhelminischen Generale ihr wertvolles Dasein ungestört und furchtlos weiterführen, ja daß sie zum Teil zu aktiver Mitarbeit herangezogen werden, während fast alle revolutionären Führer bereits erschlagen, eingekerkert, verdächtigt und verfolgt wurden.

Kurz vor Liebknechts Ermordung, als in den Berliner Straßen bereits Arbeiter gegen Arbeiter gehetzt wurden, als das Gemetzel durch den Ruf zur Versöhnung, zur Einigung nicht unterbrochen werden konnte, telegraphierte mir Eisner als ich zur Vermittlung rief: »Habe heute an die Reichsleitung gedrahtet: Mit wachsendem Entsetzen verfolgen wir den mörderischen Bürgerkrieg in Berlin. Das muß ein Ende haben, wenn nicht ganz Deutschland zugrunde gehen soll. Das Beispiel Berlins wirkt überallhin zerrüttend und erzeugt eine Massenepidemie des Wahnsinns. Eine vom Vertrauen des Volkes getragene Regierung, die alle Richtungen des Sozialismus zusammenfaßt und entschlossen ist, auf dem Boden der Revolution die Demokratie und den Sozialismus bis zum Siege durchzuführen, scheint die einzige Rettung. Überall im Süden steigt der Zorn des Volkes gegen Berlin, während

zugleich dunkle Elemente auch hier zum Bruderkrieg treiben.«

Solange er lebte, verhinderte er ihn. Sein Tod kann ihn entfachen. Schon antwortet ein schwarzer Schrecken dem andern.

Wir haben — Eisners Politik folgend — gewarnt und gewarnt. Wir haben zur Besinnung gemahnt. — Wir forderten Versöhnung, Menschlichkeit und Verlassen des Machtstandpunktes. Man blieb bei den alten Methoden und wandte die im Krieg erprobten Machtmittel an.

Eisners Warnungen blieben unbeachtet. Die Presse verlangt — wie ihr befohlen — den Sieg der Regierungstruppen. Verständigung wäre ehrlos gewesen. Die Massenepidemie des Wahnsinns wütete weiter. Und jetzt hat ein Angesteckter einen der gütigsten, klügsten und liebenswertesten Ärzte getötet.

Das Vermächtnis dieses idealistischen Geistes richtet sich an alle Arbeiter, an alle wahrhaft revolutionären Köpfe: wollt Ihr weiteres Blutvergießen verhindern, so bezwingt Euch selbst. Duldet nicht, daß man auf Eure Brüder schießt, findet zurück zur Menschlichkeit, verlangt, daß Sozialismus nicht töte, sondern lebendig mache, schöpferisch werde, auf daß Ihr aus dem Grauen dieser Tage herauskommt. Ihr habt genug getötet. Legt alle die Waffen nieder. Befreit Euch von der Lüge und von der Gewaltanbetung. Eint Euch: zwecks Bekämpfung der Euch feindlichen Mächte. Und Ihr werdet unüberwindlich sein!

Es kann sein, daß dieser Ruf wieder hoffnungslos verhallt, ja, daß er verleumdet und verdächtigt wird. Es kann sein, wir fürchten: es wird sein, daß die »Realpolitiker« des Krieges, wie sie vier Jahre lang das Heil von Hindenburg und Ludendorff, es jetzt von Männern wie Scheidemann und Noske erhoffen.

Furchtbarer Wahn. Nur durch den Sieg des Geistes und nicht durch den irgendeiner Gewalt — und stünde hinter

ihr die ganze große deutsche Armee von 1914 — kann die Gesundung, die Rettung diesem Volke kommen. Es braucht keinen neuen Napoleon. Diese Napoleoniden würden im Zeitalter Wilsons und einer ihrer Kräfte bewußten Arbeiterschaft Europas nicht lange leben. Es brauche vielmehr einen Savonarola, der es zur Selbsterkenntnis, zur Buße vor sich selbst und zur Läuterung zwingt. Weil Eisner, der revolutionäre Jude, etwas von ihm hatte, — in seiner schonungslosen Kritik, in seinem Wahrheitsmut, in dem Eifer für seine Idee — weil er, der sonst an Marx und Tolstoi gemahnte, oft wie ein moderner Nachkomme des Florentiner Mönchs wirkte, darum haßte man ihn, darum erschlug man ihn, darum fiel er: als ein Vorkämpfer der Menschheit.

Aus der „Republik" vom 22. 2. 19.

SIE WOLLEN NICHT HÖREN

VON WILHELM HERZOG

Der Ministerpräsident Scheidemann hat am 18. Februar 1919 in der Nationalversammlung — gegen den schwerindustriellen Abgeordneten Voegler gewandt — einige sehr scharfe Sätze gesprochen. Der offizielle Bericht verzeichnet folgenden Wortlaut:

> Dank der Politik der vereinigten drei: Schwerindustrie, Alldeutsche und Ludendorff, mußte Deutschland zusammenbrechen. Sie tragen ein gerütteltes Maß an Schuld daran, das wiederhole ich (Zurufe des Abg. v. Graefe: Sie saßen in der Regierung, nicht ich!). Nur das eine will ich Ihnen, Herr Graefe sagen: Fassen Sie sich an Ihre eigene Nase und denken Sie an Ludendorff. Glauben Sie, Sie hätten bessere Bedingungen herausgeholt? Wären Sie zu Foch

gekommen, Sie wären einfach zum Teufel gejagt worden. Mit Ihnen hätte man überhaupt kein Wort gewechselt. Ihre Rolle ist ausgespielt; daran sich zu gewöhnen, fällt Ihnen schwer. Ich verstehe das, aber geben auch Sie sich Mühe, es zu verstehen.

Scheidemann überblickt also die Situation ganz deutlich. Was bei einem Manne von seiner Klugheit und seinen Kenntnissen auch befremden müßte, wenn es anders wäre. Er weiß also und er spricht es aus, daß den Schwerstkompromittierten noch schlechtere, noch härtere Bedingungen auferlegt worden wären, ja — er meint mit Recht — daß Foch sie einfach zum Teufel gejagt hätte, wären sie als deutsche Unterhändler zu ihm gekommen. Er hätte mit ihnen kein Wort gewechselt, fügt der Ministerpräsident hart, unerbittlich und dennoch tief begründet hinzu.

Und dieser so wohlorientierte Politiker sollte nicht sehen, sollte nicht wissen, daß er selbst leider sich in einer ganz ähnlichen Situation befindet? Sein »Vorwärts«, in dem niederträchtige Verleumder ihr schmutziges Handwerk treiben dürfen, sagt es ihm allerdings nicht. Aber Wilhelm II. durfte die Welt auch nicht nach der unvergleichlich vornehmeren und ehrlicheren »Norddeutschen Allgemeinen« oder der »Deutschen Tageszeitung« beurteilen. Oder er nahm Schaden an seiner Seele, an seinem Königtum, an seinem Thron. Er, der Kaiser von Gottes Gnaden, erfuhr plötzlich, daß er gar nicht der geborene Führer des deutschen Volkes war. Er hatte weder auf die Stimmen des Auslandes noch auf die gewaltige Musik der Massen, sondern immer nur das süße oder beängstigende Flüstern der untertänigen Generäle und Diplomaten gehört.

Herr Scheidemann befindet sich in einer ähnlichen Situation. Er höre früher als Wilhelm II. wenn nicht um seinetwillen, so um des deutschen Volkes willen auf die Stimmen des Auslandes und auf die gewaltige Musik der Massen. Nicht aus der Lindenstraße, die sie ihm täglich unterschlägt. Er höre z. B. nach Basel, wo

die »Basler National-Zeitung«, ein unabhängig-demokratisches Blatt, tagtäglich den Deutschen die Augen zu öffnen sucht, über ihre gegenwärtige elende Lage, über den Ursprung und die Besserungsmöglichkeit dieses Elends. Der völlig vorurteilslose Leiter dieses liberalen Organs, das leider nicht in der Jerusalemer Straße der Reichshauptstadt erscheint, kämpft seit Jahr und Tag nur aus Klugheit und Rechtsgefühl für die Reinigung und Läuterung Deutschlands.

Woher kommt es, fragt er in einem seiner ausgezeichneten Artikel, daß das Ausland allen Klagen gegenüber, die aus Deutschland kommen, so kühl bleibt? Und er antwortet: »Nicht davon, daß man nicht die gegen Deutschland geübte Strenge beklagenswert fände, wenngleich das Übermaß der deutschen Beschwerden übertreibt, sondern weil Deutschland leider in keiner Weise beweist, daß es sittlich berechtigt ist, Beschwerden zu erheben. Im Gegenteil, eine jede Äußerung seiner Regierenden, eine jede Rede seiner Parteiführer, fast ein jeder Artikel seiner Zeitungen scheint jenes Mißtrauen seiner Feinde zu rechtfertigen, das zu so harten Bedingungen führt und wohl auch die unglückliche erste Fassung des Völkerbundstatus erklärt. I m m e r w i e d e r m u ß m a n d e n D e u t s c h e n s a g e n : E n t l e d i g t e u c h e u r e r k o m p r o m i t t i e r t e n M ä n n e r, z e i g t, d a ß i h r b e g r e i f t, w a s i h r a n g e r i c h t e t h a b t u n d w a s l ä n g s t b e w i e s e n v o r a l l e r A u g e n l i e g t, u n d i h r w e r d e t d a m i t e u e r e r S a c h e a m m e i s t e n h e l f e n.«

Es nützt nichts. Sie würden sich ja selbst aufgeben. Und dazu war noch nie ein »Patriot« fähig. Scheidemann kann zwar Voegeler brandmarken. Aber sich selbst sieht er in der ihm von seinen Pressechefs besorgten Gloriole.

Jedoch, wie weit reicht die? In Deutschland — und das ist diesen kurzsichtigen Staatsmännern das Wesentliche und Wichtigste — allerdings sehr weit, über alle Zeitungen mit Ausnahme der wenigen bösen und als bösartig empfundenen unabhängigen Organe.

Das neutrale Ausland ist, obwohl die Ludendorff-Apparate in der Schweiz und überall noch in voller Tätigkeit sind — nur umgestellt für die »sozialistische« Republik — das Ausland ist, nimmt man die von Erzberger erzeugten Reptile aus, leider völlig immun gegen die Berliner Gifte. Deshalb schreibt die »Basler National-Zeitung« frank und frei die Wahrheit. Deshalb nennt sie die Krankheit beim richtigen Namen. Man höre weiter:

»Foch hat darauf bestanden, daß der frische fröhliche Krieg im Osten aufhört und zwischen Deutsche und Polen eine Demarkationslinie gelegt wird. Wolff beeilt sich zu versichern, daß sie keineswegs die Festlegung des späteren territorialen Standes bedeute. Havas hat keine Veranlassung zu dieser Erklärung. Jedenfalls wird das sinnlose Blutvergießen zwischen Deutschen und Polen damit beendigt, und man darf sich daher jener Bestimmungen freuen. Feldmarschall Hindenburg hat soeben einen von Wolff amtlich wiedergegebenen Aufruf erlassen und die Erinnerung an seine verjährten Siege heraufbeschworen, die Deutschland das Elend vierjähriger Kriegsverschleppung eingetragen haben; er wird dank dem Abkommen keine neuen Lorbeeren pflücken und sich darauf beschränken müssen, der geheime Berater des Genossen a. D. Noske bei dessen Aktionen im Bürgerkriege zu sein. Vermutlich wird Deutschland auch zu ernsthafter Demobilisation angehalten werden, die ja nach den Erklärungen des Reichsschatzsekretärs Schiffer für seine so bedrohten Finanzen nur willkommen sein wird. Andererseits wird man die Rückgabe der Gefangenen, wenn Deutschland diesen Waffenstillstand unterzeichnet und durchführt, wohl erwarten dürfen; ihre Anwesenheit wird das Elend und die Schwierigkeiten in Deutschland nur vermehren, so natürlich der Wunsch nach ihrer Wiederkehr ist. Die »Frankfurter Zeitung«, die Freitags noch über Erzbergers »verderbliche Taktik« jammerte und mit dem Gedanken spielte, Deutschland sollte Trotzkis Vorgehen nachahmen, wird sich rasch davon überzeugen, daß das deutsche Bürgertum vor solchem unmittelbarem Selbstmord zurückschaudert — selbst wenn am

Ende die holde Hoffnung auf den Weltbolschewismus winkt. Aber es wird gut sein, solche Ratschläge und Gesinnungen sich zu merken. Die Welt wurde das erstemal durch den deutschen Krieg zugrunde gerichtet; damit Deutschland nicht die Folgen seiner Schuld zu tragen habe, soll sie mit deutscher Hilfe und auf Anraten des deutschen Bürgertums auch noch das zweite größere Unglück des Weltbolschewismus erleiden . . . Alles, weil die Imperialisten und Nationalisten von früher ihre Schuld nicht erkennen wollen. Der Einzige, der sie noch stört, Kurt Eisner, wird augenblicklich gerade schlachtreif gemacht.«

Welch furchtbare Prophetie! Sie wurde in einem entsetzlicheren Sinne wahr, als sie der Schreiber geahnt haben mag. Gegen die verbrecherische Hetze, die zu seiner Ermordung führte, gegen die niedrigen Verleumdungen dieses redlichsten und bedeutendsten Geistes der Deutschen richtet sich der Leiter der »Basler-National-Zeitung«, der Eisners Verdienste um die Wiederherstellung der Internationale und um den Frieden mit diesen schönen Worten würdigt:

»Er hat in Bern dem deutschen Volke den ersten Dienst geleistet, der diesem unglücklichen und bedauernswerten Volke seit Jahren Nutzen brachte, er hat die Empörung gegen die feigen und annexionistischen Helfer des deutschen Militarismus, die Mehrheitssozialisten, zu beschwichtigen gewußt, durch seine Aufrichtigkeit und Redekunst verhindert, daß der Kongreß am ersten Tage auseinanderfiel, er hat die französischen Genossen zur Internationale gebracht und ihre Unterschrift steht unter Motionen, die gegen Annexionen deutschen Gebietes, gegen den Kolonienverlust Deutschlands gerichtet sind, und sie haben mit allen Genossen aller Länder die Rückkehr der deutschen Gefangenen gefordert. Gegen diesen Mann toben ausnahmslos alle Blätter aller deutschen Parteien; statt glücklich zu sein, daß Deutschland noch einen Mann hat, dessen Persönlichkeit bei seinen Feinden Achtung einflößt, soll jener Einzige, den die Deutschen mit allen Laternen suchen müßten, wenn sie ihn nicht schon hätten, verschwinden.

Wo sind in der deutschen Reichsführung die Lichnowsky, Mühlon, Foerster, die paar Aufrechten und Gerechten? Niemand denkt an sie; die Spießgesellen des Kaisertums, die Agenten der Propaganda, die Reisenden mit den Pässen der Wilhelmstraße, sie gebieten nach wie vor — und dann jammert, dann protestiert Deutschland, wenn es die Folgen dieses Mißtrauens, dieser verbrecherischen Dummheit und Lüge am eigenen Leibe erfahren muß. Dann möge es sich auch nicht beklagen, wenn Spartakus trotz allen Gewalttaten, trotz den Radek angelegten Eisenketten, trotz den auseinandergejagten Versammlungen von Tag zu Tag mehr Gewalt gewinnt und schließlich alle Schuldigen ausbrennt, freilich dabei ganz Deutschland und wohl auch die ganze Welt in Flammen setzend.«

Wo liest man in Deutschland solche Sätze? Wer hat den Mut, sie zu schreiben und drucken zu lassen? Welch liberaler, das heißt: frei-sinniger wahrhafter Demokrat in Deutschland denkt so? Es gibt einige wenige. Ich glaube, sie zu kennen. Es sind dieselben, die bereits im Kriege gegen das Ludendörffische System kämpften, die als Demokraten und als ehrliche geistige Kämpfer links von Scheidemann standen, die man als unbequem empfand oder als Psychopathen, Sonderlinge, Malcontente verdächtigte. Man erinnere sich, wie Herr Scheidemann im Reichstage von Lichnowsky als einem eitlen Narren sprach. Wo sind die Witting, Foerster, Mühlon, die v o r dem Zusammenbruch die Hasardeure, die das deutsche Volk in namenloses Elend stürzten, beim Namen nannten? Foerster ist von Eisner, nicht etwa von der Reichsregierung nach Bern gesandt worden.

Wilson mußte es dem deutschen Volke dreimal sagen, bis es verstand, daß es seinen geliebten Herrscher fortschicken müßte, wollte es Waffenstillstand haben. Zuerst protestierte man. Freche Einmischung in die internen deutschen Verhältnisse. Unmöglich zu dulden. Proteste über Proteste. Jeden Tag ein neuer. Genau so wie jetzt. Man spürt nicht, wie lächerlich und würdelos zugleich man sich

benimmt. Es gibt keine internen Verhältnisse in Europa mehr. Es sind Weltbeziehungen, Weltreaktionen, Weltrevolutionen, die davon abhängen, welche Männer an der Spitze eines Staates stehen.

Und wir hätten längst einen Frieden mit Wilson herstellen können, wenn Männer wie Eisner, Foerster, Mühlon, Witting, Schücking und nicht die alten kompromittierten Kriegspolitiker das ungeheure schwierige Werk in die Hand genommen hätten.

Die Erschütterungen, denen Deutschland jetzt ausgesetzt ist und noch in entsetzlichster Weise ausgesetzt sein wird, wurzeln in der geist- und menschenfeindlichen Politik der Erben Ludendorffs. Sie können sich von dieser fürchterlichen, verhängnisvollen Erbschaft nicht befreien; sie sind in denselben Vorurteilen erzogen, sie sind Gefangene derselben brutalen Weltanschauung; sie glauben nicht an den Geist, denn sie sind Funktionäre, Bureaukraten, die dem Sozialismus und der Demokratie zu dienen glauben, während sie beide bekämpfen.

Was können sie? Protestieren. Mit dem Bolschewismus drohen. Aber die drüben sind raffiniertere Psychologen als der Schullehrer aus Buttenhausen. Sie sind Skeptiker von Beruf.

Die Liga der Nationen müsse sich — so hoffen die Gerechtdenkenden unter unseren „Feinden" und alle uns wohlwollenden Neutralen — ausweiten und entwickeln. Jedoch: wer verhindere jede Erfüllung solcher Hoffnung? Die Liga der deutschen Protestierenden. Und man höre von neuem die warnende Stimme aus Basel:

»Herr Scheidemann, der die Internationale verriet und ohne dessen Hilfe der Krieg weder hätte beginnen noch auch bloß zwei Monate dauern können, Herr Erzberger, der 1914 für die schärfste Behandlung der Belgier war, Graf Brockdorff, durch dessen Hand die gesamte Munitionspropaganda in Kopenhagen ging, das sind nicht die Leute, die auch gegen an sich tadelnswerte Gewaltakte

protestieren dürfen: im Gegenteil, durch ihre Anwesenheit fordern sie solche Gewaltakte heraus, denn gegen eine Nation, die solchen Menschen folgt, wird der Vorsichtige sich schützen wollen, zumindest wird es Nationalisten leicht fallen, mit solcher Begründung auch Wohlwollende zu überzeugen. Man würde wünschen, daß die Alliierten dies endlich einmal den Deutschen begreiflich machten. Im Falle des deutschen Kaisers haben sie damit ja nach einigen Monaten Erfolge erzielt; vielleicht gelingt ihnen das Gleiche auch mit den kaiserlichen Politikern und Parteien der Republik. Wenn sich in Deutschland endlich eine Liga bildet, die gegen deutsche Schuld, Einseitigkeit, Selbstgerechtigkeit und Hochmut protestiert, dann wird die Liga der Nationen rasch ein freieres Statut erhalten. Heute aber beklagt sich ein wirklicher deutscher Dichter, Thomas Mann, über die »Mißerfolgsanbeterei« der Deutschen, die die anderen Nationen in ihrem »Moralhumbug« stärke. Im Februar 1919: Moralhumbug! Thomas Mann war kein Belgier, der deportiert wurde, sein Kind ertrank nicht auf der »Lusitania« — er schreibt: »Moralhumbug«, die »Frankfurter Zeitung« druckt es! Welche Liga der Schamlosen! Armes, armes Deutschland.«

So bemitleidet, so beklagt man uns. Wann wird diesem Volk der Retter erstehen? An Ludendörffern und Ludendorffersatz ist kein Mangel.

Was fehlt, ist die Organisation der geistigen Kämpfer, der Unkompromittierten, der anständig Gesinnten, der guten Europäer unter den Deutschen. Nicht eine von Erzberger flink zu gründende Liga, sondern eine Gesellschaft der Wenigen, die keine Kompromittierten zuließen. Ihnen würden sich die Massen, die zur Wahrheit, zur Erkenntnis durchdringen wollen, anzuschließen haben und aus ihnen muß nach langer, jahrelanger Vorbereitung der Samen für ein neues Deutschland entstehen. Diese Generation ist verdorben bis ins Mark. Hoffnungslos. Durch

Schule, Universität, Militär. Nicht mehr zu entgiften. Wir können nur auf die neue junge Generation hoffen. Für sie gilt es den Weg freizumachen, damit wir wieder wert werden, mit den geistigen Kämpfern der anderen Nationen zu arbeiten und mit ihnen gemeinsam die alte imperialistische Welt zu zertrümmern, um an ihre Stelle zu setzen: ein neues, schönes, herrliches Weltgebäude, eine neue Weltordnung, mit gerechterer Verteilung für alles, was Menschenantlitz trägt, mit Sicherung jeder Existenz gegen Tötung, Hunger und Ausbeutung.

Es darf keinen Menschen mehr auf der Welt geben, der hungert.

Es darf keinen Menschen mehr auf der Welt geben, der töten muß oder mit dem Tode bedroht wird.

Denn wir wollen leben dieses kurze Leben und lebendig machen. Wir wollen die Welt freudiger und heller und glücklicher für alle Menschen machen.

Aus der „Republik" vom 25. 2. 19.

RABELAIS

AUS DEM NACHLASS GUSTAVE FLAUBERTS

Niemals ist ein Name häufiger genannt als der Rabelais, und niemals einer mit mehr Ungerechtigkeit und Verständnislosigkeit. Den einen erscheint er als ein trunkener und zynischer Mönch, als ein unordentlicher und phantastischer Geist, ebenso obszön als glänzend, gefährlich durch den Gedanken, umstürzlerisch durch den Ausdruck. Für die anderen enthält er eine ganze Lebensphilosophie, sanft, gemäßigt, skeptisch zweifellos; doch eine Philosophie, die zu einem ruhigen, ehrbaren Leben führt. Abwechselnd wurde er also geliebt, verachtet, verkannt, rehabilitiert; und seitdem ein erstaunliches Genie der Welt seine beißende, allumfassende Satire ins Gesicht geschleudert, die so frei aus dem gewaltigen Lachen seiner Riesen herausklingt, ist dieses große, so triviale, so derbe und so heitere, aber im Grunde so tiefe und so wahre Rätsel von jedem Jahrhundert nach allen Richtungen gewendet und auf tausend Weisen interpretiert worden.

Sein Werk ist ein historisches Ereignis; es hat an sich eine so tiefe Bedeutung, daß jede Zeit sich mit ihm verbindet und sich an ihm ausweist. So ist es zuerst im sechzehnten Jahrhundert bei seinem Erscheinen eine offene Revolte, ein moralisches Pamphlet. Es hat damals eine ganz aktuelle Bedeutung, es folgt dem Zuge der Zeit und führt ihn. Rabelais ist damals in seiner Art ein Luther. Seine Sphäre ist das Lachen. Aber er läßt es so gewaltig erdröhnen, daß er mit diesem Lachen ebensoviel Dinge stürzt als der Zorn des Mannes von Wittenberg. Er handhabt es so gut, er meißelt es so im Rahmen seiner weiten Epopöe, daß dieses

Lachen schrecklich geworden ist. Es ist eine Denksäule des Grotesken. Sie ist ewig wie die Welt.

Im siebzehnten Jahrhundert wird Rabelais der Vater jener naiven und freimütigen Literatur Molieres und Lafontaines. Alle drei unsterbliche, tüchtige Geister; es sind die am meisten französischen, die wir haben, aufrichtig, frei, ungezwungen in der Haltung, Männer im weitesten Sinne des Wortes, wie es je welche gab; alle drei gleichgültig gegen Philosophen, Sekten, Religionen, sind sie von der Religion echten Menschentums, und die ist ihnen vertraut. Sie haben sie behandelt und dargestellt, eingehend erläutert, der eine in Romanen mit derben Obszönitäten, Lachen und Blasphemien; der andere auf dem Theater, in jenem Dialog, der so geschickt phrasiert, von so tiefer Wahrheit, so naiver Hoheit ist, der in seinem einfachen Maskarillo-Lachen, in der Tüchtigkeit Philintes oder der Galle Alcestens mehr Philosophie enthält als alle Philosophen zusammengenommen; der andere endlich mit seinen Fabeln für die Jugend, mit seiner Moral für die großen Leute, mit seinem Vers voller Bonhomie, der sich dem vorhergehenden Verse so hübsch angliedert, mit seinem Wort, seiner Phrase, mit etwas unsagbar Hochstrebendem, mit seinem kristallenem Sonett, mit allen jenen Perlen der Poesie, die sich zu einem breiten glänzenden Geschmeide zusammenschließen.

Doch schon ist Rabelais der Gegenstand von Untersuchungen geworden, der Lieblingsautor einiger seltener Geister, die außerhalb des allgemeinen Zuges stehen. Außer denen, die wir schon angeführt haben, schätzt und würdigt ihn La Bruyère mit Unparteilichkeit. Für Boileaus peinlichen Geschmack, für Racines Zurückhaltung und Reinheit ist er nicht korrekt genug. Dieses prüde Jahrhundert, in dem Frau von Maintenon den Ton angab und das sich so gut in dem eckigen und flachen Park von Versailles spiegelt, schämte sich schon jener lockeren, lärmenden, nackten Literatur. Dieser

Riese jagte ihm Furcht ein. Es fühlte wohl, daß es sich zwischen zwei schrecklichen Dingen befand: dem sechzehnten Jahrhundert, das Luther und Rabelais hervorgebracht, und der Revolution, die Mirabeau und Robespierre hervorbringen sollte. Die Vernichter des Glaubens vorher, die Vernichter von Köpfen hernach: zwei Abgründe, zwischen denen es gezwungen in der Anbetung seiner selbst in der Mitte saß.

Im achzehnten Jahrhundert wird es noch schlimmer. Die Philosophen sind von feiner Lebensart und wollen von Rabelais nichts wissen. Der arme Pfarrer von Meudon hätte sich im Salon der schöngeistigen Marquisen und in den witzigen Gesellschaften der Frau du Duffand und der Frau Geoffrin am unrechten Platz gefühlt. Man hatte kein Verständnis für diesen ungestümen Schwung, diese Lebendigkeit, diese Wildheit, diese Dichtergabe, die von Erfindungen, Abenteuern, Reisen und Extrvaganzen übersprudelt. Der kleinliche, parfümierte, regelmäßige, kühle Geschmack verabscheute die sogenannte Ausschweifung des Geistes. Man zog die der Sitten vor. Voltaire findet wirklich nur deshalb ein Wort der Entschuldigung für Rabelais, weil er über die Kirche gespottet hat. Von seinem Stil dagegen, von seinem Roman begreift er nichts, obschon er einen Schlüssel dazu zu geben vermeint. Im ganzen nennt er sein Buch: »Einen Haufen des unflätigsten Schmutzes, den ein trunkener Mönch ausspeien kann«.

Das mußte so kommen. Der Ruhm Rabelais' und selbst seine Bedeutung wie die aller großen Männer, aller erlauchten Namen sind lebhaft und lange umstritten. Sein Genie ist einzigartig, außerordentlich; vielleicht ist er das einzige Genie der Weltliteratur. Denn wo hat er einen Rivalen? Etwa im Altertum, in Petronius oder Apulejus, mit ihrer überlegten, abgemessenen Kunst, ihren reinen Umrissen, ihren klugen Konzeptionen? Oder im ganzen Mittelalter, etwa in den epischen Zyklen des zwölften Jahrhunderts, in den Sotien, den Moralitäten, den Farcen? Nein, gewiß nicht! Und trotz-

dem die ganze stofflich komische Seite Rabelais' vom grotesken Element des Mittelalters zehrt, können wir ihm doch in keinem literarischen Denkmal einen Vorgänger nachweisen; sein treuester Nachahmer aus den modernen Zeiten, Beroald de Verville, der Verfasser von »L'art de parvenier« bleibt so weit hinter ihm, daß man ihn seinem Vorbild nicht vergleichen kann. Sterne hat ihn erneuern wollen, doch die häufig hervortretende Affektation und das verfeinerte Empfinden machen jede Parallele unmöglich.

Nein, Rabelais ist einzig, weil er für sich allein der Ausdruck eines Jahrhunderts, einer Epoche ist. Er hat zugleich literarische, politische, moralische und religiöse Bedeutung. Diese Geister, die neue Literaturen hervorbringen oder alte abschließen, zeigen sich in weiten Abständen; jeder von ihnen spricht sein Wort, das Wort seiner Zeit, und dann verschwinden sie. Homer besingt das kriegerische Zeitalter, die heldenmütige, kampflustige Jugend der Welt, den Frühling, wo die Bäume treiben! Bei Vergil ist die Zivilisation schon alt; er ist voll von Tränen, Halbschaften, Gefühl und Zartheiten. Dante ist düster und strahlend zugleich; er ist der christliche Dichter, der Dichter des Todes und der Hölle, voll von Melancholie und Hoffnung. Und welche Rolle hat der Dichter in alten Zivilisationen, wenn allen der Ekel gekommen ist, wenn der Zweifel alle Herzen erfaßt hat und wenn alle schönen Träume, alle Illusionen, alle Utopien Blatt für Blatt abgefallen sind, von der Wirklichkeit, der Wissenschaft, der klügelnden Vernunft, der Analyse fortgeblasen? Dann zieht er sich in sich selbst zurück; er kennt prächtiges Aufbäumen des Selbstgefühls und Augenblicke niederdrückender Verzweiflung; er besingt alle Todesqualen des Herzens und die Abgründe des Gedankens. Dann klingen alle Schmerzen, die ihn umgeben, aller Jammer, der laut wird, alle Verwünschungen, die hinausgebrüllt werden, in seiner Seele wieder, die Gott weit, widerhallend, ungeheuer gemacht hat;

und durch die Stimme des Genius brechen sie wieder daraus hervor, um auf immer einer Gesellschaft, einer Epoche ihren Platz in der Geschichte anzuweisen, um ihre Tränen zu verewigen und einen Denkstein ihres Unglücks zu errichten. (In unseren Tagen hat das Byron getan). Deshalb ist der echte Dichter wahrer als der echte Historiker und deshalb lügen die Dichter weniger als die Geschichtsschreiber. Die großen Schriftsteller sind also im Reich des Gedankens, was die Hauptstädte für die Länder sind: sie nehmen den Geist einer jeden Provinz, einer jeden Individualität in sich auf und geben dazu, was ihnen persönlich und eigentümlich ist. Sie amalgamieren ihn, dann geben sie ihn künstlerisch verwandelt wieder zurück.

Als Rabelais geboren wurde, schrieb man das Jahr 1483: es war das Todesjahr Ludwigs XI. Der König hatte das Feudalwesen gestürzt, der Mönch sollte das Papsttum vernichten: das heißt das ganze Mittelalter, den Krieger und den Priester. Das Volk war des einen wie des andern überdrüssig und wollte nichts mehr von ihnen wissen. Es hatte gesehen, daß der Kriegsmann es aussog, und daß auch der Priester es ausnutzte und betrog. Lange Zeit hatte es sich damit begnügt, seine Spöttereien in den Stein der Kathedralen zu schreiben, Lieder auf den Herrn zu dichten, irgend ein bissiges Wort über die Macht und den Adel zu äußern wie im »Roman der Rose«. Etwas mehr war notwendig: eine Revolte, eine Reformierung. Das Symbol war alt geworden, und im Symbole selbst das Mysterium, die Poesie: man fühlte ein allgemeines Bedürfnis, die Fesseln zu sprengen, einen neuen Weg zu betreten. Bedürfnis nach Wissenschaft: gleiches Bedürfnis in der Dichtung, in der Philosophie. Seit 1473 hatte eine Karikatur, die die Kirche unter einem Frauenleib mit Hühnerbeinen, Geierkrallen und einem Schlangenschwanz darstellte, ganz Europa erobert. Es war die Zeit Commines', Machiavells, Aretins. Das Papsttum hatte

Alexander VI. gehabt, es hatte Leo X., der nicht bessser war. Die intellektuelle Orgie stand bevor. Sie sollte von langer Dauer sein und blutig endigen. Im achzehnten Jahrhundert stellte sie sich von neuem ein und ihr Ende war ein gleiches.

Inmitten solcher Ereignisse, in einer solchen Epoche lebte Rabelais. Daß sich damals vor dieser in ihren Grundfesten wankenden und von ihren Ausschweifungen atemlosen Gesellschaft, vor so viel Umstürzen und Ruinen ein gewaltiger Sarkasmus über die scheußliche Vergangenheit des Mittelalters erhob, das noch im sechzehnten Jahrhundert weiterlebte, und vom sechzehnten Jahrhundert selbst verabscheut wurde, darf uns nicht wundernehmen.

Was ist nun eigentlich Rabelais?

Versuchen wir es zu sagen.

Die Mutter Gargantuas bringt ihren Sohn bei einer Verdauungsstörung zur Welt, die sie sich durch zu reichlichen Genuß von Weißbrot zugezogen, denn die Helden sind fürchterliche Esser: sie essen, sie essen so schrecklich, daß die Welt hungern muß: Provinzen, Herzogtümer, Königreiche werden durch ihren unersättlichen Appetit zugrunde gerichtet. Nun kommt also Gargantua zur Welt, und sobald er geboren ist, verlangt er: »Zu trinken! Zu trinken!« Als Kind ist er kräftig, es ist die Kindheit eines Riesen. Mit einem Jahr singt er Rondos, seine Erzieherinnen verderben ihn, er steckt ganz in Hofkleidern, ist ein echter Edelmann. Er wird in der Philosophie unterrichtet, hat Kontroversen mit Sophisten, liest Plinius, Athenäus, Dioskorides, Galen, Aristoteles, Aelian; man bringt ihm Geometrie, Musik, Medizin bei; er befaßt sich mit allem möglichen, amüsiert sich auf jede Art, trinkt tüchtig. Als er nach dem Kriege, den er für seinen Vater Grangousier gegen Picrochole führt, sein Haar kämmt, fallen Geschützkugeln heraus, und in

einem Salat verschlang er sechs Pilger, die er mit seinem Zahnstocher wieder hervorzieht.

Doch das schönste in diesem Romane sind nicht die Erfindungen und Abenteuer, noch der naive Stil von pittoreskem Ausdruck und einer so scharf geprägten Phrase, sondern der Dialog, das Komische der Charaktere, die langen philosophischen Gespräche Gargantuas mit dem Mönch, der ihm erklärt, warum die Mönche aus der Welt ausgeschlossen sind, warum die Fräuleins kühle Schenkel haben, warum die Nasen mancher Leute flacher sind als die anderer. Im ganzen ist Gargantua ein guter Kerl, er begnadigt seine Feinde und zieht sich auf seine alten Tage in die Abtei der Thelemiten zurück.

In dem Gargantua-Roman fällt alles Licht fast ausschließlich auf den Charakter des Helden: die anderen Personen sind Nebenfiguren und ihre Zeichnung ist undeutlich; Kraft und Stärke herrschen vor: es sind fröhliche Trinker, die lockere Reden führen und freimütig herauspoltern; sie zeigen weniger skeptische Malice und beißende Satire als in Pantagruel; Gargantua ist ganz der Krieger, wie er gegen 1520 sein mußte; er vertauscht allmählich den Degen mit der Feder, den Küraß mit dem Barett.

Pantagruel hat ein annerkanntes, eingetragenes Geschlechtsregister; er stammt von sämtlichen Königen ab: alle Riesen, alle großen Meder, Perser, Juden, Römer, Griechen, alle antiken Helden, mittelalterlichen Paladine sind seine Ahnen; sein eigener Vater Gargantua zählte bei seiner Geburt 484 Jahre. Seine Frau starb im Kindbett; um Pantagruel zu taufen, gebrauchte man alles Wasser des Landes, das sechsunddreißig Monate, sieben Wochen, 4 Tage, dreizehn Stunden und noch etwas länger ohne Regen war.

Gargantua weiß nicht, ob er sich über die Geburt seines Sohnes freuen oder über den Tod seiner Frau trauern soll; abwechselnd lacht, weint und ruft er: Ach armer Pantagruel!

Du hast deine gute Mutter verloren, deine süße Ernährerin, deine heißgeliebte Herrin. Ha falscher Tod! So übelgesinnt bist du mir, so sehr kränkst du mich, daß du mir die nimmst, der Unsterblichkeit mit Fug und Recht gebührte»; und wie er dies sagte, weinte er wie eine Kuh, doch ganz plötzlich lachte er wie ein Kalb, wenn Pantagruel ihm ins Gedächtnis kam. «O, mein kleiner Sohn!» sagte er, «mein Kujon, mein Schelm, wie hübsch bist du; wie dankbar bin ich Gott, daß er mir einen so schönen Sohn geschenkt hat, der so fröhlich ist, so lacht und hübsch ist! Ho, ho, ho wie froh bin ich, last uns trinken, ho! Lassen wir alle Melancholie fahren, bring vom besten, spül' die Gläser, leg' das Tischtuch auf, jag' die Hunde fort, setz' das Feuer in Brand, zünde das Licht an, schließ die Tür, schneide Brot in die Suppe, schick' die Armen, gib ihnen, was sie verlangen; halt mein Kleid, daß ich den Mantel ablege, um die Gevatterinnen festlicher zu bewirten.» Dann fügte er hinzu: «Meine Frau ist tot, ich werde sie durch mein Weinen nicht wieder auferwecken, es ist besser, weniger zu weinen und mehr zu trinken.»

Pantagruel schlürfte in seiner Jugend jeden Tag die Milch von 4600 Kühen; man machte ihm einen Brei in einem Topf, zu dessen Herstellung alle Pfannschmiede von Saumur Anjon, von Villedieu in der Normandie und von Bramont in Lothringen herangezogen waren; doch er zerbrach ihn mit den Zähnen und aß vom Kupfer.

Er geht nach Paris, liest alle Bücher der Abtei von Saint-Victor, erhält den Doktorhut; er fällt Urteile, befreundet sich mit Panurg, der «ein Übeltäter, Falschspieler, Trinker, Tagedieb, Nachtschwärmer war, wenn es je einen in Paris gab.» Im übrigen der beste Junge von der Welt.

«Und führte immer etwas gegen die Konstabler und Wachen im Schilde.» Er erhält Pardon, verheiratet alte Frauen, heilt Kühe; er liebt die vornehmen Damen und

spielt den großen Herrn: er begleitet Pantagruel und erzählt ihm tausend unbekannte Dinge; er triumphiert für ihn über einen Gelehrten aus England, der eigens aus seinem Lande herrübergekommen war, um zu disputieren. Panurg zieht gegen die Dispoden in den Krieg; nach ihrer Besiegung gibt man ihm ein Bistum, doch führt er sich dort weltlich auf, bringt seine Einkünfte im voraus durch; dann will er sich wieder verheiraten, aber er hat Furcht. Er berät sich mit Pantagruel, legt die Träume aus, befragt die Sybille von Panzoult um Rat, dann einen Dichter namens Raminagrobis, befragt alle Leute seiner Umgebung, seine Freunde, die Vorübergehenden, jedermann: er trifft den Bruder Jean des Entommeurs, der ihn davon abbringt, er befragt Hippotadäus, einen Theologen, um seine Ansicht, Rondibilis, einen Arzt, einen platonischen Philosophen, einen pyrrhonischen Philosophen; schließlich fragt er Triboulet um Rat, und da er nicht weiß, was er tun soll, schifft er sich ein, um das Orakel der »Göttlichen Flasche« zu befragen. Er versieht sich mit genügendem Mundvorrat und fährt ab; doch ein Unwetter bricht los und er hat Angst; er empfiehlt seine Seele Gott und allen Heiligen, er weint, schluchzt, wimmert, tut Gelübde; sogar die Schiffsmannschaft gerät außer Fassung und läßt das Schiff im stärksten Sturm im Stich. Als das Unwetter vorüber ist, spielt Panurg den Lustigen und behauptet, daß er keine Furcht gehabt hat; er spottet über Gott und macht sicht über das Meer lustig.

Sie besuchen alle Nationen und nirgends treffen sie Gutes an. Zuerst sehen sie das Land der Chicanous; von dort kommen sie in das des Quaresmeprenant, dann gelangen sie in die Gegend der Andouillen, die von Riffleandouille und Tailleboudin befehligt werden; dann kommen sie auf die Insel der Papefigen, dann auf die der Papimanen; sie ziehen weiter und lassen sich nirgends nieder.

Pantagruel begibt sich auf den Sitz des Messer Guaster,

des ersten Meisters in den Künsten der Welt; er ist der Tyrann über alle, und unsere Helden gehorchen ihm noch mehr als andern.

So kommen sie allmählich auf die Insel Sonante, wo der Brauch des Fastens Panurg höchlich mißfällt und wo die Papigoten das Regiment vollständig in Händen haben. Sie bleiben einige Zeit, aber da man sie Tag und Nacht zu jeglicher Stunde weckt, um zu trinken, wird das selbst Pantagruel zu viel. Sie fliehen aus den römischen Landen, kommen in das Gebiet von Quinte Essence, und erst nachdem sie im Lande Satins gewesen wo sie Quidire gesehen, kommen sie endlich ans Ziel ihrer Reise zur «Göttlichen Flasche.»

Und was auf diesem langen, atemlosen Gerenne durch die Welt vorherrscht, was glänzt, erklingt, ist ein ewiges Lachen, ein gewaltiges, wirres Riesenlachen, das die Ohren betäubt und schwindlig macht: Mönche, Soldaten, Hauptleute, Bischöfe, Kaiser, Päpste, Edelleute und Bauern, Priester und Laien, alle ziehen unter diesem gewaltigen Sarkasmus Rabelais' vorüber, der sie züchtigt und brandmarkt; und verstümmelt und blutend kommen sie unter seiner Feder wieder hervor.

Hinter Rabelais lag ein ganzes düsteres und schreckliches Mittelalter; das lange Dulden des Volkes, sein Haß gegen den Herrn und den Priester waren alt; seit langem lasteten Glaube und Knechtschaft in gleicher Weise auf ihm; doch die alte Gesellschaft lebte noch mit ihrer Tyrannisierung des Leibes, mit ihren Fesseln für den Gedanken: der Herr saß noch in seinem Turm, der Priester in seiner reichen, festen Abtei, der Papst in seiner ungeheuren Stadt Rom. Doch plötzlich erstand ein Mann, (und um die Ironie voll zu machen, war es ein Mönch!), der sich daran macht, ein Buch zu schreiben, ein zusammenhangloses, formloses Buch, unbestimmt im Gedanken, vielleicht ohne vorbedachten Plan, ohne festen Grundgedanken, aber voll von beißendem und

grausamen Spott über den Herrn trotz seines Heeres, über den Priester trotz seiner Heiligkeit, über den Papst trotz seiner Bullen: die alte gothische Kathedrale ist ganz entehrt, beschmutzt und besudelt, alles, was man bis dahin seit Jahrhunderten geachtet hatte, Philosophie, Wissenschaft, Magie, Ehre, Ruhm, Macht, Ideen, Glaube, alles das ist von seinem Pidestal gestürzt; die Menschheit ist ihrer Staatsgewänder und ihrer lügnerischen Tressen beraubt; sie zittert ganz nackt unter dem unreinen Atem des Grotesken, von dem sie seit langem in fester Umschlingung gehalten wird; sie ist häßlich und abstoßend; Panurg wirft ihr seine Weinkrüge an den Kopf und fängt an zu lachen. Und inmitten alles dessen die feinsten Bemerkungen über die menschliche Natur, die zartesten Abschattierungen des Herzens, die wahrsten Analysen, Szenen, die Moliere anerkannt hätte und bei denen unsere Ahnen vor Lachen vergehen wollten, die mehr Geist als wir hatten und die guten Autoren der guten alten Zeit lasen. Es ist weder die schneidend scharfe Pointe Voltaires mit dem durchdringenden Lachen, der ätzenden Galle und dem giftigen Biß, noch der naive und deklamatorische Zorn Jean-Jaques', noch das erstickte Schluchzen Byrons, noch der nachdenkende Schmerz Goethe's; es ist das wahre Lachen, kräftig und brutal, das Lachen, das zerbricht und zersprengt, jenes Lachen, das zusammen mit Luther und 93 das Mittelalter hinweggefegt hat.

Die, welche geglaubt haben, zu Rabelais Schlüssel geben zu können, in jedem Worte Allegorien sehen und jeden Witz ausdeuten wollen, haben meiner Ansicht nach das Buch nicht verstanden. Die Satire hat allgemeine, universale Bedeutung und keineswegs eine persönliche und lokale. Eine aufmerksame Lektüre zeigt sofort das Haltlose eines solchen Versuches.

Soll ich alles anführen, was das sechzehnte Jahrhundert in dieser Richtung geleistet, und von all dem Schmutz

sprechen, den es auf das Mittelalter gehäuft, aus dem es doch hervorgegangen? Von Ariost ganz zu schweigen, bilden nicht Falstaff, Sancho und Gargantua eine groteske Trilogie, die mit beißendem Spott die alte Gesellschaft krönt?

Falstaff stellt ganz für sich allein den Engländer dar, den vom starkem Bier und Schinken aufgeschwemmten John Bull, dick, sinnlich, sich zwischen Leichen erhebend und aus seiner Jagdtasche eine Flasche alten spanischen Wein ziehend. Das ist nicht das Grotesk-Schreckliche Jagos, noch die vernünftelnde Unsterblichkeit des Schillerschen Mohren. Seine einzige Leidenschaft ist die Selbstliebe. Er verkörpert sie in höchster Vollendung: sie wird erhaben. Es ist der personifizierte Egoismus mit einer gewissen Dosis Kritik und Skeptizismus, den er zu seinem Nutzen zu verwenden weiß.

Was den friedlichen Sancho Pansa betrifft, der mit seinem braungebrannten, faulen Gesicht auf seinem Esel sitzt, des Nachts hustet, am Tage schläft, feige ist und den Heroismus nicht begreift, mit Sprichwörtern um sich wirft, der Mensch der Prosa par exellence, verkörpert er nicht die Vernunft, die aus allen Kräften Don Quichotte zuschreit, anzuhalten und nicht gegen Windmühlen anzurennen, die er für Riesen hält? Der Edelmann stürzt darauf los, aber er bricht den Arm und verwundet sich am Kopf. Sein Helm ist ein Barbierbecken, sein Pferd die Rosinante. Und der Esel des Landmanns fängt vor seinem Wappenschild an zu schreiben.

Neben diese beiden Gestalten gehalten, ist die Gargantuas unbestimmter, weniger scharf. Ihre Linien sind weiter, loser, grandioser. Gargantua ist nicht so gefräßig und so sinnlich als Falstaff, nicht so faul als Sancho, aber er ist ein stärkerer Trinker, Lacher und Schreier. Er ist schrecklich und monströs in seiner Lustigkeit.

Übrigens verlangt Rabelais ein gründliches Studium, man muß ihn vollständig kennen, um ihn würdigen zu können:

Analysen und Auszüge verstümmeln und verderben ihn: nur wenn man sich in ihn vertieft, sieht man, was sich an Schwung, Kraft, Phantasie, Genie unter dieser trivialen und derben Form verbirgt, man staunt über so viel verborgene Diamanten, über Herkuleskräfte unter dem Narrenkleid.

Zum Schluß eine letzte Betrachtung. Rabelais hat nur die Gesellschaft ergründet, wie sie zu seiner Zeit war. Er hat Mißbräuche, Lächerlichkeiten, Verbrechen gebrandmarkt und vieleicht im Geiste eine bessere politische Welt, eine neue Gesellschaft erblickt. Was damals bestand, war erbärmlich, und die Welt war, um einen trivialen Ausdruck zu gebrauchen, eine Farce. Er hat sie zur Farce gemacht.

Was ist seit ihm geschehen? Alles hat sich verändert. Die Reformation kam und brachte Unabhängigkeit des Gedankens. Die Revolution Unabhängigkeit in materiellem Sinne.

Und was weiter?

Tausend Fragen sind aufgeworfen, Wissenschaften, Künste, Philosophien, Theorien, wieviel allein seit 20 Jahren! Welch ein Wirbel! Wohin wird er uns führen?

Seht doch: wo seid ihr? Ist es Dämmerung? Ist es Morgenröte? Ihr habt das Christentum nicht mehr. Was habt ihr denn? Eisenbahnen, Fabriken, Chemiker, Mathematiker. Ja der Leib ist besser daran, das Fleisch leidet weniger, aber das Herz blutet noch immer aus seiner Wunde. Die Seele, die Seele fühlt ihr, wie sie sich martert, wenn auch die Hülle ruhig und glücklich ist? Seht, wie sie in den Abgrund des allgemeinen Skeptizismus gerät, in diesen düsteren Weltschmerz, der unser Geschlecht schon in der Wiege erfaßt, während die Politik stammelt, die Dichter kaum die Zeit haben, ihren Gedanken zu rhythmisieren und ihn halb auf ein vergängliches Blatt werfen, während die mörderische Kugel in jeden Dachboden und jeden Palast schlägt, die Elend, Stolz und Überdruß bewohnen.

Die materiellen Fragen sind gelöst. Sind es die andern? Ich frage es euch. Sagt es mir. Und solange ihr nicht diesen ewigen gähnenden Abgrund ausgefüllt habt, den der Mensch in seinem Innern mit sich herumträgt, spotte ich eurer Anstrengungen und lache nach Herzenslust über eure elende Wissenschaft, die keinen Strohhalm wert ist.

Käme doch jetzt ein Mann wie Rabelais? Könnte er allen Zorn, allen Haß, allen Schmerz hinter sich lassen! Worüber wird er lachen? Nicht über Könige, denn es gibt keine mehr; noch über Gott: das macht Furcht, wenn man auch nicht daran glaubt; auch nicht über die Jesuiten, das ist aus der Mode.

Aber worüber denn?

Um die materielle Welt steht es vorzüglich, oder sie ist wenigstens auf dem besten Wege.

Doch die andere? Er würde leichtes Spiel haben. Und wenn der Dichter seine Tränen verbergen und lachen könnte, ich versichere euch, sein Buch würde das schrecklichste und erhabenste sein.

DANTON
REVOLUTIONSDRAMA
VON ROMAIN ROLLAND

Personen:

Danton, 35 Jahre. Shakespearescher Gargantua, jovial und großartig. Bulldoggenschädel, Stierstimme. Zurückweichende, freie Stirne, hellblaue Augen mit kühnem Blick, die Nase kurz und breit, die Oberlippe durch eine Narbe entstellt, starkknochige und gewalttätige Kinnladen. Athletisch, sanguinisch.

Robespierre, 36 Jahre. Mittelgroß, schwächlich. Kastanienbraunes Haar. Große dunkelgrüne Augen, der Blick starr und kurzsichtig. Große Brillengläser, auf die Stirne hinaufgeschoben. Gerade, leicht aufgestülpte Nase. Blasser Teint. Schmale Lippen von verächtlichem, beunruhigendem Ausdruck, nicht ohne Reiz.

Camille Desmoulins, 34 Jahre. Braune Augen, leicht schielend, lange schwarze Haare. Blasses, gallensüchtiges Gesicht, unregelmäßig geschnitten; schwellende Schläfen. Der Ausdruck wechselnd, phantastisch, verführerisch und unruhig, durchläuft die ganze Skala der Erregung von der Anmut bis zur Grimasse. Sehr feminin, lacht und weint er abwechselnd, manchmal sogar gleichzeitig. Sein Stottern wiederzugeben ist überflüssig. Aber seine Worte, seine Bewegungen, sein Ausdruck haben immer etwas Unsicheres und Widerspruchsvolles.

Saint-Just, 27 Jahre. Langes blondes gepudertes Haar, blaue Augen. Ovales Gesicht mit länglichem Kinn. Das beherrschte Wesen eines jungen aristokratischen Engländers, von kaltem unerschütterlichem Willen. In der Tiefe das Ueberkochen eines fanatischen Glaubens.

Hérault de Séchelles, 34 Jahre. Schöner Mann und elegant dazu. Der letzte Repräsentant von Form und Geist des ancien régime. Mischung von Ironie und freundschaftlicher Nachsicht. Sehr friedliebend, sehr selbstbeherrscht.

Billaud-Varennes, 38 Jahre. Großgewachsen, breites, blasses Gesicht. Rote Perücke. Breitschultrig. Düster, von fixen Ideen verzehrt; übermüdet bis zur völligen Erschöpfung, der Blick oft irr, mit dem Auffahren einer wahnsinnigen Erbitterung.

Vadier, 58 Jahre. »Der Voltaire der Gascogne«. Großer, knochiger Greis; gebogene Nase, spitzes Kinn, dichte Augenbrauen, großer, schmaler, gekniffener Mund, gelbes Gesicht. »Vornübergebeugt, hebt er manchmal seinen weißen Kopf, um leise und giftig zu kichern; trockener, gellender Ton, der ohne Hall vibriert.«

Philippeaux, 38 Jahre. Mager. Kaltes, strenges Gesicht. Große schwarze Augen. Lange Nase. Wenig und spärlich verteiltes Haar. Asketisches heftiges Wesen.

Fabre d'Églantine, 39 Jahre.

General Westermann, 43 Jahre.

Fouquier-Tinville, öffentlicher Ankläger.

Herman, Präsident des Revolutions-Tribunals.

General Hanriot.

Lucile Desmoulins, 22 Jahre. Blond, schmal, schwarzäugig, wuschelhaarig. »Unruhig-geschäftig wie ein Hausgeist, die Krallen weisend wie eine Katze«.

Éléonore Duplay, 25 Jahre. Hochgewachsen, stille Augen, reine klassische Züge. Hinter ihrer Kälte erscheint zuweilen für die Dauer eines Augenblicks eine errötende Seele. »Cornélie Copeau«.

Madame Duplay, 59 Jahre.

Das Volk.

Paris, März-April 1794.

ERSTER AKT

Bei Camille Desmoulins. *Bürgerliches Wohnzimmer, phantastischer Geschmack, in dem sich alle Stilarten mischen. An den Wänden Stiche aus dem achtzehnten Jahrhundert. Auf dem Kamin die Büste eines antiken Philosophen. Auf dem Tisch eine kleine Bastille. In der Zimmerecke eine Wiege. Ein Fenster steht offen. Grauer, trauriger Himmel. Es regnet. Camille und Lucile, die ihr Kind im Arm hält, sehen hinaus. Philippeaux durchquert das Zimmer und wirft im Vorbeigehen einen Blick aus dem Fenster. Hérault de Séchelles sitzt in einem Lehnstuhl am Kamin und beobachtet seine Freunde. Draußen lärmt eine fröhliche Menge.*

Erste Szene

Lucile, Camille, Hérault, Philippeaux

Lucile *(beugt sich aus dem Fenster)*: Da sind sie! Da sind sie! Sie kommen an der Straßenecke vorbei!

Camille *(schreiend)*: Glückliche Reise, Vater Duchesne! Vergiß deinen Pfeifenkopf nicht!

Hérault *(sachte)*: Camille, zeig dich nicht, mein Freund.

Camille: Komm und sieh unsere alten Freunde, Hérault! Der General der Klubs, Roufin; und Vincent, der sich deinen Kopf leisten wollte, Philippeaux; und Hébert, der Bramarbas, dem das Abendbrot nicht schmeckte, wenn er mich nicht zum Nachtisch mit Haut und Haar verschlang; und der Preuße Cloots, der schöne Anacharsis . . .! Letzte Reise des jungen Anacharsis . . .! Da gerät die Menschheit in eine schöne Verlegenheit: man raubt ihr ihren Wortführer! Die Guillotine hat heute Arbeit. Erntezeit! Erntezeit!

Lucile *(zu ihrem Kind)*: Sieh, Horace, sieh dir diese Schurken an! Und der Kommandant Hanriot, der mit seinem großen Säbel dahergaloppiert — siehst du ihn, Liebling?

Philippeaux: Er tut des Guten zuviel. Der gehörte auch auf den Karren, der gewiß!

Camille: Als ob's ein Freudenfest gälte: das Volk jubiliert *(Draußen spielt eine Klarinette eine groteske Weise. Das Volk begleitet sie mit Lachsalven)* Was ist denn da los?

Lucile: Ein kleiner buckliger Mensch läuft neben dem Karren her und spielt Klarinette!

Camille: Drolliger Kerl! *(Sie lachen laut)*

Camille: Warum kommst du nicht, Hérault? Interessiert dich denn das nicht? Du machst so ein melancholisches Gesicht. Wo hast du deine Gedanken?
(Der Straßenlärm zieht allmählich weiter)

Hérault: Ich dachte daran, Camille, daß Anacharsis achtunddreißig Jahre alt ist, und Hébert fünfunddreißig, — so alt wie du, Philippeaux; und Vincent siebenundzwanzig, — sechs Jahre jünger als ich und als du, Desmoulins.

Camille: Das ist wahr. *(Er ist plötzlich sehr ernst geworden, verläßt das Fenster und tritt in die Mitte des Zimmers: verharrt einen Augenblick unbeweglich, das Kinn in der Hand)*

Lucile *(am Fenster)*: Es regnet! Nein, wie schade!

Camille *(unbehaglich)*: Bleib nicht am Fenster, Lucile, es ist kalt. Komm herein.

Lucile *(schließt das Fenster und tritt mit dem Kind ins Zimmer; sie trällert)*:

Es regnet, regnet leise;
Kehr heim, du Schäferin,
Treib deine weißen Lämmer
Zur sichern Hürde hin ...

Camille: Lucile, Lucile, du Böse, wie kannst du nur dieses Lied singen? Ich kann es nicht hören, ich muß immer daran denken, daß der, der's gemacht hat, zu dieser Stunde im Gefängnis schmachtet.

Lucile: Fabre? Ja, wahrhaftig! Unser armer Églantine, — im Luxembourg haben sie ihn eingesperrt, krank wie er ist. — Ach was, der kommt schon wieder heraus!

Hérault: Pur troppo!

Lucile: Was sagt der da? Sicher etwas Abscheuliches!

Philippeaux: Etwas Trauriges, nur allzu Wahres.

Lucile: Schweigt doch, ihr Unglücksraben! Fabre wird freikommen, sag ich euch. Sind wir denn nicht da?!

Hérault: Danton selbst hat ihn nicht retten können.

Lucile: Ach ja! Danton! Aber wenn Camille zur Feder greift und sich einmal alles vom Herzen herunterschreibt, dann werdet ihr ja sehen, ob die Gefängnistore sich nicht von selbst auftun!

Hérault: Für wen?

Lucile: Für die Tyrannen!

Hérault: O du leichtsinnige Schäferin, wie schlecht du deine Lämmer hütest! ». . . zur sichern Hürde hin . . .!« Denk an dein Lied.

(Eine Magd nimmt Lucile das Kind ab und trägt es fort. Lucile spricht leise mit ihr, geht hinaus, kommt wieder, bleibt während der ganzen Szene in Bewegung, beschäftigt sich mit tausend kleinen häuslichen Geschäften und nimmt nur oberflächlich an den Gesprächen teil.)

Camille: Lucile hat recht: wir müssen kämpfen. Es ist doch an uns, die Revolution zu lenken, die wir gemacht haben. Diese Stimme hat noch nicht ihre Macht über die Menge verloren. Ein paar Worte haben genügt, um die Rasenden zur Guillotine zu schicken. Nie, nie waren wir stärker, — laßt uns doch unseren Erfolg ausnutzen: der Luxembourg ist nicht schwerer zu stürmen als die Bastille. Wir haben neun Jahrhunderte Monarchie geschleift, da werden wir ja wohl mit einem Komitee von Lumpen fertig werden, die ihre Macht nirgends anders her haben als von uns! Diese Macht, die sie mißbrauchen um Frankreich und den Konvent zu lichten wie einen Holzschlag!

Philippeaux *(erregt auf und ab gehend)*: Diese ruchlose Bande! Wenn sie sich mit Morden begnügten! Aber nein, Sie haben Fabre in die Unterschlagungen und Machenschaften der Indischen Gesellschaft verwickelt; sie haben dieses unwahrscheinliche Märchen erfunden: von Juden und deutschen Bankiers, die unseren Freund gekauft haben sollen, um die Nationalversammlung zu bestechen. Sie wissen, daß sie lügen. Aber ihr Gewissen ließe ihnen keine Ruhe, wenn sie den Feind nicht noch beschmutzten, ehe sie ihn töten.

Hérault: Unsere Feinde sind tugendhaft: es ist immer-

hin ein Trost, im Namen des guten Prinzips zu verröcheln.

Camille: Frankreich haßt Tartuffe. Verdreschen wir den Schulfuchs und prügeln wir Basile hinaus!

Philippeaux: Ich habe meine Pflicht getan: tue jeder die seine! Ich habe das Raubgesindel der Ostarmee, den Generalstab von Saumur, ans helle Licht gezogen. Meine Zähne habe ich diesen Schurken in die Kehle geschlagen. Und nichts in der Welt kann mich zwingen locker zu lassen, es sei denn, mein Kopf fällt. Ich gebe mich keinen Illusionen hin. Ich weiß, was man riskiert, wenn man den General Rossignol und seine verdächtigen Beschützer angreift. Der Ausschuß sammelt jetzt seine Kräfte: nur um mich sicherer zu verderben. Welche Niedertracht werden sie mir unterschieben wollen? Wenn ich nur daran denke, krieg ich das Fieber. Sollen sie mich doch köpfen, wenn sie wollen, aber — Hände weg von meiner Ehre!

Hérault: Ich kann ruhiger sein als du, Philippeaux. Ich weiß schon, unter welchem Vorwand ich abgetan werden soll. Ich bin unglücklicherweise der Ansicht, daß, man den Regierungsformen von Europa feindlich gegenüberstehen kann ohne deshalb jeden Nichtfranzosen zu hassen. Ich hatte Freunde im Ausland: ich habe es nicht für richtig gehalten, auf sie zu verzichten, um der Verrücktheit Billaud-Varennes' zu schmeicheln und gewisser Kranker von dieser Sorte. Man ist bei mir eingedrungen, man hat meine Schubfächer aufgebrochen, man hat mir einige Briefe rein freundschaftlichen Inhalts gestohlen: das genügt; ich nehme also jetzt an der famosen Verschwörung teil, die mit Pitts Gold den König wieder einsetzen soll.

Camille: Bist du dessen sicher, was du da sagst?

Hérault: Ganz sicher, Camille. Mein Kopf wackelt.

Camille: Bring dich doch in Sicherheit!

Hérault: Für einen Republikaner gibt es in der ganzen

Welt keine Sicherheit. Die Könige machen Jagd auf ihn, und die Republik frißt ihn auf.

Camille: Ihr habt keinen Mut! Wir sind noch immer die populärsten Männer der Republik.

Hérault: Lafayette war populär und Pétion und Roland auch. Sogar Capet war populär. Vor acht Tagen war der, der da eben vorbeikam, der Abgott des Volkes. Wer kann sich schmeicheln, von dieser Bestie geliebt zu sein? Es gibt Augenblicke, da sieht man fast greifbar in ihren trüben Augen den Schimmer seiner eigenen Gedanken. Wessen Bewußtsein fühlt sich nicht einmal im Leben eins mit dem Bewußtsein der Menge? Aber diese Übereinstimmung kann nicht von Dauer sein: es ist ein Wahnsinn, sich darauf festzulegen. Das Gehirn des Volkes wimmelt wie ein Meer von Ungeheuern und Nachtgespenstern.

Camille: Ach diese großen Worte! Wir blasen die Backen auf, wenn wir »Volk« sagen, und wir sprechen das Wort mit einer lächerlichen Feierlichkeit aus, damit uns Europa für die Werkzeuge einer mysteriösen Macht hält. Ich kenn es, dieses Volk: es hat für mich gearbeitet. Der Esel in der Fabel sagt: »Ich könnte nicht zwei Sättel tragen.« Auf die Idee, daß er gar keinen zu tragen brauchte, kommt er gar nicht. Es hat uns Mühe genug gekostet, bis das Volk unsere Revolution zu Ende gebracht hat. Und es ging ihm eigentlich sehr gegen den Strich. Wir waren es, wir waren die Ingenieure und Maschinenmeister dieses sublimen Räderwerkes; ohne uns hätte es sich nicht gerührt. Das Volk trug durchaus kein Verlangen nach der Republik: ich habe es ihm erst klargemacht. Ich habe es überzeugt, daß es frei sein wollte, damit es die Freiheit wie sein eigenes Werk liebt. Das ist das unsterbliche Mittel, mit dem man die Schwachen lenkt. Man überzeugt sie, daß sie gewollt hätten — an was sie nicht im Schlaf gedacht hatten; und ohne Zögern stürzen sie sich darüber her wie Löwen.

Hérault: Gib acht, Camille; du bist ein Kind, du spielst mit dem Feuer. Du glaubst, daß das Volk dir gefolgt ist, weil ihr nach demselben Ziel gerannt seid. Jetzt hat es dich überholt. Versuche nicht, es aufzuhalten: man entreißt einem Hund nicht den Knochen, an dem er nagt.

Camille: Man braucht ihm ja nur einen anderen hinzuwerfen. Ach geh doch! Hört man nicht auf meinen Vieux Cordelier? Dringt seine Stimme nicht bis ins Herz der Republik?

Lucile: Wenn ihr wüßtet, welchen Erfolg das letzte Heft hatte! Von allen Seiten schreibt man ihm: Tränen, Küsse, Liebeserklärungen . . . O wenn ich eifersüchtig wäre . . .! Man fleht ihn an, nicht zu erlahmen und das Land zu retten!

Hérault: Wieviele von diesen Freunden werden ihm beistehen, wenn man ihn angreift?

Camille: Ich brauche niemand. Ich und mein Tintenfaß! Davids Schleuder *(er zeigt seine Feder)* hat den Eisenfresser der Guillotine über den Haufen geschmissen, den König der Hundsfötter und Rauhbeine. Ich habe dem Vater Duchesne seine Pfeife zerbrochen, diese famose Pfeife, ähnlich der Trompete von Jericho, die nur dreimal einen guten Ruf zu beräuchern brauchte — und dieser Ruf fiel wie von selbst in Trümmer! Von hier aus kam das Geschoß geflogen, das die Stirne des Goliath traf, dieser unverschämten und feigen Memme. Ich habe das Kesseltreiben seines Volkes auf ihn losgelassen. Hast du nicht eben rund um den Karren die Pfeifenköpfe des Vater Duchesne gesehn? Das war meine Idee. Sie hat einen Riesenerfolg gehabt. Was siehst du mich so an?

Hérault: Ein Gedanke.

Camille: Sag doch.

Hérault: Hast du manchmal an den Tod gedacht?

Camille: An den Tod? Nein, nein, das hab ich nicht gern. Pfui, das riecht schlecht.

Hérault: Du hast nie daran gedacht, wie weh das tut: sterben?

Lucile: Aber das ist ja abscheulich! Das nenn ich mir eine Unterhaltung!

Hérault: Du bist ein gutes, ein liebes, ein harmloses Kind — und trotzdem bist du grausam, grausam wie ein Kind.

Camille *(bewegt)*: Du glaubst wirklich, ich bin grausam?

Lucile: Wahrhaftig, mir scheint, jetzt hat er Tränen in den Augen!

Camille *(bewegt)*: Es ist wahr, der Mann hat geliften. Der Todesschweiß . . . das Herz zusammengekrampft vor Grauen in Erwartung der Zerstörung des Lebens . . . o das muß ein gräßlicher Schmerz sein! So verabscheuungswürdig er auch ist, er hat geliften wie ein Ehrenmann, vielleicht mehr. Armer Hébert!

Lucile *(schlingt die Arme um Camilles Hals)*: Mein armer Bouli-Boula, du wirst dich hoffentlich nicht um den Tod einers Gauners grämen, der dir den Hals abschneiden wollte!

Camille *(zornig)*: Doch. Und überhaupt, warum greift man mich mit einer solchen Beschimpfung an? Si quis atra dente me petiverit, inultus ut flebo puer!

Lucile *(zu Hérault)*: Und Sie! Unterstehn Sie sich noch einmal zu sagen, daß mein Camille grausam ist!

Hérault: Aber gewiß untersteh ich mich. Der gute Junge! Er ist vielleicht der Grausamste von uns allen.

Camille: O sag das nicht, Hérault! Am Ende werd ich's noch glauben.

Lucile *(droht Hérault mit dem Finger)*: Sagen sie, daß es nicht wahr ist oder ich kratze ihnen die Augen aus.

Hérault: Nun gut, nein, es ist nicht wahr: am grausamsten sind sie.

Lucile: Wenn's weiter nichts ist! Damit bin ich einverstanden.

Camille: Das, was du da gesagt hast, wirft mich um, Hérault. Es ist ja wahr, ich habe viel Böses getan, und doch war ich nicht schlecht. Ich habe mich zum Anwalt der Laterne gemacht. Ich weiß nicht, welche teuflische Gassenbüberei mich treibt. Mein Werk, daß die Girondisten draußen in der Erde faulen, die dieser eisige Regen tränkt. Meine Brissot-Enthüllungen haben dreißig Köpfe vom Rumpf getrennt — junge, liebenswürdige, großherzige. Sie liebten das Leben wie ich. Sie waren zum Leben, zum Glück geschaffen — wie ich. Auch sie hatten eine geliebte süße Lucile. O Lucile, fliehen wir, retten wir uns vor der mörderischen Tat, die anderen Wunden schlägt und vielleicht uns selbst. Wenn auch wir . . ., wenn du . . ., wenn unser kleiner Horace . . .! O kann ich denn nicht wieder irgendein Unbekannter unter all den Menschen sein! Wo ist der Zufluchtsort, der Keller, der mich allen Blicken verbirgt, mit meiner Frau, meinem Kind und meinen Büchern! Ubi campi Guisiaque . . .

Philippeaux: Du hast dich in den Wirbel gestürzt: du kannst nicht mehr heraus.

Hérault: Ach zwing ihn doch nicht, in diesem Kampf auszuharren. Er ist ja gar nicht dafür geschaffen.

Philippeaux: Er selbst hat es noch eben gesagt: man muß seine Pflicht tun.

Hérault *(zeigt auf Camille, der Lucile umarmt)*: Sieh ihn doch an: hast du nicht den Eindruck, als ob die Pflicht unseres Camille darin bestände, glücklich zu sein?

Camille: Es ist wahr: ich habe eine wunderbare Begabung zum Glücklichsein. Es gibt Leute, die sind zum Leiden geschaffen. Aber mich widert das Leiden an: ich will nichts davon wissen.

Lucile: Habe ich deiner Begabung entgegengewirkt?

Camille: Meine Vesta, mein gutes Kerlchen, meine kleine Laridon . . .! Du bist eine Schwerverbrecherin. Du hast mich zu glücklich gemacht.

Lucile: O dieser Heuchler! Und darüber beklagt er sich!

Camille: Denn siehst du, ich hab darüber Kraft und Treu und Glauben verloren.

Lucile: Wieso?

Camille: Früher hab ich an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt. Wenn ich das Elend der Welt sah, sagte ich mir: das Leben wäre vollkommen sinnlos, wenn die Tugend nicht anderwärts ihre Belohnung fände. Aber jetzt bin ich so glücklich, so restlos glücklich, daß ich fürchte, ich habe meinen Lohn schon auf Erden dahin; und damit habe ich meinen Beweis für die Unsterblichkeit verloren.

Hérault: Sieh zu, daß du ihn niemals wiederfindest.

Camille: Es ist doch so einfach, glücklich zu sein! Und es gibt so wenig Leute, die sich darauf verstehen!

Hérault: Je einfacher eine Sache ist, um so sicherer entgeht sie den Menschen. Man behauptet, daß die Menschen glücklich sein wollen. Das ist der größte Irrtum. Sie wollen unglücklich sein, ja sie bestehen unerbittlich darauf. Die Pharaonen und die Sesostris, die sperberköpfigen Könige mit Tigerklauen, die Scheiterhaufen der Inquisition, die Folterkammern der Bastille, der Krieg, der sie würgt und vernichtet — das ist so nach ihrem Herzen. Was Glauben finden soll, braucht das ungewisse Dunkel des Mysteriums. Was Liebe finden soll, braucht die rohe Sinnlosigkeit der Leiden. Aber Vernunft, Duldsamkeit, Nächstenliebe, Glück . . . pfui! das beleidigt sie geradezu.

Camille: Du bist bitter. Man muß den Menschen Gutes tun, auch gegen ihren Willen.

Hérault: Heutzutage befaßt sich die ganze Welt mit nichts anderem. Das Resultat ist mäßig.

Camille: Arme Republik! Was haben sie aus dir gemacht! O blühende Fluren, verjüngte Erde, — deine

Luft ist leichter, dein Licht heller, seit die Vernunft mit frischem Atem den traurigen Aberglauben und die alten gotischen Heiligen vom französischen Himmel fortgeweht hat ... Jugendreigen in den Wiesen, heldenhafte Heere, Brüder Brust an Brust — Mauer von Erz, an der Europas Lanzen splittern ..., Jubel der Schönheit, edler Formen, Gespräche der Stoa, hohe Feste der Athene mit Zügen weißarmiger Mädchen in zarten Schleiern ..., Freiheit des Lebens, jubelnder Sieg über alles Häßliche, Heuchlerische, Griesgrämige, — Republik Aspasiens und des schönen Alkibiades: was ist aus dir geworden?! — Eine rote Mütze, ein schmutziges Hemd eine heisere Stimme, die fixen Ideen eines Maniaken, die Zuchtrute eines pedantischen Schulmeisters aus Arras!

Hérault: Du bist ein Athener unter Barbaren, Ovid bei den Skythen. Du wirst sie nicht besser machen.

Camille: Versuchen werd ich's wenigstens.

Hérault: Du verlierst deine Zeit, vielleicht dein Leben

Camille: Was hab ich zu fürchten?

Hérault: Hüte dich vor Robespierre.

Camille: Ich kenn ihn seit meiner Kindheit: ein Freund darf alles sagen.

Hérault: Eine unangenehme Wahrheit verzeiht man leichter einem Feind als einem Freund.

Lucile: Schweigt; er muß groß sein, er muß das Vaterland retten. — Wer anders denkt als ich, bekommt nichts von meiner Schokolade.

Hérault *(lächelnd)*: Ich sage nichts mehr.

Lucile *(geht hinaus)*

Philippeaux: Du bist also entschlossen zu handeln Desmoulins?

Camille: Ja.

Philippeaux: Dann aber keinen Waffenstillstand mehr! Stoße ihnen ohne Zögern deine Feder in die Flanken! Ein Scharmützelkrieg, wie du ihn führst, ist die schlimmste Gefahr. Du begnügst dich damit, sie mit deinen brennenden Pfeilen aufzustacheln: damit reizt du

nur ihre Kraft gegen dich auf. Ziele nach dem Herzen, wenn du kannst: machen wir mit einem Schlag ein Ende!

Hérault: Meine Freunde, ich billige den Weg nicht, den ihr einschlagt: seid ihr aber fest entschlossen, so muß man wenigstens trachten, euch alle Vorteile zuzuschanzen. Nun also, Camilles Feder — verzeih, Camille — ist keine hinlängliche Ausrüstung für den Krieg. Das Volk liest durchaus nicht. Macht euch keine Illusionen über den Erfolg des »Vieux Cordelier«; er dringt nicht in die Massen. Sein Publikum ist ein ganz andres. Du weißt es wohl, Camille. Du hast dich selbst beklagt, daß der Verleger eines deiner Hefte für zwanzig Sous verkauft hat: es sind eben Aristokraten wie wir, die das kaufen; das Volk weiß nicht mehr davon, als was seine Redner in den Versammlungen ihm sagen: sie sind nicht für dich. Du kannst dich lange überschreien und dein Gedächtnis mit Ausdrücken der Halle bevölkern — du wirst nie ein Mann des Volkes sein. Es gibt nur ein Mittel auf sie einzuwirken, das ist: Danton unter sie zu schleudern. Sein Donner allein ist imstande, diese dumpfe chaotische Menschenmasse aufzurütteln. Danton braucht nur die Mähne zu schütteln und das Forum gärt. Aber Danton läßt es gehen, wie es gehen will, er schläft ein, er kehrt Paris den Rücken; er spricht nicht im Konvent. Niemand weiß, was er treibt. Wer hat ihn in der letzten Zeit zu Gesicht bekommen? Wo ist er? Was treibt er?

(Danton tritt ein mit Westermann)

Zweite Szene

Dieselben, Danton, Westermann.

Danton: Danton zecht und pokuliert. Danton küßt die Mädchen. Danton erholt sich von seinen Taten bei anderen Taten, wie Herkules! *(Desmoulins geht Danton ent-*

gegen und drückt ihm lachend die Hand. Westermann hält sich mit sorgenvoller Stirn abseits)

Camille: Herkules wirft seine Keule nicht weg, solang es Ungeheuer zu töten gilt.

Danton: Sprich nicht von töten! Das Wort ist mir ein Greuel. Frankreich raucht von Blut. Der Geruch erwürgten Fleisches steigt von der Erde auf wie aus einem Schlachthaus. Ich komme eben über die Seine; die Sonne ging unter: die Seine war rot, als ob sie Wogen von Menschenblut wälzte. Wenn unsere Ströme auch besudelt sind, wo werden wir dann unsere Ströme waschen? Wo werden wir uns unsere Hände waschen? Genug der Toten! Fruchtbarkeit der Republik! Mögen Ernten und Menschen dem verjüngten Vaterland erstehen! Umarmen wir uns in Liebe und bebauen wir unsere Felder!

Camille: Gott schenke uns Ruhe und Muße dazu, o Danton! Auf dich, auf dich hoffen wir.

Danton: Was wollt ihr, Kinder?

Philippeaux: Daß du uns im Kampfe beistehst!

Danton: Was braucht ihr mich? Muß ich immer alles tun? Ihr seid alle gleich. Da ist Westermann. Immerhin ein Kerl, der da! Er hat Krieg geführt, er hat das Vaterland drei- oder viermal gerettet; bevor er sich zu Tisch setzt, schneidet er euch einem Menschen die Gurgel ab, um seinen Appetit anzuregen. Und dem soll ich auch helfen! Soll ich vielleicht auf ein Pferd steigen und an seiner Statt den Säbel schwingen?

Westermann: Wenn es sich ums Zuschlagen handelt, räum ich niemand meinen Platz. Stell mich auf den Plan, zeig mir einen Haufen zum Zusammenschmeißen, und du wirst sehen, ob ich mein Handwerk verstehe. Aber reden, den Phrasendreschern des Konvents Antwort stehen, die dreckigen Machenschaften des Gesindels im Wohlfahrtsausschuß hintertreiben, die an meinem Ruin

arbeiten — darauf versteh ich mich nicht. In dieser Stadt fühl ich mich verloren: eine Meute hat sich in meinen Hintern verbissen, und mir ist es verboten, mich zu rühren; alles muß ich ertragen und darf nichts zu meiner Verteidigung tun. Werdet ihr mich zerreißen lassen, ohne mir zu Hilfe zu kommen? Himmeldonnerwetter! Ich habe für euch gekämpft, meine Feinde sind eure Feinde. Meine Sache ist auch die eure — deine, Danton, deine, Philippeaux, du weißt es recht gut!

Philppeaux: Ich weiß es, Westermann. Du hast wie ich Rossignol, Ronsin angegriffen, alle Schurken, die ein Schandfleck der Armee waren; deshalb verfolgen dich die Jacobiner mit ihrem Zetergeschrei. Wir werden dich nicht verlassen.

Camille *(zu Danton)*: Wir müssen handeln. Ich bringe dir meine Feder, und Westermann bringt seinen Degen. Führe uns, Danton, Alter Praktikus, du kennst die Menge, du hast Erfahrung in der Revolutionsstrategie; stell dich an unsere Spitze, es gilt noch einmal einen zehnten August!

Danton: Später.

Philippeaux: Du verschwindest aus der Arena, du gerätst in Vergessenheit. Zeig dich. Was treibst du all die Wochen lang in deinem Provinzversteck?

Danton? Ich umarme die heimatliche Erde, — neue Kraft aus ihr zu schöpfen wie Antäus.

Philippeaux: Du suchst Vorwände, um dich aus dem Kampf zurückzuziehen.

Danton: Ich kann nicht lügen. — Es ist wahr.

Camille: Was ist dir?

Danton: Die Menschen wachsen mir zum Hals heraus. Sie ekeln mich an bis zum Kotzen.

Hérault: Den Frauen gestehst du eine Ausnahme zu, scheint's.

Danton: Die Frauen sind wenigstens aufrichtig; sie wollen nichts anderes sein als was sie sind; was wir alle sind:

Tiere. Sie gehen geradezu auf die Lust los und versuchen nicht, sich selbst zu belügen oder ihrem Instinkt den Mantel der Vernunft umzuhängen. Aber ich hasse die Heuchelei der Bildung, die blutgierige Idiotie dieser Idealisten, dieser Diktatoren der Impotenz, die die Ehrlichkeit rechtmäßiger Bedürfnisse Korruption nennen und die Natur leugnen, um ihrer ungeheuerlichen Anmaßung und ihrer Zerstörungswut zu frönen. Ach ein Vieh sein, ein gutes, ehrliches Vieh, das nichts, nichts weiter verlangt als die andern zu lieben, vorausgesetzt, daß sie ihm seinen Platz an der Sonne lassen.

Camille: Ja, wir sind von Heuchelei zerfressen.

Danton: Von der scheußlichsten aller Heucheleien. Von der Heuchelei des Dolches. Die tugendhafte Guillotine.

Philippeaux: Capet haben wir vernichtet, aber dafür haben Tallien, Fouché und Collot d'Hérbois die Dragonerhetzen auf Protestanten in Bordeaux und Lyon wieder zu Ehren gebracht!

Camille: Diese Maniaken haben eine neue obligatorische Laienreligion gegründet, die den Prokonsuln das Hängen, das Rädern, das Brennen erlaubt — im Namen der Tugend.

Danton: Keine Gefahr im Staat ist größer, als die der Prinzipienreiter. Sie trachten nicht danach, das Gute zu tun, sie trachten danach, recht zu haben; kein Leiden rührt sie. Es gibt nur eine Moral, nur eine Politik für sie: ihre Ideen durchzusetzen.

Hérault *(rezitiert spöttisch)*:
»Ein ehrenwerter Mann hat andern Wunsch und Plan!
Sein Streben und sein Glück heißt: andern wohlgetan...«

Lucile *(kommt zurück, greift die letzten Worte auf und fährt gedankenlos fort)*:
»Das Pfäfflein wiederum zeigt manchmal andern Geist,
Es spornt sein Reittier scharf, wenn es sich störrisch weist,
Und fragt nicht ängstlich an, ob unter dem Gewicht
Das gute Tier sich wohl fühlt oder nicht.«

Hérault: Donnerwetter! Sie kennen ihre Dichter.

Lucile: Na, was ist denn dabei? Jeder kennt die Pucelle.

Danton: Hast recht, Kleine. Das ist das Brevier der ehrbaren Frauen.

Hérault: Haben Sie Robespierre schon einmal daraus vorgetragen?

Lucile: Ich werd mich hüten.

Camille: Habt ihr ihn schon gesehen, wenn man in seiner Gegenwart eine Pikanterie sagt? Auf seiner Stirne schieben sich große Falten zusammen und steigen bis zu seinem Schädel hinauf; er verkrampft die Hände, er grimassiert wie ein Affe mit Zahnschmerzen.

Hérault: Väterliche Erbschaft. Sein Haß gegen Voltaire stammt von Rousseau.

Lucile *(überrascht)*: Was denn?! Er ist der Sohn von Rousseau?

Hérault *(amüsiert sich)*: Ja, wissen sie das nicht?

Danton: Jesuiterei und weiter nichts! Er ist verderbter als die anderen. Wenn man seine Freude am Vergnügen so ängstlich verbirgt, stecken schlimmme Sitten dahinter.

Philippeaux: Möglich. Aber wenn Robespierre das Vergnügen liebt, so versteht er es gut zu verbergen; und er hat recht, Danton. Du gehst viel zu offenherzig damit um. Du würdest Glück und Vermögen opfern für eine Nacht im Palais Royal.

Danton: Unter Umständen ist das gar kein schlechter Handel.

Philippeaux: Und inzwischen verdirbst du deinen Ruf vollends; die öffentliche Meinung schaut dir auf die Finger. Und was wird die Nachwelt sagen, wenn sie erfährt, daß Danton am Vorabend eines entscheidenden Staatsstreiches nur an sein Vergnügen gedacht hat?

Danton: Die öffentliche Meinung ist eine Hure, die Ehre ein Quark, die Nachwelt eine stinkende Grube.

Philippeaux: Und die Tugend, Danton?

Danton: Frag meine Frau, ob sie mit meiner zufrieden ist.

Philippeaux: Du glaubst ja nicht, was du da sagst. Du verleumdest dich aus Übermut, du arbeitest deinen Feinden in die Hände.

Westermann: *(der sich mit Mühe beherrscht hat, bricht los)*: Ihr seid alle Schwätzer, Quatschköpfe, die das Maul vollnehmen. Die einen deklamieren über ihre Tugend, die andern über ihre Laster. Ihr könnt nichts als schwatzen. Eure Stadt ist ein Nest voll Advokaten und Staatsanwälten. Der Feind bedroht uns. Danton, ja oder nein: willst du losschlagen?

Danton: Laß mich zufrieden! Ich habe mein Leben und meine Ruhe an die Rettung der Republik gesetzt: sie ist keine einzige Stunde wert, die ich ihr geopfert habe. Genug! Danton hat sich das Recht erworben, endlich für sich selbst zu leben.

Camille: Danton hat sich nicht das Recht erworben, ein Sieyès zu sein.

Danton: Bin ich wie ein blindes Pferd, verdammt die Mühle zu drehen, bis ich krepiere?

Camille: Du hast dich in einen Engpaß verrannt, der in Abgründe starrt. Unmöglich umzukehren. Vorwärts mußt du. Der Feind steht dir im Rücken: machst du Halt, so schmettert er dich in die Tiefe. Schon hebt er die Hand und berechnet den Stoß, den er führen will.

Danton: Ich brauche mich nur umzudrehen — wenn sie meinen Strubbelkopf sehen, liegen sie zerschmettert am Boden.

Westermann: Tu's doch. Worauf wartest du?

Danton: Später.

Philippeaux: Deine Feinde rühren sich. Billaud-Varennes stößt rasende Schmähungen gegen dich aus. Vadier scherzt über deinen bevorstehenden Fall. In Paris hat sich schon das Gerücht von deiner Verhaftung verbreitet.

Danton *(zuckt die Achseln)*: Dummheit! Sie wagen's nicht.

Philippeaux: Weißt du, was Vadier gesagt hat? Ich wiederhole dir seine gemeinen Redensarten nur zögernd: diesen gefüllten Puter werden wir bald geleert haben.

Danton *(donnernd)*: Vadier hat das gesagt? — Also gut, antworte, antworte diesem Schuft, daß ich sein Gehirn fressen werde, daß ich ihm den Schädel zermalme! Wenn ich für mein Leben zu fürchten anfange, werde ich wilder als ein Kannibale sein! *(Er schäumt vor Wut)*

Westermann: Endlich . . .! Komm . . .!

Danton: Wohin?

Westermann: In den Versammlungen reden, das Volk auf die Beine bringen, die Ausschüsse stürzen, Robespierre niederschlagen.

Danton: Nein.

Philippeaux: Warum nicht?

Danton: Später. Ich will nicht.

Camille: Du stürzest dich ins Verderben, Danton.

Westermann: Ich ersticke, wenn ich sehe, welche Furcht vor der Tat auf diesen braven Leuten hier lastet. Was für ein teuflisches Gift liegt denn hier in der Luft, daß Männer wie ihr einen Tag vor dem Schafott die Arme kreuzen und abwarten? Und nicht wagen, einen Schritt zu tun, loszuschlagen oder zu flüchten? Da kann ich nicht mehr mit. Ich gebe euch auf. Ich werde ohne euch vorgehn. Ich werde zu diesem Robespierre gehen, vor dem ihr alle Angst habt: (denn ihr habt Angst vor ihm, ja, wenn ihr euch auch über ihn lustig macht; eure Zaghaftigkeit bildet ja die ganze Macht dieses Halunken). Ich werde ihm die Wahrheit ins Gesicht spucken; er wird zum erstenmal einen Mann sehen, der ihm Widerstand leistet. Ich werde das Götzenbild zertrümmern! *(Er verläßt stürmisch das Zimmer)*

Philippeaux: Ich gehe mit dir, Westermann.

Danton *(still, mit leiser Verachtung)*: Er wird gar nichts

zerscherben. Robespierre wird ihn ansehn — so — und die Sache wird erledigt sein. Armer Kerl!

Philippeaux: Danton, Danton, wo bist du? Wo ist der Kraftmensch der Revolution?

Danton: Ihr seid ja Hasenfüße. Wir haben nichts zu fürchten.

Philippeaux: Quos ult perdere . . . *(Er geht)*

Hérault *(steht auf, nimmt seinen Hut und entschließt sich zu gehen)*

Camille: Du gehst auch, Hérault?

Hérault: Camille, du hast kein Talent zu einem Kampf à la Westermann; das weiß ich. Aber dann zieh dich ganz zurück. Mach, daß du in Vergessenheit gerätst. Wozu reden?

Camille: Um meinem Gewissen genugzutun.

Hérault *(zuckt sacht die Achseln und küßt Lucile die Hand)*: Adieu, Lucile.

Lucile: Auf Wiedersehn.

Hérault *(lächelnd)*: Weiß man das je?

Camille: Wohin gehst du?

Hérault: Rue Saint-Honoré.

Danton: Also auch ein Besuch bei Robespierre?

Hérault: Nein: mein täglicher Spaziergang. Ich sehe mir den Zug der Karren an.

Camille: Ich hätte gedacht, daß dir dieses Schauspiel mißfällt.

Hérault: Es ist nur, um Sterben zu lernen. *(Er geht. Lucile begleitet ihn)*

Dritte Szene

Danton, Camille.

Danton *(folgt Hérault mit den Augen)*: Armer Teufel, er macht sich Gedanken; er wirft mir meine Untätigkeit vor. Und du gleichfalls, Camille, du möchtest mich tadeln, ich seh es dir an. Geh, genier dich nicht, mein Junge.

Du hältst mich für einen Feigling? Du glaubst, Danton opfert Freunde und Ruhm seinem Bauch?

Camille: Danton, warum willst du nicht?

Danton: Ihr Kindsköpfe, Danton ist nicht nach den Maßstäben anderer Menschen gebaut. Vulkanische Leidenschaften hausen wie eine Feuersbrunst in dieser Brust; aber sie machen aus mir nur, was ich will, daß sie machen. Mein Herz hat schrankenlose Gelüste, meine Sinne brüllen wie Löwen. Aber der Bändiger ist auf dem Posten. *(Er zeigt auf seinen Kopf)*

Camille: Was meinst du denn zu alledem?

Danton: Das Vaterland verschonen. Es um jeden Preis vor unseren frevelhaften Kämpfen retten. Kennst du das Übel, an dem die Republik stirbt? Es fehlt ihr an Mittelmäßigkeit. Zu viel kluge Köpfe beschäftigen sich mit dem Staat. Das geht über die Kraft einer Nation, solche Männer besessen zu haben wie Mirabeau, Brissot, Vergniaud, Marat, — Danton —, Desmoulins, Robespierre. Ein einziges dieser Genies hätte die Freiheit zum Siege geführt. So zahlreich auftretend, verschlingen sie sich gegenseitig, und Frankreich ist von ihrem Hassen in Blut getaucht. Ich selbst habe allzusehr daran teilgenommen, wenn auch mein Herz mir die Gerechtigkeit widerfahren läßt, daß ich einen Franzosen nur in der äußersten Notwehr bekämpft habe; und selbst im wildesten Kampfgetümmel hab ich alles getan, um meine darniederliegenden Feinde zu retten. Ich werde jetzt um einer persönlichen Angelegenheit willen keine Fehde vom Zaun brechen mit dem größten Mann der Republik, — nach mir. Der Wald lichtet sich um uns, ich will die Republik nicht entvölkern. — Ich kenne Robespierre, ich habe ihn aus dem Boden wachsen sehen, — und von Tag zu Tag größer werden durch seine Zähigkeit, seine Arbeit, seine Leidenschaft für die Idee; und sein Ehrgeiz wuchs in demselben Maßstab, eroberte die Nationalversammlung und zwang sich Frankreich auf. Ein einziger Mann steht ihm noch im Licht; meine Popularität hält

der seinen die Wage, und seine krankhafte Eitelkeit blutet darunter. Mehrere Male hat er versucht — ich lasse ihm Gerechtigkeit widerfahren — seinen Neid zu unterdrücken und seine eifersüchtigen Instinkte zum Schweigen zu bringen. Aber das Verhängnis der Ereignisse, seine Eifersucht, die stärker ist als seine Vernunft, meine rasenden Feinde, die ihn aufhetzen, — alles drängt uns zum Zusammenstoß. Wie immer das Ergebnis ausfällt, die Republik wird davon bis in ihre Grundfesten erschüttert. Nun wohl. Ich bin entschlossen, das Beispiel des Opfers zu geben. Sein Ehrgeiz soll nie wieder durch den meinen beunruhigt werden! Ich habe in großen Zügen von diesem herben Trank getrunken und einen bittern Geschmack im Munde behalten. Möge Robespierre den Becher bis zur Neige leeren, wenn er mag! Ich ziehe mich in mein Zelt zurück. Ich trage nicht nach wie Achill, ich werde geduldig warten, bis er mir die Hand reicht.

Camille: Und wenn schon einer von euch sich opfern muß: warum du? Warum nicht er?

Danton *(zuckt die Achseln)*: Weil ich allein es imstande bin, — *(nach einem Augenblick des Schweigens)* — und weil ich der Stärkere bin.

Camille: Und dabei verabscheust du Robespierre.

Danton: Mein Herz erträgt keinen Haß. Ich hege keine Bitterkeit — nicht aus Tugend — (ich weiß nicht, was das ist) sondern aus meinem Temperament heraus.

Camille: Ist es dir nicht unbehaglich, dem Feind das Feld zu überlassen?

Danton: Pah! Ich hab ihn auf Herz und Nieren geprüft: er wäre imstande, das Stück bis zum vierten Akt zu führen; aber er würde unweigerlich bei der Lösung des Knotens versagen.

Camille: Aber was kann er inzwischen für Unheil anrichten! Deine Kraft bietet dieser Gewalts- und Schreckensherrschaft das einzige Gegengewicht. Und was

soll aus deinen Freunden werden? Überläßt du sie ihrem drohenden Schicksal?

Danton: Ich diene ihnen besser, wenn ich meine Macht eine Zeitlang niederlege. Sie haben jetzt unter der Furcht und Besorgnis, die ich einflöße, zu leiden. Robespierre wird auf mich hören, wenn ihm seine Eifersucht aufzuatmen erlaubt. Und ich — ich werde freie Hand zur Tat haben, wenn ich nicht mehr der Vertreter einer Partei, sondern der Vertreter der Menschheit sein werde. Man muß die Menschen wie Kinder behandeln, man muß verstehen, ihnen das Spielzeug zu überlassen, nach dem sie so stürmisch verlangen; dadurch lenkt man sie davon ab, sich und uns durch ihre kurzsichtige Verbohrtheit ins Verderben zu stürzen.

Camille: Du bist zu großherzig. Kein Mensch wird einen derartigen Verzicht begreifen. Robespierre kann nicht an die Aufrichtigkeit deines Rückzugs glauben; sein argwöhnisches Mißtrauen wird darin machiavellistische Schleichzüge suchen und finden. Sei auf der Hut, daß deine Feinde sich deine Abdankung nicht zunutze machen, um dich tödlich zu treffen!

Danton: Danton dankt nicht ab: er entfernt sich für den Augenblick vom Kampfplatz; immer bereit, dahin zurückzukehren. Sei unbesorgt: ich ganz allein — ich bin stärker, als sie alle miteinander, und Männer meines Schlages fürchten das Vergessen nicht. Es tut ihnen genug für eine Weile zu verstummen, damit die Welt spürt, wie ungeheuer die Leere wird, wenn die nicht mehr da sind, die sie ausfüllten. Ich diene sogar meiner Popularität selbst, wenn ich mich im Hintergrund halte. Anstatt den Achäern ihre Macht streitig zu machen, sehe ich zu, wie diese Macht ihre schwachen Schultern erdrückt.

Camille: Der erste Gebrauch, den sie davon machen werden, wird gegen dich gerichtet sein. Vadiers ganze Meute wird über dich herprasseln.

Danton: Ich werde mehr als einem von diesen Kerlen

den Bauch aufschlitzen! Ich bin gewöhnt, mich mit Ungeheuern herumzuschlagen. Als Kind hab ich mit Stieren gekämpft. Diese gequetschte Nase, diese gespaltene Lippe, diese ganze Fratze trägt noch das Mal ihrer blutigen Hörner. Halbwilde Schweine hetzte ich brüllend in Wiesengründen, und sie bissen mich wütend in den Leib. Ich fürchte keine Vadiers. Und dann, sie sind ja so feig.

Camille: Und wenn sie es dennoch wagten? Um sich Mut zu machen, haben sie Saint-Just von der Armee zurückberufen, man sagt, sie warten nur auf seine Rückkehr, um vorzugehen.

Danton: Gut denn, wenn sie mich zum Äußersten treiben, mag sie die Verantwortung für den Kampf erdrücken. Ich hab ein dickes Fell und ertrage ihren Schimpf mit Geduld. Aber kommt der Tag, wo ich über sie herstürze, so hör ich erst auf, wenn alles zu Boden getrampelt ist. Die Elenden! Ich werde sie zu Paaren treiben . . .!

Vierte Szene

Dieselben, Robespierre, Lucile.

Lucile *(stürzt herein, zu Camille erschreckt):* Robespierre —!

Robespierre *(tritt ein, kalt, undurchdringlich, sein Blick ist scharf und rasch, er macht keinerlei Bewegung)*

Camille *(ihm entgegen, eifrig und etwas ironisch):* Ah! lieber Maximilien, du kommst gerade recht. Seit einer Stunde beherrschst du, obgleich abwesend, unser Gespräch.

Danton *(geniert):* Guten Tag, Robespierre. *(Ungewiß, ob er ihm die Hand reichen soll, wartet er das Entgegenkommen seines Nebenbuhlers ab. Robespierre antwortet nicht, drückt Lucile und Camille die Hand, nickt Danton kurz zu und setzt sich. Camille und Danton bleiben stehen. Lucile immer in Bewegung)*

Lucile: Wie freundlich von dir, daß du bei deiner Überbürdung Zeit findest, uns zu besuchen! Komm näher ans Feuer! Der Nebel draußen erstarrt einem die Seele.

Wie geht es deinen lieben Wirten, der Bürgerin Duplay und meiner kleinen Freundin Eléonore?

Robespierre: Danke, Lucile. — Camille, ich habe mit dir zu sprechen.

Lucile: Soll ich euch allein lassen?

Robespierre: Nein, du nicht.

Camille *(hält Danton zurück, der eine Bewegung des Aufbruchs gemacht hat)*: Danton nimmt an all unsern Gedanken teil.

Robespierre: Das Gerücht sagt es. Ich wollte es nicht glauben.

Danton: Geht dir das gegen den Strich?

Robespierre: Vielleicht.

Danton: Was hilft's? Eins wirst du nie verhindern können: daß Danton geliebt wird.

Robespierre *(geringschätzig)*: Das Wort Liebe ist banal, die Tatsache selten.

Danton *(bösartig)*: Es gibt gewisse Männer, sagt man, die sie überhaupt nicht kennen.

Robespierre *(nach einem kurzen Schweigen, kalt, mit etwas nervösen Händen)*: Ich bin nicht gekommen, um über Dantons Ausschweifungen zu sprechen. — Camille, du verrennst dich trotz meiner Warnungen auf diesem Weg, auf den dich böser Rat und deine Unbesonnenheit geführt haben. Dein unheilvolles Pamphlet wird Zwist über ganz Frankreich säen. Du vergeudest deinen Geist, um das Vertrauen in die Hauptstützen der Republik zu erschüttern. Jede reaktionäre Bewegung bewaffnet sich mit deinen Sarkasmen gegen die Freiheit. Lange habe ich den Haß unschädlich gemacht, den du aufrührst, — ich habe dich zweimal gerettet: ich werde dich nicht immer retten. Der Staat erhebt sich gegen die Komplotte der Aufwiegler; ich habe keinen Willen gegen den des Staates.

Camille *(verletzt und verletzend)*: Spar dir die Müh, soviel an mich zu denken. Deine Fürsorge rührt mich, Maxi-

milien, aber ich brauche niemand: ich kann mich allein verteidigen, und ich gehe ohne Gängelband.

Robespierre: Eitler du, keine Antwort weiter: deine Unbesonnenheit ist deine einzige Entschuldigung.

Camille: Ich will keine Entschuldigung. Ich habe mich um das Vaterland wohlverdient gemacht. Ich verteidige die Republik gegen die Republikaner. Ich habe frank und frei gesprochen, ich habe die Wahrheit gesagt. Wenn nicht jede Wahrheit laut gesagt werden darf, dann gibt es keine Republik mehr. Das Wahrzeichen der Republik sind die Winde, die über die Meereswogen wehen: tollunt, sed attollunt! Sie rühren sie auf, aber sie heben sie zur Höhe!

Robespierre: Die Republik ist nicht, Desmoulins. Wir machen sie. Mit Freiheit wird keine Freiheit gegründet. Wie Rom zur Zeit der Prüfungen, hat sich die bedrohte Nation einer Diktatur unterworfen, um die Hindernisse zu zerbrechen und um zu siegen. Europa und der Parteihader drohen die Republik für immer zu vernichten. Es ist Hohn und Spott, wenn du behauptest, man hätte jetzt das Recht alles auszusprechen, alles zu tun und dem Feind durch seine Worte und Taten Waffen in die Hand zu liefern.

Camille: Was für Waffen denn? Ich habe das reinste Gefühl der Welt verteidigt: die Brüderlichkeit, die heilige Gleichheit, die Köstlichkeit der republikanischen Maximen, diese res sacra miser, die Ehrfurcht vor dem Unglück, die unsere erhabene Verfassung befiehlt. Ich wollte vor den Augen des Volkes das strahlende Bild des Glückes aufleuchten lassen.

Robespierre: Das Glück! Da haben wir das verhängnisvolle Wort, mit dem ihr alle Eigensüchte und Begierden an euch zieht! Wer will nicht das Glück? Aber es ist nicht das Glück von Persepolis, was wir den Menschen bieten: es ist das Glück von Sparta.

Die Tugend ist das Glück. Aber ihr, ihr habt das heilige Wort mißbraucht, ihr habt im Geist dieser Haltlosen die Wünsche nach diesem verbrecherischen Gut erweckt, das im Vergessen deines Nächsten und im Genuß des Überflüssigen besteht. Schändlicher Gedanke, der bald die Flamme der Revolution ersticken würde! Frankreich soll leiden, Frankreich soll seine Freude und seinen Stolz darein setzen zu leiden, um frei zu sein, sein Wohlbehagen zu opfern und seine Ruhe und seine Neigungen für das Glück der Welt!

Camille *(in einem Ton höflicher Persiflage, der gegen Ende der Rede heftig in schneidende Schärfe umschlägt)*: Maximilien, wenn ich dich höre, kommt mir eine Stelle aus dem Plato in den Sinn: »Wenn ich, sagte der gute General Laches, wenn ich einen Mann ausgezeichnet über die Tugend reden höre, und er ist ein wahrer Sans-culotte, würdig der Reden, die er hält, — so ist das für mich eine unaussprechliche Wonne; mir scheint er der einzige Musiker, der eine vollkommene Harmonie zustande bringt: denn alle seine Handlungen stimmen mit seinen Worten überein, nicht nach der jacobinischen oder nach der Genfer Mode, sondern nach dem Ton von Frankreich, der einzig und allein den Namen der republikanischen Harmonie verdient. Wenn solch ein Mann zu mir spricht, bin ich freudeerfüllt, und niemand kann daran zweifeln, daß ich toll nach Gesprächen bin, so gierig trinke ich seine Worte. Wer aber das Loblied einer Tugend singt, die er selbst nicht übt, betrübt mich grausam, und je fertiger ihm das gelingt, desto heftiger stößt mich seine Musik ab.« *(Am Ende dieser Tirade dreht Desmoulins Robespierre den Rücken zu; dieser erhebt sich ohne Wort und Geste, um zu gehen. Lucile, beunruhigt von der Wendung des Gespräches, läßt Robespierre nicht aus den Augen; sie nimmt seine Hand und versucht zu scherzen)*

Lucile *(auf Camille weisend)*: Dieser ungezogene Junge muß immer und ewig widersprechen. Wenn du wüßtest, wie er mich manchmal in Wut bringt! Lieber Maximilien,

ihr seid doch immer die gleichen. Ihr streitet euch wie in der Schule von Arras.

Robespierre *(eisig, antwortet nicht und macht sich zum Gehen bereit)*

Danton *(schlägt einen anderen Ton an; auf Robespierre zu mit aufrichtiger Herzlichkeit)*: Robespierre, wir sind alle drei im Unrecht. Seien wir doch Männer, die nur Recht und Vernunft zur Richtschnur nehmen, lernen wir es, unsern Groll dem Vaterland zu opfern. Ich komme zu dir, ich biete dir meine Hand. Verzeih mir diese Regung der Ungeduld.

Robespierre: Danton glaubt mit einem Wort angetanen Schimpf und Schmach auslöschen zu können. Den Beleidiger kostet es wenig Mühe, seine Beleidigungen zu vergessen.

Danton: Es ist ohne Zweifel ein Unrecht, bei meinen Gegnern meine Großherzigkeit vorauszusetzen. Aber die Sorge um die Republik geht vor: sie bedarf meiner Energie und deiner Tugend. Wenn meine Energie dich abstößt, so bedenke, wie zuwider mir deine Tugenden sind: so sind wir quitt. Mach's wie ich, halt dir die Nase zu und retten wir das Vaterland.

Robespierre: Ich halte keinen Mann für unentbehrlich.

Danton: Das ist das Wort aller Neider. Mit diesem schönen Raisonnement kastrieren sie die Nation und nehmen ihr alles, was ihre Kraft ausmacht.

Robespierre: Keine Kraft, wo es an Vertrauen fehlt!

Danton: Du mißtraust mir? Du glaubst an die Dummheiten, die man über mich verbreitet, an Billaud-Varennes' Halluzinationen? Sieh mich an: seh ich aus wie ein Heuchler? Haßt mich, aber verdächtigt mich nicht!

Robespierre: Man beurteilt die Menschen nach ihren Handlungen.

Danton: Was wirfst du meinen Handlungen vor?

R o b e s p i e r r e : Es mit allen Parteien zu halten.

D a n t o n : Ich habe ein brüderliches Herz für alle Unglücklichen.

R o b e s p i e r r e : Man brüstet sich damit, keinen Haß zu kennen, und man haßt sie auch wirklich und wahrhaftig nicht, die Feinde der Republik, aber auf diese Weise zerstört man die Republik. Das Mitleid mit den Henkern ist eine Grausamkeit gegen die Opfer. Diese Langmut hat uns gezwungen, ganze Städte zu schleifen; sie wird uns eines Tages dreißig Jahre Bürgerkrieg kosten.

D a n t o n : Du siehst überall Verbrechen! Das ist Wahnsinn. Wenn du krank bist, so pfleg dich, aber zwing nicht die Gesunden, Medizin zu schlucken. Die Republik zerfleischt sich selbst. Es ist noch Zeit, diesem wilden wahnwitzigen Terror Einhalt zu tun, der Frankreich aufreibt. Aber wenn du dich nicht beeilst, wenn du dich nicht zu uns schlägst, so wirst du — selbst du! — bald nicht mehr imstande sein, ihre Verheerungen einzudämmen; du wirst es umsonst versuchen: sie wird dich mit den Andern verbrennen: sie wird dich vor den Andern verbrennen. Unglücklicher, siehst du denn nicht ein, daß du das erste Opfer des Tages bist, an dem Danton nicht mehr da ist? Ich allein schütze dich noch vor der Feuersbrunst!

R o b e s p i e r r e *(entfernt sich von Danton, kalt)*: Laß sie mich verzehren!

C a m i l l e *(leise zu Danton)*: Du bist zu weit gegangen, Danton: du hast seine Eigenliebe verletzt.

D a n t o n : Im Namen des Vaterlandes, Robespierre, im Namen dieses Vaterlandes, das wir mit derselben Glut vergöttern und dem wir alles hingegeben haben, erlassen wir eine Amnestie für alle, Freund und Feind, wenn sie nur Frankreich lieben! Laß diese Liebe allen Argwohn, alle Fehler abwaschen! Ohne sie keine Tugend. Mit ihr kein Verbrechen!

Robespierre: Kein Vaterland ohne Tugend!

Danton *(dringend und drohend)*: Zum letztenmal: ich bitte dich um Frieden. Bedenke, was es mich kostet, dir entgegenzukommen. Aber ich schlucke jede Demütigung, wenn sie der Republik dienlich ist. Gib mir die Hand; setze Fabre in Freiheit; schick Westermann zur Armee zurück; beschütze Hérault und Philippeaux gegen die Wütenden!

Robespierre: Ich bin geschaffen, das Verbrechen zu bekämpfen, nicht es anzuführen.

Danton *(nahe daran, loszubrechen, hält sich zurück)*: Du willst also den Krieg, Robespierre? Überleg es dir wohl.

Robespierre *(undurchdringlich, kehrt Danton den Rücken und wendet sich an Desmoulins)*: Camille, ein letztes Mal: du stellst deine Angriffe gegen den Wohlfahrtsausschuß ein.

Camille: Sowie er aufhört, sie zu verdienen.

Robespierre: Unterwirf dich wie die andern den Befehlen der Nation.

Camille: Ich bin der Vertreter der Nation; ich habe das Recht, für sie zu sprechen.

Robespierre: Du schuldest ihr das Beispiel des Gehorsams gegen die Gesetze.

Camille: Wir wissen nur allzugut, wie diese Gesetze gemacht werden. Wir alle sind Advokaten, Rechtsanwälte, Männer des Gesetzes, Robespierre; wir wissen was hinter der Majestät des Gesetzes steckt. Ich würde ja über unser Beisammensein lachen, wenn ich nicht an die Tränen dächte, die um diese Komödie, die wir spielen, fließen werden. Wir kommen die Menschen zu teuer zu stehn. Die Tugend selbst wäre den Preis nicht wert, den wir für sie bezahlen lassen: wieviel weniger das Verbrechen!

Robespierre: Wer seiner Aufgabe nicht gewachsen ist, hätte sie nicht übernehmen dürfen. Wer sie übernimmt,

soll vorwärts gehen und stillschweigen, bis er unter der Last zusammenbricht.

Camille: Ich kann mich dazu verstehen, mich zu opfern, aber nicht die Andern zu opfern.

Robespierre: Adieu. Denk an Hérault?

Camille: Warum sprichst du mir von Hérault?

Robespierre: Hérault ist verhaftet.

Danton, Camille: Verhaftet? Er war eben hier.

Robespierre: Ich weiß.

Lucile: Aber was hat er denn getan? Maximilien, was für ein Verbrechen . . .?

Robespierre: Er hat einen Verbannten beherbergt.

Camille: Er hat seine Pflicht getan.

Robespierre: Der Ausschuß die seine.

Danton: Hundsfott, du forderst mich heraus! Auf diese Art willst du uns also alle erwürgen, einen nach dem andern? Du schlägst der Eiche die stärksten Äste ab, eh du die Axt an den Stamm legst? . . . Meine Wurzeln senken sich tief in den Grund des Erdreichs, in das Herz des Volkes von Frankreich. Du kannst sie nicht ausreißen, ohne Frankreich zu töten. Mein Sturz zermalmt euch alle, und die eklen Ratten, die an mir nagen, werden die ersten Opfer sein. Meine Langmut ermutigt euch? Das Geschmeiß rückt mir frech auf den Leib . . . das ist zuviel! Der Löwe schüttelt sich . . . Aber du kleiner Schuft, du weißt wohl nicht, daß ich dich zwischen meinen Fingern zerdrücken könnte wie einen Floh, wenn ich wollte? Es lebe der Krieg, da ihr ihn wollt! Die Glut der alten Kämpfe steigt mir wieder zu Kopf. Diese Stimme hat zu lang geschwiegen, sie wird sich endlich wieder Gehör verschaffen und das Volk aufrütteln zum Sturm gegen die Tyrannen!

Camille: Wir werden die neuen Tuillerien im Sturm nehmen. Der Vieux cordelier wird zum Angriff blasen!

Robespierre *(wendet sich zur Türe, ohne mit der Wimper zu zucken. Lucile in Todesangst, unfähig zu sprechen, ist auf einen Augenblick ins Nebenzimmer verschwunden: sie stürzt mit dem Kinde herein und bringt es Robespierre)*

Lucile: Maximilien . . .! *(Robespierre dreht sich um, sieht den kleinen Horace, zögert einen Moment, lächelt ihm zu, nimmt ihn dann und setzt sich. Er küßt das Kind und wirft einen Blick auf Lucile und Camille. Dann gibt er, noch immer stumm, das Kind Lucile zurück und entfernt sich, ohne jemand anzusehn. Das ganze stumme Spiel sehr nüchtern und ohne irgendeine sichtbare Rührung außer bei Lucile)*

Fünfte Szene

Lucile, Camille, Danton

Camille: Arme Lucile, hast du Angst?

Lucile: O Camille, Camille, wie kannst du so unvorsichtig sein!

Camille: Du hast mich noch vorhin angespornt.

Lucile: Ach mein Gott! Wie bereu ich es jetzt!

Camille: Man muß sprechen wie man denkt. Und dann . . . *(er zuckt die Achseln)* Bah! Ich hab nichts zu befürchten: im Grunde liebt er mich, er wird mich immer verteidigen!

Lucile: Ich fürchte mich.

Camille: Er hat mehr Furcht als wir; Dantons Stimme hat schon ihre Wirkung getan. Er gehört zu den Leuten, die nur da lieben, wo sie fürchten. Vorwärts! Wir müssen unsere Freunde aufsuchen und uns mit ihnen verständigen! Wir wollen keine Zeit mehr verlieren . . . Komm, Danton.

Danton *(bleibt sitzen, geistesabwesend)*: Ja. Wohin gehn wir?

Camille: Philippeaux und Westermann treffen, Hérault retten.

Danton: Morgen . . . morgen.

Camille: Morgen ist es zu spät.

Danton *(sehr traurig, sehr zärtlich)*: Lucile, lies mir irgendwas vor, mach Musik, tröste mich.

Lucile: Was ist dir? *(Hinter ihm stehend, stützt sie sich auf seine Schultern. Er nimmt ihre Hand und drückt sie an seine Wange)*

Danton: O Republik! Sich selbst zerstören. Das Werk seiner Hände zerstören, die Republik zerstören! Sieger oder Besiegte, was liegt daran? In jedem Fall Besiegte!

Camille: In jedem Fall Sieger, Ruhmgekrönte!

Danton *(steht heftig auf)*: Vorwärts! Die Welt soll schaudernd erbeben, wenn die Republik krachend zusammenstürzt! . . .

SOLDATEN

VON WALTHER GEORG HARTMANN

HERBST 1918

ABSCHIED

Wo die grau-schmutzige Treppe in den langen Kasernengang mündet, brannte flackernd die bleiche Gaslampe. Im trüben lauten Dunkel standen die fünfzig Mann Feldnachersatz, die eben zum Bahnhof marschieren sollten. Der Feldwebel rief noch diesen und jenen. Unteroffiziere hatten noch zu tun und waren grob und kurz wie immer. Der Transportführer sah nach der Uhr, um antreten zu lassen. Wenige Minuten blieben noch übrig.

Vor der Tür, beim traurigen Licht einer großen Petroleum-Laterne, standen Soldaten in den neuen, noch harten grauen Uniformen unter ihren Angehörigen, Vätern, Müttern, Schwestern und Bräuten. Viele wußten nichts mehr zu sprechen, da Wünsche und Hoffen schon vielfach ausgesprochen waren und das Drängen dieser Augenblicke den Schmerz übertäubte.

Fritz Mann stand mit Vater und Mutter zusammen. Beiden schmolz die Liebe zum Sohne im Angesicht. Der Vater dachte bestimmt und klar an die Wochen des Sorgens, die nun kommen würden und an die eine Nachricht, die ständig drohend zu erwarten war. Vater und Sohn, in Fremdheit bisher, hatten viel schmerzliche Erregung aneinander durchlebt seit den Jahren, da die Entwicklung des Kindes aus eigenen Gesetzen der Hand und dem Willen anderen Charakters sich entzog. Seine Liebe zu diesem einzigen Sohn geschah in ihm aus Macht des Geschlechts, war nur eingeboren in das Blut aber nicht dargebracht gerade dieser Individualität, die ihm

doch fremd blieb. Wer bist Du? Du bist mein Sohn. Das ist alles, doch band es fest. Und fast mit Härte und religiöser Strenge brachte er dem Staate, der sein Vaterland war, dieses Opfer.

Die Mutter nahm von Zeit zu Zeit die Hand ihres Kindes. Ihre eingeschüchterte Zärtlichkeit wagte sich nicht mehr in die Welt, die plötzlich nur noch männlich war und von unbekannten, herrischen, lärmenden Gesetzen bewegt. Leise Angst vor dem Mann, der da mit beherrschter Hand das Opfer brachte (und sie ahnte doch den zitternden Grund, von dem er es reichte!), trieb sie in Schweigen. Helm und Uniform und der Geruch des frischen Leders, das lange Haus der Kaserne, — alles schreckte sie mit unverständlichem Eigenleben.

Was wollten sie von ihr? Ich bin doch seine Mutter! Und er, er ist mein Kind! Sie wußte nichts von einem Bürger oder Soldaten. Sie suchte nach Sinn der Geburt und der glücklichen Jahre des Aufwachsens vor diesem Raubgriff einer unverständlichen Macht.

Und der Sohn stand dumpf unter aller dieser Erkenntnis. Ganz unfrei zu einem klaren Gefühl dieses Neubeginns, ganz ohne Willen zu einem Ziel, ließ er von der Stunde sich tragen. Was mit ihm geschah, spürte er nur wie unter einem großen Brausen. Warum brachte diese Stunde solche Woge? War es eigener Entschluß, war es fremdes Gebot, daß er hier schied? Genug: dieser Abschied war d a. Er sah nicht durch ihn hindurch, weder in Vergangenes noch in Kommendes. Morgen und übermorgen und jeden neuen Tag würde solche Kraft hinter ihm sein, die ihm Entscheidung zuteilte.

Von drinnen rief die Stimme durch den Treppenflur. Die Gruppen bewegten sich stark in Umarmungen, Küssen, Tränen, Lachen und dargereichten Händen. Noch einmal bekräftigte der Vater mit klarem Wort seine Wünsche und Ermahnung.

Die Mutter aber weinte hilflos und arm. Der Sohn verstand nichts mehr von allem, lächelte töricht tröstend und bat, sie sollten nun gehen.

Als er im kahlen Gang unter den Kameraden stand, als dann sein Name verlesen wurde und er mit »Hier!« antwortete, wußte er plötzlich, daß damit das Bisherige beendet war, und daß er nun hierher gehöre, — unter die Namen der anderen.

Und er vergaß für lange Zeit die Eltern, die stumm und sehr fern einander nach Hause gingen.

* * *

DIE UNVERSTÄNDIGEN HERZEN

In den Bäumen rauscht der Wind wie Regen. Vollen Nachtduft atmet die Erde. Kleine Geräusche in der Nähe sind wie leiser Pulsschlag verborgener Leben. Ich stehe allein, angelehnt an die braun-feuchte Grabenwand. Ich bin traurig über die Menschen.

In unserem Unterstand sind wir fünf. Das ist nicht viel Der Schutz der guten Mutter Erde hält uns zusammen. Es kann treffen, es kann regnen, wir sitzen da geborgen.

Und weiterhin: Der Frühling ist schon weit in den Mai gegangen. Ueber unseren Waldgräben spannen sich grüne Buchenfächer. Oft scheint die Sonne. Dann duftet es warm nach Laub und grünen Säften Auch Vögel singen, am Tage, in der Nacht. Und noch mehr: der Frontabschnitt hält Ruhe. Die Einschläge am Tage prüfen nur nach und meinen es nicht böse. Sie suchen nicht letztes Leben. In der Nacht die Leuchtkugeln und ab und zu ein klingender Gewehrschuß gehören wie zur Überlieferung. So gut geht es uns diese Wochen.

Aber: warum gräbt in unserem Herzen Unfriede, Kameraden? Fünf Menschlein sind wir nur. Und doch jeder

mit jedem irgendwie feindlich gegen den anderen verbunden. Ist nicht Leben bös genug? Warum diese Erschwernis aus Unkenntnis des Herzens? Was uns verbindet, oft, ist nur gemeinsamer Haß. Nicht gegen den Feind drüben im Graben. Gegen den hinter uns: Gegen die Feig-Klugen, gegen die bequemen Rechner, gegen die Blender und Genießer, gegen die Unbeteiligten und Verantwortlichen. Das schmilzt uns oft zusammen. Und kleiner gemeinsamer Ärger auch über die unwichtigen Wichtigkeiten des Krieges.

Aber außerhalb dieses Kreises gehen die Herzen von einander. Reizbarkeit sucht Böses gegen den Nachbarn. Ichheit feindet gegen den anderen. Unlust führt Kampf mit dem Kameraden. Spalten werden von harten oder erregten oder gemeinen Händen breit auseinander gerissen. Zank und Versöhnen nicht wie bei Kindern! Fremdheit wächst giftig und schwer.

Brüder warum? Hier stehe ich an der kühlen Grabenwand und höre eure scheltenden Stimmen. Eintracht könnte sein, glaubt mir, wenn das Wesentliche nur gälte. Eintracht müßte sein, wo so schweres Leben in schwarzen Wolken über uns hängt. Jeder Tag zu leben ist uns Mühe, weil wenig Freude uns bestimmt ist.

Und trotzdem: auf den sinnlos kreisenden Ball verworfen, in starke böse Mächte verschlungen, von Menschenhand noch eingefügt in schärfst-ersonnenes Schmerzenswerk, — bereitet der Mensch dem Menschen unnötigste Mühsal und Qual!

* * *

DIE MUTTER

Der Kampf am Tage war wild gewesen. Noch zitterte es tief in der Erde von den Schlägen der Geschütze.

Ich lag, eng an den vielen Schläfern, schlaflos wie in den vielen Nächten. Als ich die Augen aufhob, stand eine

Frau vor mir: breit, groß und stark, mit strengem, abgenutztem Gesicht. Sie schüttelte bitter den Kopf bei meiner Bewegung:

»O Du! Lebst du noch immer! Kannst du noch immer in den Tag treten und deine Bluthände legen an die schuldlosen Dinge?! Dein Gewissen ist tot, dein Herz ist tot und deine Seele. Du Tier, du!«

Ich richtete mich auf und sprach ruhig, obwohl mein Blut zuckte:

»Frau, was willst du von mir? Weshalb klagst du mich an?«

In zornigem Schmerz sprach sie ganz in sich hinein:

»Mörder du, mit deiner frechen Frage! — Mein Sohn liegt draußen im Land von dir erschlagen.«

— Spät erst konnte ich antworten:

— »Ich habe nur meine Pflichten zu erfüllen, Frau: ohne Willen gehen meine Hände an ihr blutiges Werk.«

Da aber lachte sie grausam.

»Ohne Willen, sagst du wie Hunderttausend andere! Und daß du keinen Haß fühlst, nicht wahr? Daß du keinen Trieb fühlst zum Kriegen und Töten — sagst du das nicht? Aber daß du dich beugst, — beugst, nicht wahr? — wie die anderen unter den unsinnigen quälenden Zwang? Sagst du das nicht auch??«

»Ja . . .«

»Ach ihr Männer, pfui, ihr Helden der Schwachheit! Eure Seele sagt: Nein — aber eure Hände tun: Ja.

Aber was glaubt ihr, Entsetzliche? Sollen weiter meine Söhne geschlachtet werden, weil ihr Schwächlinge seid und euch beugt unter den allgemeinen Zwang? Weil ihr halb seid und erbärmlich fügsam? Weil ihr fähig seid, selbst zum Morde gegen alle eure Herzensstimmen — nur weil euch die Kraft zur Wahrhaftigkeit fehlt? Was nützt es, wenn ihr klagt: ich hasse nicht, ich kenne das nicht: Feind,

ich fühle den Bruder auch in meinem Gegner — und wenn ihr doch, doch, doch die Waffe erhebt und tötet! Was soll es? Soll die Welt an eurer Schwäche im Blut ertrinken?«

»Schone mich, ich bitte dich! Du weißt nicht, wie schwer es ist . . .«

»Daß du noch reden kannst, dich bewegen und bitten! Daß du noch leben kannst!

Gemordet hast du — Menschen, deine Brüder, die dir fremd waren und ungehaßt, weggeschlagen aus dem Leben. Schwestern hast du der Brüder beraubt (— gedenke der deinen —) und Bräute ihrer Geliebten. Söhne, Söhne hast du den Müttern entrissen. Und die Trauer junger Witwen bringt dich nicht zur Verzweiflung? Und das Entsetzen beraubter Kinder zerreißt dich nicht? Blut hast du vergossen und konntest es vergessen. Aber auch daß du Leid gebracht hast, das jeden Morgen unfaßbar wieder anhebt? Und du lebst unter den Tagen und hörst das nicht?, kannst weiter lachen und den Blick erheben und Waffen tragen ohne Gedanken?

O du Tier mit dem menschlichen Antlitz! Du bist nicht hart (Härte kann edel sein und groß). Das Gemeinste und Niedrigste bist du: ganz ohne Gedanke und Gefühl bei deinem unmenschlichen Tun.

Aber wenn du die Stimme deines Menschseins nicht hörst und nicht Tränen und Verzweiflung, Stöhnen und Kümmernis — meinen Fluch sollst du hören, den Fluch der Mutter, dessen Sohn du gemordet hast, den Fluch des Weibes, die geboren hat, was du zerschlagen hast ohne Not.«

Ich stand auf und tastete mich über die Schläfer hin nach dem Ausgang. Und stehenbleibend fragte ich — und wußte in meiner Dumpfheit nicht, warum ich es fragte:

»Wo liegt dein Sohn?«

»Meine hunderttausend Söhne liegen in der Erde seit

gestern und seit Monaten, auf der Erde und im Meere seit gestern und seit Monaten. Meine Söhne sind zerrissen worden, verschüttet, erstochen, verbrannt, erschlagen und erstickt. Meine Söhne, von denen ich einen liebte wie den andern ...«

Da stand ich vor dem Ausgang, vernichtet und erschüttert. Und ich dachte, daß Wolken und Himmel auf mich niederbrächen, wenn ich hinausträte.

Aber nein! Da gingen die Sterne in ihren alten Maßen und formten sich zu den alten Bildern hier und dort. Und ich erschrak nicht, als ich das Weib wieder neben mir spürte.

Spät verstand ich, daß sie die Mutter war. Die Mutter aller Erschlagenen. Und auch meine Mutter, des Lebenden.

Ich liebte sie plötzlich mit ungeheurer Liebe, war wie ein Kind und hilflos vor ihrem großen Schmerz. Die Trauer in ihren Worten hörte ich wieder und fragte zaghaft:

»Was willst du also, daß du kommst und verfluchst mich und klagst mir, dem Kleinen, dein tiefes Leid? Was willst du? Daß auch ich gebettet bin unter den geliebteren Toten ??«

Da fühle ich es wie sanfte Berührung von den Sternen her auf meinem Haar.

Und ich stand allein in der Nacht.

* * *

REGENNACHT

Ueber uns Millionen Soldaten sinkt Regen.
Wolken und Tote hauchen dumpfen Geruch,
Blutrieseln singt.
Sternloser Himmel plätschert in Trichtern und Gruben,
Trostloser Wind weht Nebel und Stöhnen in Schlaf.
Aber neben uns wacht der Posten: Verzweiflung.
Weit hinter den Gräben rattern Kolonnen auf Straßen,

Die wie schmale Brücken im endlosen Elend stehn.
Granaten fegen durchs Spiel der schwebenden Feuer.
Ein Gewehr schreit vor Haß.

Seit wieviel hundert Jahren stehn wir im Tode,
In diesem trägen Sumpfe von Hirn und Blut?
Regen rieselt über uns Millionen Soldaten.
Nacht fröstelt in uns und ermüdeter Schmerz.
Das Land dunkelt fremd und kennt uns nicht.

(*Verdun 1916*).

REVOLUTION.

I

Warum lebt der Krieg?

— Frag nicht: wir werden es nie wissen.

Ich werde fragen! Man muß fragen. Auch wo es keine Antwort gibt.

— Warum wirfst du das Gewehr nicht hin? Gehst nicht und sagst, daß du nicht mehr Schlachttier und nicht mehr Mörder sein willst? —

— Ich habe keine Kraft dazu. Ich bin ein Einzelner.

— Wir sind die Millionen, wir Einzelnen.

— Die Millionen . . . Vereinzelte trotzdem. —

— Du hast keine Kraft zur Tat. Auch für dich als Einzelnen nicht.

— Nein . . . Man wird so stark getragen. Geschoben, geführt, ermüdet. Wir alle sind bestimmt, das Ungetane zunächst am Herzen zu tragen: Gedanke, Geist, Protest. Diese Revolution ist unsere.

— Wir sind Egoisten aus Schwachheit. Durch unsere Schwäche lebt der Krieg. Geschehen-Lassen, Leiden. Erdulden, — das ist unser Heldentum, das starke, schwache, gerühmte.

— Ruhmvoll wäre die Tat. — Wir sind die Opfer für die Kriegführenden (wer aber ist das?) Warum können wir nicht eher Opfer sein für uns selbst?!

— Du weißt alles und fragst . . . .

— Die Frage wird die Bresche schlagen!

— Wir aber begnügen uns mit der Frage. Du und ihr alle.

— An der gemeinsamen Frage werden die Gemeinsamen sich erkennen. Es werden die Millionen sein.

— Warum? . . . . . . Du wartest wie ich. Schweige also wie ich.

— Ich verfluche . . . . . .

— Das ist die äußerste Geste der Schwäche. . .

II

An der Parkmauer des Schlosses war der Angriff zum Stehen gekommen. Maschinengewehrfeuer und fauchende Schrapnells zwangen die stürmenden Linien in die Trichter und Gräbenmulden. In den grauen Schlamm gewühlt lagen die grauen Gestalten neben Gewehr und Handgranaten. Geschosse pfiffen heran, sangen vorbei, pflückten Leiber heraus. Man lag mit heißem Gesicht, verbissen an die durchweichten hundert Meter kalten Boden.

Der Grenadier Mauermann erhob sich plötzlich zu voller Größe. Stand unheimlich groß und finster allein über kahler, geduckter Leere.

Im selben Augenblick zischten die Kugeln schon, Maschinengewehre gierten. Ein Liegender riß den großen an den Beinen zurück: »Nieder! Bist du verrückt geworden?«

Der Grenadier Mauermann zerrte sich mit einem Schritt nach vorwärts frei. Drehte sein Gesicht zurück, ein müd — zorniges, ungeheuer gefaßtes, ungeheuer geekeltes Gesicht: »Ich mache nicht mehr mit!«

Das Feuer auf den einzelnen, stehenden Mann war allmählich verstummt. Drüben erwarteten sie wohl einen Überläufer.

Aber der Soldat blieb stehen. Langsam und endgültig schnallte er das Koppel los, riß den Riemen des Stahlhelms über das Kinn und legte den hart — gemessen auf den Boden.

»Nun, und ihr? Ihr wollt noch? Macht Schluß, Leute! Ich mache nicht mehr mit.«

Die anderen staunten, quälten sich, zerrissen, gezerrt, dumpf.

»Du bist wahnsinnig, Kerl!«

»Was willst du denn?«

»Nieder, Mensch!«

»Willst du 'rüber, Schuft?«

»Kommt keiner mit? Auch gut. Ich mache nicht mehr mit.«

Mit ganz müder, aber schwerer und unabänderlicher Bewegung kehrte der Grenadier sich halb herum. Seine Augen blickten stumpf, fremd und aus unverständlicher Ruhe heraus, bedauernd über die in den Schlamm gewühlten, Angst-verkrampften Gesichter der Kameraden. Wie leicht das doch war, mit einem Augenblick, mit einem Strecken des Körpers dies zerwürgende Hinfristen zwischen Tod und Schrecknis und Überdruß wegzulegen. Ich mache nicht mehr mit. Damit war alles abgeschlossen. Man konnte sich in diese neue Gegebenheit fallen lassen, ganz blind, ruhig und stumpf.

Die Hände in den Taschen und den Blick in der grauen Leere tat er den zweiten Schritt. Da setzten die Gewehre wieder ein. Und den Unbekümmerten warf ein Geschoß massig und achtlos in den schlammigen Trichter zurück

III

Ein Kreuz an der Straße und eine Steinplatte mit zwölf Namen. 1914 sind diese Männer gefallen. Diese Zeit ist vergessen, der Sommermarsch in das neue Land hinein, der weichende Feind vor den hellen Schrapnellwölkchen. Diese Namen sind vergessen in den drei Jahren Krieg. Es ist eine andere Zeit heute.

Ergreift mich diese Lüge, in Stein gemeißelt? Wer bist du denn, Grenadier Wunderlich, den sie hier verscharrt haben? Du bist tot und nichts. Was soll es, deinen Namen uns hier an der Straße entgegenzuschreien? Ich weiß es: sie wollten dich ganz los sein, jeden Gedanken an dich, ihre Gewissensunruhe wollten sie beschließen, sie wollten dich vergessen können, — deshalb schrieben sie hier das Sprüchlein von dem unvergeßlichen Helden. Nun, glauben sie, ist bezahlt, was sie übermäßig von dir forderten. Diese Buchstaben in Stein auf der Heldentafel — das ist der Strich unter deinem winzigen Kapitel, Grenadier Wunderlich.

Mein Bruder höre mich. Ich halte hier mit meinem Pferde an deiner letzten irdischen Stätte. Komm her zu mir. Der Sternenglanz über uns wird dich nicht schrecken und auch der Nachtwind nicht. Wir haben wichtige Dinge mit einander zu bereden. Denn auch ich bin einer von denen, die mit verarbeitet werden können in das grausige Pfuscherwerk Europa. Du mußt mir sagen, was man tun kann, damit sie dann nicht noch mein bißchen Leben verderben, indem sie vom schönen Tode reden. Du mußt mir sagen, wie man dann noch sich wehren kann, damit sie mein Sterben nicht in ein Knabenmärchen verlügen.

Komm Bruder, wir sind ganz allein und du darfst ehrlich reden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog. Derfflingerstr. 4 Berlin W 35 / Verlag Gustav Kiepenheuer, Potsdam.



DAS FORUM

3. Jahr — Märzheft 1919 — Heft 6

(Abgeschlossen am 5. April 1919)

EINLEITUNG IN STRINDBERGS GESPENSTERSONATE

VON GUSTAV LANDAUER *)

Die vier Dramen, die Strindberg unter dem Namen »Kammerspiele« zusammengefaßt hat, hat er fast in einem Zug hintereinander 1907 geschrieben: »Brandstätte«, »Wetterleuchten«, Gespenstersonate«, »Der Pelikan«, der in der deutschen Ausgabe mit Strindbergs Zustimmung »Der Scheiterhaufen« heißt. Ein fünftes — in der Reihenfolge der Abfassung wäre es das vierte gewesen — hat er auch gedichtet; das hat er verbrannt. Der deutsche Übersetzer hat dem Band Kammerspiele Auszüge aus Briefen Strindbergs mitgegeben, die, wie übrigens alle unmittelbaren Äußerungen Strindbergs zu seinen Werken, zum Verständnis sehr wertvoll sind. »Gespenstersonate« hat er in der Osterzeit geschrieben; »Osterschmerz« nennt er die Stimmung, in die dieses Werk gehüllt ist. Kama-Loka, die Hölle der indischen Mythologie, dieser Name sollte zuerst als verdeutlichender Untertitel dem Drama beigegeben werden; Strindberg schreibt, er habe, als diese Dichtung aus ihm herauskam, gelitten wie einer, der zur Kama-Loka verdammt sei, buchstäblich hätten seine Hände bei der Arbeit geblutet. Dieses Bluten, über das wir nichts Näheres wissen, muß ihn furchtbar beschäftigt haben; es ist ihm zu einem Bild des Lebensgrauens geworden; und so schrieb er ein weiteres Kammerspiel »Die blutende

*) Aus einem Buch über Strindberg, das im Verlag von Gustav Kiepenheuer erscheinen wird.

Hand«, und das ist eben das, was er am 2. April 1907 verbrannt hat. Wir wissen von diesem vernichteten Drama, daß es noch »entsetzlicher als die andern« war, daß es eine Art Selbstverteidigung war. Strindberg schreibt: »Mit blutigen Händen entblöße sich das Elend, indem ich mich selbst für mein Werk opfere, Rücksicht, Schamgefühl, Dankbarkeit, alle menschlichen Gefühle verbrenne«. Wir dürfen bei diesen Worten, wo er mit wahrster Empfindung sagt, daß er sich für sein Werk opfert, wenn er nicht nur gegen sich, sondern auch gegen andre alle Rücksichten fallen läßt, etwa an den Roman »Schwarze Fahnen« denken, den er drei Jahre vorher unter Qualen geschrieben und nicht verbrannt hat. Diesmal gelang ihm das Werk irgendwie nicht, oder es war ihm zu grauenhaft und ging über seine Kraft; er sucht es sich selbst zu erklären und sagt: Es gehört zu meinem Schicksalsgesetz — was der Inder Karma nennt — daß ich mich nicht verteidigen darf. »Ich bin zum Leiden verurteilt«. »Ich bin darum kein Heiliger«, fährt er gleich fort, »aber die Menschen haben mir in vielem Unrecht getan«. Und etwas Wichtiges fügt er noch hinzu: er hat und äußert ein deutliches Gefühl, daß der Tod ihm nicht mehr ferne sei, überblickt — wie so oft — das Ganze seines Lebens, betrachtet es wie ein von Gott verfaßtes Drama und sagt: »Mein ganzes Leben scheint für mich in Szene gesetzt zu sein, damit ich es zugleich leide und schildere«. Was sagt er anderes damit, als daß er ein Mensch und ein Dichter sei? Er sei geschlagen worden und er habe zurückgeschlagen: das sei sein Schicksal gewesen; aber ich habe doch mehr darunter gelitten, zu schlagen als geschlagen zu werden«.

»Olaf, du bist zum Ärgernis geboren, du bist zu schlagen bestimmt!« So hatte er's fünfunddreißig Jahre vorher, 1872, seinem Reformator der Schweden zurufen lassen, damit der sich seinem Amt, die Seelen zu empören und zu erneuern, nicht entziehe; hier nun wendet er ohne

dichterische Einkleidung seine Doppelbedeutung auf sich selber an: er, Strindberg, ist von Geburt wegen »zu schlagen bestimmt«.

Auch die »Gespenstersonate« hat gewiß autobiographische Elemente genug; richten wir uns jedoch nach der Anweisung des Dichters selbst, der bittet, man solle diese Dramen nicht als Selbstbiographie oder Bekenntnisse nehmen, sondern als Dramen, und die goldene Regel hinzufügt, die für all solche Fälle gilt: »Was nicht zu den Tatsachen stimmt, ist gedichtet, nicht gelogen«. Es ist nicht zu selten, daß sich einzelne oder ganze Familien von einem Dichter, der ja Stoff und Anregung irgendwoher nehmen muß, zugleich getroffen und verleumdet, also wieder nicht getroffen fühlen; hier haben sie die Antwort: was nicht stimmt, ist gedichtet, nicht gelogen. Der Ernst, die Aufgabe, die das Werk bot — wobei es auch sehr lustig sein kann — wird immer für die Frage entscheidend sein, wie weit ein Autor Rücksicht auf enge private Kreise zu nehmen hat oder nicht; wer bloß zur Sofa- oder Bahnunterhaltung schreibt oder gar nicht auf Allgemeines, sondern sensationell auf Bestimmtes mit Fingern deuten will, hat keinerlei Recht, irgend einem Menschen die kleinsten unangenehmen Gefühle zu erregen.

Aber in der »Gespenstersonate« kann eine so direkte Beziehung zu einer Wirklichkeit schon darum nicht gefunden werden, weil es gar kein Tatsachenstück ist. Der Übersetzer scheint irgend etwas, was zum Bereich der äußern Wirklichkeit gehört, gefragt zu haben und zieht sich den Rüffel zu: »Was die ‚Gespenstersonate' angeht, so fragt man nicht, was Sie fragen! Diskretion, s'il vous plait! Man lebt da in der Welt der Andeutungen, wo man in Halbtönen spricht, gedämpft, weil man sich schämt ein Mensch zu sein«.

Man schämt sich, ein Mensch zu sein! Und die verschiedenen Grade und Verkleidungen, die dieses Schamgefühl annimmt, unterscheiden die Menschen des Stückes von ein-

ander und bringen die seltsame Handlung in Bewegung. Man schämt sich, ein Mensch zu sein, weiß es aber nicht oder weiß es höchstens zuletzt. Da versteckt man sich hinter dem Schirm, um in Verborgenheit zu sterben; denn das Sterben gehört gerade noch zum Leben und ist ein nicht minder unziemliches Geschäft wie dieses Leben.

Was die Menschen dieses Stückes erst allmählich abwerfen, die Illusion des Lebens, das hat der Dichter hinter sich. Daraus erklärt sich uns Inhalt wie Form dieses Dramas. Darum eben ist es Kama-Loka, die Hölle, weil es Menschenleben ist, das von einem Dichter, von einem, der gelebt und gelitten, um des Gestaltens willen gelitten hat, im Grunde gewahrt wird. Das Stück, sagt Strindberg selbst, »ist furchtbar wie das Leben, wenn einem die Schuppen von den Augen fallen und man ‚das Ding an sich' sieht«.

Er sucht nicht Trost, gewiß nicht in der Verhüllung oder schönen Verschleierung, aber auch nicht, indem er dem Leben irgend einen Zierrat oder eine Krönung dichterisch hinzufügt, sondern er will entlarven, demaskieren, und findet das Recht zu seiner Grausamkeit in der Allgemeinheit seiner Verurteilung: das Leben als Ganzes taugt nichts, und es ist uns als »Welt der Torheit und der Täuschungen« gegeben, damit wir enttäuscht werden, damit wir uns »herauskämpfen« sollen. Strindberg scheut die Absurdität so wenig wie die tiefsten Lehren des Christentums; da das Leben selbst ad absurdum geführt werden soll als eine falsche Voraussetzung, von der wir ausgehen, muß die Lehre vom Leben freilich den Lebenslustigen absurd klingen: es ist uns mit dem Leben etwas aufgegeben, das aufgegeben werden soll, am besten durch die Art des Lebens selbst. Trost aber gibt es nur für die, die am Ende sind, die überwunden haben. Ausdrücklich sagt der Dichter: »Was meine eigene Seele während der Arbeit nicht verdüstert hat, ist meine Religion (Anschluß ans Jenseits); die Hoffnung auf ein besseres Jenseits

und die feste Ueberzeugung, daß wir in der Welt der Torheit und der Täuschungen (Illusionen) leben, aus der wir uns herauskämpfen sollen«.

Der Dichter, der der Illusion den Abschied gegeben hat, braucht sie auch nicht mehr für die Form seines Werks. Die »Gespenstersonate«, wie schon lange vorher »Nach Damaskus«, »Traumspiel«, »Kronbraut« und andere Stücke, nimmt harte, feste Elemente der Wirklichkeit und der ursächlichen Verknüpfung und löst sie auf in ein neues Gebilde, das nicht ein Abbild der unsern Sinnen wahrnehmbaren Lebensäußerungen, sondern ein Sinnbild des lebenden Lebens sein soll.

Wir könnten in diesem Stück so gut wie alles naturalistisch, natürlich, kausal erklären: es käme die scheußlichste und unwahrscheinlichste Häufung von Gemeinheit und Gräßlichkeit heraus, — ein großartiger Stoff für ein Kinoschauerdrama; ich habe mich lange besonnen, ob ich das aussprechen darf, denn es ist zu fürchten, daß wir's nun erleben: aber ich weiß keine bessere Hindeutung, um zu sagen, wie dieses Stück nicht genommen werden darf.

Das Kunstmittel des Illusionsdramatikers — die Illusion möchte ich sehen, wenn einer wirkliche zweieinhalb oder drei Stunden aus dem Leben auf die Bühne bringen wollte! — ein Kunstmittel also ist, daß die Vorgänge, die er darstellt nicht bloß möglich, sondern durch seine Vorkehrungen wahrscheinlich gemacht sind. Seltsames, Überraschendes bereitet er so vor, daß wir es, wenn es eintrift, glauben und durch kein Besinnen vom fest umschränkten Innern der Handlung nach einem Außen, einem Jenseits der Bühne gelockt werden; das eben ist die Kunst, die man Motivierung nennt.

In der neueren Gattung, die Strindberg übt, sind wir in einem Reich loser, lockerer Möglichkeit; es geht nicht herkömmlich und gewöhnlich zu wie im Scheinleben, sondern

seltsam, spuk- und geisterhaft und bei allem Erstaunlichen vertraut wie im Traum oder Fieber: so kann die Furchtbarkeit gesteigert und gehäuft sein wie in Dantes Hölle, weil das Gegengewicht nicht fehlt: das Gefühl verläßt uns nicht, soll uns nicht verlassen, daß alles nur ein »sehr ernstes Spiel« ist (wie Goethe von seinem Faust gesagt hat): wir sollen nicht in Mitleid und Furcht an einem einzelnen Vorgang äußeren Lebens teilnehmen, sondern aus einem Bilde nicht eines besonderen Stückes, sondern des ganzen Lebens, des Lebens als solchen, wie es überall, hinter allen Formen und Verkleidungen in seiner Wahrheit ist, sollen wir, wie ein Schmetterling die Puppe abstreift, uns über alles Niederziehende und Beklebende hinauf in so etwas wie einem erleichterten Fluge über das Leben erheben.

Nun ist aber freilich das Eigentümliche dieser Dichtungen Strindbergs, daß sie uns zum Unwirklichen, zum Nichtmehr-Wirklichen, zur Wahrheit, zum Ewigen — wie wir es nennen wollen — geleiten nur durch das dichteste und schwerste, gräßlichste und eindringlichste Leben hindurch. Erträglich — »unerträglich« ist freilich kein Einwand gegen einen Dichter, und die Grenze, die jeder Mensch hat, wird gerade vom Künstler weiter hinausgerückt, als der Durchschnittsmensch in seiner Abwehr erst zugeben möchte — erträglich, sage ich, wird so ein Werk, das die Schrecknisse häuft, vor allem dadurch, daß das Ziel, zu dem es uns führt, schon die Form bestimmt: die Wirklichkeit ist aufgelöst. Die Menschen sind hart, böse, niederträchtig gegeneinander; aber ihre Schläge sind wie Traumschläge; ihre Bewegungen, ihre Sprache, alles hat einen Zug des Umschleierten, Nebelhaften, Unwirklichen.

Der bezeichnende und für das Verständnis aufschlußreiche Name des Dramas, »Gespenstersonate« knüpft, wie sich von selbst verstände und wie überdies der Dichter in

einem Briefe ausdrücklich sagt, an die große Sonate Beethovens, opus 31 Nr. 2, in d-moll an, die diesen Namen Gespenstersonate führt. Möglich ist, daß die Bezeichnung — ebenso wie die des Gespenstertrios — auf Beethoven selbst zurückgeht; jedenfalls trifft sie Wesentliches von dem, was er zum Ausdruck gebracht hat. Für diese Sonate ebenso wie für die Appassionata hat Beethoven, wenn man ihn nach ihrer Bedeutung fragte, manchmal die Antwort gegeben: »Lesen Sie Shakespeares Sturm«. Auf ein symbolisches Drama geisterhafter Art also hat der Komponist der Gespenstersonate verwiesen, auf das Vermächtniswerk des größten Dramatikers, das aus der Schilderung der gemeinsten, teuflischen Niedertracht zu Milde und Versöhnung hinaufführt, das die Wirklichkeit in Spiel und Sinn verwandelt, das aus Lebensmüdigkeit und Menschenverachtung zu schwer errungener Heiterkeit kommt, — und im Anschluß wiederum an das Musikstück hat der Dramatiker unserer Zeit ein Stück geschaffen, für das man sehr ähnliche Worte finden könnte, wie ich sie eben für Shakespeares Traum- und Musik- und Geisterspiel gebraucht habe. Brauche ich, um eifrig-ängstliche Hüter der Heiligtümer abzuwehren, erst zu sagen, daß ich nicht daran denke, eine Wertvergleichung zwischen Shakespeare und Strindberg vorzunehmen? Von Shakespeare läßt sich sagen, was er seit dreihundert Jahren, immer steigend, bedeutet; von Strindberg nur, was er uns Zeitgenossen bedeutet; es fehlt zur Abwägung also nichts geringeres als der Wägende: in dem, was gewogen werden soll, sind wir noch viel zu sehr mitten drin, als das wir irgend giltig voraussagen könnten, was Strindberg der nächsten und den kommenden Generationen bedeuten wird. Umsomehr Grund, mit einiger Beteiligung und ohne objektives Schielen das von ihm zu nehmen, was er wie kein anderer uns heute gibt.

Zwei Dichter unserer Zeit, die einander, so verschieden ihre Naturen sind, im Letzten ihres Geistes wie vor allem

im Mißverhältnis ihrer Sehnsucht zur Lebensmöglichkeit unserer Zeit nahe genug stehen, haben an Sonaten des großen Tragikers angeschlossen: Tolstoi in der Kreutzersonate, Strindberg in der Gespenstersonate. Und es zeigt sich hier, ein wieviel größerer Rationalist und Logiker Tolstoi ist als Strindberg: er ist der Mann des klaren Entweder-Oder — in der Theorie, während er ein Schwankender, Unentschiedener, Hilfloser im Leben gewesen ist. Bei Strindberg ist's umgekehrt: im Leben konnte, mußte er entscheiden, was sich sinnbildlich in seinen Ehescheidungen ausdrückt; Tolstoi hat sich spät zur Ehe entschlossen, hat aber dann eine Ehe und Familie, die ihn quälte, bis ins höchste Greisenalter geschleppt und erst als Sterbender den vergeblichen Versuch der Trennung gemacht; im Denken und Fühlen aber scheint Strindberg nicht messerscharf wie Tolstoi: hie Triebleben und Sinnlichkeit — hie Keuschheit und reiner Geist; er wußte, daß das Absolute sich nicht in die Relation praktisch einbeziehen läßt; er wußte, daß wir, solange wir in der Welt, solange wir Lebendige sind, innen wie außen dem Schicksalsgesetz alles Lebens unterworfen sind; Tolstoi, der zu seiner Mystik durch den Rationalismus und zu seinem Kommunismus durch den Individualismus kam und der den Gott robust genug in der Seele fand und der ein Jenseits nicht brauchte, Tolstoi wollte die reinliche Wahl, die jeder einzelne vorzunehmen hatte; Strindberg nahm das Leben überindividuell, geschichtlich und transzendent, als ein Mittel, das die göttliche Lenkung für ihre geheimnisvollen Zwecke brauchte, und er akzeptierte darum Leid wie Sünde als unumgängliches Erbteil des nach unerforschlichem, nur manchmal aufleuchtendem Plane vorwärts gestachelten Lebens. So erklärt es sich auch, daß Tolstoi in Kampf tritt gegen das Sinnen- und Fleischesleben, gegen die Fortpflanzung und das Dasein, gegen alles Emotionelle, dem Rausch Verwandte, gegen die Musik

und jegliche dionysische Kunst, während Strindberg fühlt, daß der Kampf Beethovens, der Gehalt seiner Musik, nichts andres ist, wie sein eigener: Leben, das kämpft, Natur, die vorwärts dringt, hinauf zum Geist.

Obwohl Beethovens Gespenstersonate drei Sätze hat wie die Strindbergs drei Akte, dürfen wir doch nicht im Ernst an eine Übersetzung der einzelnen Musikelemente in die Elemente des Dramas denken. Aber im ganzen und allgemeinen dürfen wir allerdings ausgehen von dem musikalischen Gebilde, das, wie so viele unter einander geistig zusammenhängende Werke des größten Dramatikers unter den Musikern, ein Drama des Widerstreits darstellt.

Die Musik, die — nach Schopenhauers wundervoll entscheidendem Wort — die Welt noch einmal ist, aber nicht die Welt der Dinge, sondern des Psychischen, der Seelenbahnen, unserer eigenen, wie derer, die unseren Sinnen sich dinglich vorstellen, die Musik, die so die Zweiteilung der Welt in den einen Schauplatz von Liebe und Streit, von Streben und Sinken verwandelt, welcher dann aber kein Platz mehr ist, sondern ein Wogen und Fließen des gleichzeitig Vielen, das Nebeneinander in der Zeit, die Musik bindet sich nicht an bestimmte Ideenassoziationen, und bei einer und der nämlichen harmonischen Tonfolge mag der eine Hörer an einen lachenden Maimorgen und der andere an ein freudiges Gefühl und der dritte an eine lebhafte Aktion denken. Doch führt uns dieser metaphorische Ausdruck »lachender Morgen«, der die Natur personifiziert, der sie mythologisch auffaßt — wir haben das Bild eines froh bewegten, agierenden Jünglings dabei — wieder auf die Brücke, die diese Gegensätze verbindet: wir sahen, wie in der Musik die Natur in Seele, aller Raum in Sukzession des gleichzeitig Vielen, in Melodie und Harmonie, alle Farbe in Ton, alles Sein in Werden, jedes Ding in seinen Gefühlswert verwandelt ist. Was hier gemeint ist und wie

wenig die Musik mit dem Schein der Sinnenwelt, wie viel mit dem Leben der Seele sie zu tun hat, wird vielleicht am eindringlichsten, wenn an die Pause erinnert wird: gar nicht die geringste Ähnlichkeit hat die Pause mit dem dummen Nichts, daß unsere Einbildung als leeren Zwischenraum zwischen den Körpern bemerken möchte; als identisch empfinden wir sie mit der Spannung und Geladenheit, mit der erfüllten Wirklichkeit, die wir im Seelischen als Potentialität oder Möglichkeit kennen. Und so haben wir in Beethovens Gespenstersonate allerdings Natur und Geist beisammen, beide aber verwandelt in eine Welt der Geister, die sich auf einheitlicher Bahn, wiewohl weder in derselben Richtung noch mit derselben Geschwindigkeit noch mit derselben Intensität bewegen.

Wir hören grobe, hemmende, herabziehende Kobolde, und feine, ätherische, hinfliegende Elfen. Das ist das unnennbare Rätsel — so schwer die Welt, und doch — so süß! Und da ist ein schnelles, hastendes, ruhloses Tempo, das bald Sinnenlust, bald Qual und gar beides in einem ausdrückt, und ein Pochen, ein dumpfes Tippen und Tasten und Drüberstreichen — ein plötzliches Hereinragen — und dann wieder mildinnig Besänftigen — feierliche Getragenheit — groteskes Drauflos — Todesbangen, grabesschwerer Ernst — und Gebet und Hoffnung und Gesang von Engelsstimmen und untrügliche Verheißung.

Es gurgelt — schluchzt auf — dann kommt die Wut wieder und Wildheit und sprengt dahin wie verzweifelt auf Rossen durch die Nacht der Welt — und wieder huscht etwas her — und immer das Beieinander, das Ineinander, wie wenn sich sanfte Welle in bäumende Schlange oder Lachen in Weinen verwandelt — Nebel streckt die Finger aus und dazwischen Dämonen die Tatzen — Mondschein — Geistertanz — plötzliche Lichter schimmern herein, Farben tun sich auf — kommt es nicht hoch vom

Himmel wie auf sicheren, leuchtenden Stufen herab — erwidert nicht etwas in uns, das sich in kühnem Bogen aufschwingt? — und alles ist ineinander gewirrt, immer hebt's von neuem an, wird nie fertig, bestreitet einander; es pocht, es droht — da ist die Zweifelsqual — und dann etwas wie Entschluß, wie Resignation — sei's doch, sei's doch nur — — das Äh des Ekels ist da, und das Uh des Entsetzens und Grauens vor dieser Dämonie — und das heroische Oh, das dem schrecklichen Gott mit dem Göttlichen der Menschenkraft begegnet — und das Ah des Glaubens, das den Himmel offen sieht und das neue Jerusalem — Ja es ist — es muß hinter der Täuschung das Wahre, hinter dem Unsinn der Sinn, hinter der Vergänglichkeit das Ewige sein — in allem Streit muß die Einheit sein — und schließlich bleibt, wenn nicht dieses selbe Ah der großen Vision, so doch ein Ach, das in Tränen lächelnd hier auf Erden bleibt, alles akzeptiert sich fügt, lebt und hofft, in Schmerzen hofft, — sei's doch, sei's doch nur — —

Zu diesen Stimmungen, Wallungen, Regungen, Gerüchten, wie sie Beethovens Gespenstersonate Strindberg zugetragen haben mag, der das alles mit Gesichten verbunden gehört, geschaut haben mag, wie sie ihm sein eigenes Leben noch brachte und was er mit seinen Augen aus der Welt, in die Welt gesehen hat, dazu kommt nun noch der christlich-pietistische Einschlag, der Strindberg so nah, wie Beethoven fern lag.

Die Höllenqualen und die Seligkeiten, die Sünden und die Erlösung werden in einen teleologischen Zusammenhang gegenseitigen Bedingens gebracht; die Passion ist um der Erlösung, die Sünde um der Gnade, die Erde um des Himmels willen da, so daß diese zugleich erhaben und innig paradoxe Stimmung entsteht, die die liebend spielende Seele um das christliche Dogma schlingt, wie sie etwa die

Dichter der Passionstexte, die Bach in Musik gesetzt hat, ausdrücken:

> *Meinen* Tod
> Büßet *seine* Seelennot:
> Sein Trauern machet mich voll Freuden,
> Drum muß uns *sein* verdienstlich Leiden
> Recht *bitter* und doch *süße* sein.

So ähnlich, wie Etienne de la Boïtie, ein Revolutionär des 16. Jahrhunderts, der noch an den Liebesgeist der ständischen Brüderschaften anknüpfte, schön meinte, Schwache gäbe es darum in der Welt, damit die hilfreiche Liebe der Starken etwas sich zu betätigen fände, deutet diese christliche Anschauung, daß der Sinn unsres Treibens hier auf dieser Welt nicht in unserem Treiben und nicht auf der Welt zu finden sei: all unsere Verirrung ist nur dazu da, damit wir uns herausfinden, auf daß Gott, dem wir mit unserem Beten entgegenkommen können, sich zu uns neige. Und in engstem Zusammenhang damit steht der Mythus vom Heiland, vom Erlöser, vom Opferlamm, von dem Göttlichen in Menschengestalt, das vom Verruchten in Menschengestalt geopfert wird, der Mythus, den Strindberg mit so unpathetischen Worten wie »Sündenbock« oder gar »Serumtier« manchmal ausdrückt: der Sinn des Leidens, zumal der Geistigen und Seelenvollen, der geheimnisvoll Gezeichneten und Auserwählten liegt danach in der Schuld, nicht aber in der Schuld vor allem dieser erwählten Privatpersonen selbst, denen die Gnade der Qual ward, sondern in der Schuld, die den anderen Namen Schöpfung und Streit, Welt und Leben führt.

Wiederum aber sei gesagt: das Besondere, und ich glaube, das Bedeutende an Strindberg und gerade auch an der Gespenstersonate ist, daß er diese letzten, übers irdische Treiben hinausweisenden Dinge im kleinen, kleinlichen, engen, etwas biedermeierischen Bürgertum und Alltag unserer Zeit

aufzeigt, so wie er dann, wenn man diese Dichtungen, was einmal erlaubt und geboten ist, als ein einziges Werk zusammen nimmt, diesen unsern Alltag in Verbindung bringt mit dem großen geschichtlichen Prozeß, den er in seinen Hauptgestalten dargestellt hat. Was spielt sich da für ein zugleich intimes und weltgeschichtliches und transzendentes Drama ab, wenn in Strindbergs Gesamtwerk die Gestalten seiner historischen Miniaturen, der Geschichtsdramen, der Bekenntnisbücher und Blaubücher und seiner Dichtungen aus der naturalistisch-skeptischen Periode zusammenkommen, der Dr. Borg mit der Königin Christine, Luther mit Eleonore, der Amtmann mit Direktor Hummel und so weiter! So toll es da hergeht, die Gestalten sind doch allesamt, über das Menschliche, das uns alle verbindet, hinaus, bei aller Gegensätzlichkeit wie in eine nämliche Farbe getaucht.

Und so ist's auch in so einem einzelnen Stück wie dieser Gespenstersonate: fast möchte man meinen, der Streit zwischen den Menschen dieses Dramas käme mehr von ihrer Gleichheit als von ihrer Ungleichheit her, und sie striften nur darum miteinander, weil der Widerstreit eines jeden mit sich selbst nicht zur Ruhe kommt.

DANTON

REVOLUTIONSDRAMA

VON ROMAIN ROLLAND

ZWEITER AKT

(Robespierres Zimmer im Hause Duplay. Ein Fenster, zwei Türen. Kahle weiße Wände. Ein Bett aus Nußbaum mit blauen weißgeblumten Damastvorhängen. Sehr bescheidenes Schreibpult. Einige Strohstühle. Ein Regal als Bibliothek. Einige Blumen im Glas stehen auf der Fensterbank. Im Vordergrund der Szene in der Mitte ein kleiner Ofen, rechts und links davon ein Sessel und ein Schemel. Die linke Türe führt in den Korridor der Familie Duplay. Das Fenster geht auf einen Hof, wo Schreiner arbeiten. Man hört den Lärm der Arbeiter, Hämmern, Hobeln und Sägen. Robespierre ist allein, er sitzt an seinem Schreibpult)

Erste Szene

Madame Duplay, Robespierre.

Madame Duplay *(öffnet die Türe)*: Stör ich dich, Maximilien?

Robespierre *(freundlich lächelnd)*: Nein, Bürgerin Duplay. *(Er reicht ihr die Hand)*

Madame Duplay: Immer bei der Arbeit. Du hast dich heut nacht gar nicht niedergelegt.

Robespierre: Ich war im Wohlfahrtsausschuß.

Madame Duplay: Ich hab dich heimkommen gehört. Es war drei Uhr vorbei. Aber konntest du nicht wenigstens in der Früh ausschlafen?

Robespierre: Du weißt, ich schlafe wenig: ich habe meinen Körper an Gehorsam gewöhnt.

Madame Duplay: Du hast mir doch versprochen, nicht mehr zu wachen. Du überanstrengst dich, du wirst krank werden. Und was wird dann aus uns?

Robespierre: Meine armen Freunde, ihr werdet euch

wohl dran gewöhnen müssen, ohne mich fertig zu werden. Ich werde nicht immer da sein.

Madame Duplay: Was! Du willst uns verlassen?

Robespierre *(mit einer Mischung von Aufrichtigkeit und Emphase)*: Nein; und trotzdem, trotzdem werd ich euch eher verlassen, als ihr denkt.

Madame Duplay: Das bitte ich mir nachdrücklich aus; ich gedenke als erste abzumarschieren, und ich hab es gar nicht eilig.

Robespierre *(lächelnd)*: Ich wäre ruhiger, wenn ich wüßte, daß man weniger an mir hängt.

Madame Duplay: Was! Das macht dir keine Freude, daß man dich liebt?

Robespierre: Frankreich würde besser fahren, wenn es weniger an Robespierre und mehr an die Freiheit dächte.

Madame Duplay: Die Freiheit und Robespierre sind eins.

Robespierre: Gerade das macht mir Sorge. Ich fürcht für ihr Wohl.

Madame Duplay *(nähert sich dem Fenster)*: Was für ein Spektakel sie im Hof machen! Dieser Lärm der Hämmer und Feilen belästigt dich, sicherlich. Zwanzigmal hab ich Duplay gebeten, daß die Leute ihre Arbeit nicht so früh aufnehmen, damit sie dich nicht wecken, wenn du schläfst; aber er sagt, du verbietest, etwas an den Gepflogenheiten zu ändern.

Robespierre: Er hat recht. Diese regelmäßige Geschäftigkeit hat etwas Beruhigendes. Die Arbeit ist eine Wohltat für die Anderen und für sich selbst. Sie bringt einen frischen Zug in die mörderische Stickluft nach einer solchen Nacht voll Fiebergedanken.

Madame Duplay: Welche Arbeit hat dich heut nacht wachgehalten?

Robespierre: Nicht die Arbeit, — die Sorge.

Madame Duplay: Du siehst angespannt und beschäftigt aus wie am Vorabend einer Katastrophe.

Robespierre: Einer Katastrophe, ja.

Madame Duplay: Kannst du sie nicht verhindern?

Robespierre: Weit entfernt, — ich soll sie vollziehn.

Madame Duplay: Ich habe nicht das Recht, dich zu fragen. Aber heut darfst du nicht traurig sein. Das ganze Haus ist heut festlich gestimmt. Le Bas und Saint-Just sind diese Nacht von der Armee zurückgekommen.

Robespierre: Saint-Just zurück? Um so besser: ich brauche seine Willenskraft.

Madame Duplay: Ich vergaß, dir zu bestellen: da ist ein General, der dich sprechen wollte, der General Westermann. Er war vor Tagesanbruch hier. Ich habe ihn nicht heraufkommen lassen. Er wollte in einer Stunde wiederkommen. Soll man ihn empfangen?

Robespierre: Ich weiß nicht.

Madame Duplay: Er hat lange im Hof gewartet. Es hat geregnet.

Robespierre: Gut.

Madame Duplay: Was für ein Wetter wir heute Nacht hatten!

Robespierre: Wo warst du?

Madame Duplay: In den Hallen. Seit Mitternacht hab ich Queue gestanden. Das war ein Gedränge! Unmöglich für einen Moment einzunicken: sofort war dein Platz besetzt. Als die Gitter geöffnet wurden, prügelten sich die Leute. Glücklicherweise versteh ich mein Recht zu verteidigen. Schließlich ist es mir auch gelungen: ich habe drei Eier und ein Viertel Butter!

Robespierre: Drei Eier für das ganze Haus — das ist nicht viel.

Madame Duplay: Für Éléonore, für Elisabeth und für dich — für meine drei Kinder.

Robespierre: Gute Mama Duplay, du glaubst doch wohl nicht, daß ich euch den Bissen vom Munde nehmen werde?

Madame Duplay: Du wirst es mir nicht abschlagen: deinetwegen bin ich dort unten gewesen. Du bist leidend; du hast einen schwachen Magen! Wenn du noch Fleisch wolltest! Aber du verbietest ja, daß man welches kauft!

Robespierre: Fleisch ist selten; man muß es den Soldaten und den Kranken lassen. Wir haben ein bürgerliches Fasten angeordnet. An mir und an meinen Kollegen ist es, das Beispiel der Enthaltsamkeit zu geben.

Madame Duplay: Alle machen sich nicht solche Skrupel wie du.

Robespierre: Ich weiß es; ich habe einige von der Sorte gesehen, die bankettieren, während das Volk hungert: das erfüllt mich mit Abscheu. Jedes dieser Mähler stiehlt der Nation die Kraft von dreißig Vaterlandsverteidigern.

Madame Duplay: Welches Elend! Kein Fleisch mehr, kein Geflügel, weder Milch noch Butter. Die Gemüse sind für die Armen beschlagnahmt. Dabei kann man nicht einmal mehr heizen. Dies ist nun die zweite Nacht, daß Duplay beim Kohlenboot auf seine Reihe wartet; er ist eben mit leeren Händen zurückgekommen. An Holz darf man gar nicht denken. Weißt du, welchen Preis man mir für die Klafter abverlangt hat? — Vierhundert Francs! — Glücklicherweise ist der Frühling da. Noch einen Monat, und wir wären alle geliefert. Seit ich lebe, kann ich mich nicht an einen so harten Winter erinnern.

Robespierre: Ja, du hast gelitten, ihr alle habt gelitten, ihr armen Frauen, und mit welchem Mut! Aber gib es zu: ihr habt trotz all dieser Nöte Freuden kennen gelernt, von denen ihr früher nicht wußtet, — die Freude mitzuwirken, alle, im Kleinsten und im Größten an dem erhabenen Werk: an der Freiheit der Welt!

Madame Duplay: Gewiß, ich bin glücklich. Was auch immer kommen mag, diese Elendszeit wird die schönste unseres Lebens bleiben: das sind keine gewöhnlichen sinnlosen Leiden, die zu nichts dienen. Jeder unserer Fasttage macht die Nation reicher. Welches stolze Gefühl verdanken wir dir, Maximilien! Gestern abend am Waschfaß, kam mir so der Gedanke: so kleinbürgerlich ich auch sein mag, so wenig sicher meiner nächsten Zukunft, und so müde, jeden Tag vom neuen die Jagd nach dem täglichen Brot aufzunehmen, so arbeite ich doch am Heil

des Vaterlandes; jede meiner Anstrengungen wird dem Sieg zugerechnet, und ich marschiere mit euch an der Spitze der Menschheit!

Die Arbeiter *(singen im Hof)*:

Säget, hämmert spät und früh
Griff für den Dolch,
Holz fürs Gewehr,
Spart keinen Schweiß und spart keine Müh
Für die Freiheit, für Frankreichs Heer!

Madame Duplay *(lächelnd)*: Sie sind dabei, eine Heereslieferung für die Nord-Armee zu vollenden, sie haben einen leeren Bauch, aber sie sind zufrieden.

Robespierre: Prachtvolles Volk! Wie gut tut es, dazu zu gehören! Wer könnte denen verzeihen, die diese Quelle der Entsagung und Aufopferung zu vergiften versuchen? *(Man hört Westermann draußen schelten)*

Madame Duplay: Das ist der General. Er wird ungeduldig.

Robespierre: Laß ihn heraufkommen. *(Madame Duplay geht hinaus. — Robespierre wirft einen Blick in den Spiegel. Im selben Augenblick verändert sich sein Gesicht, es wird hart, unbeweglich, eisig)*

Zweite Szene

Robespierre, Westermann.

Westermann *(stürmisch herein)*: Gotts Donner! Jetzt wird's aber Zeit! Seit zwei Stunden steh ich mir vor deiner Tür die Beine in den Bauch. Teufel noch einmal, es ist schwerer, in dein Zimmer einzudringen, als in eine Stadt der Vendée . . .

Robespierre *(Die Hände auf dem Rücken, unbeweglich, mit strenggefaltetem Gesicht und eingekniffenen Lippen, sieht Westermann gerade in die Augen. Westermann, aus der Fassung gebracht, fährt dann fort)*

Westermann: Ich dachte, du wolltest mich nicht empfangen. Desmoulins meinte auch, daß man mich nicht durchlassen würde. Und ich hatte mir zugeschworen, daß ich hereinkomme, und wenn ich deine Türe mit Kanonen-

schüssen sprengen müßte . . . *(Er lacht)* Du entschuldigst meine martialische Aufrichtigkeit? *(Robespierre bleibt schweigsam, Westermann wird immer befangener, versucht eine gewisse Degagiertheit festzuhalten)* Alle Wetter! Bist du gut bewacht! Vor deiner Türe steht ein schönes Mädchen Schildwache; stopft Strümpfe. Nicht gemütlich, das Fräulein! Unbestechlich wie du. Ich hätte über ihren Leib wegmüssen. In Feindesland wäre das nicht einmal so unerfreulich gewesen . . . *(er lacht gezwungen; Robespierre schweigt, aber er reibt sich ungeduldig die Hände; Westermann setzt sich und will es sich bequem machen. Robespierre bleibt stehen. Westermann steht wieder auf)* Diese Schafsköpfe behaupten, du seiest mein Feind. Ich zucke die Achseln darüber. Die Tugend Feindin der Tugend! Unsinn! Kann Aristides der Feind des Leonidas sein? Ist es nicht selbstverständlich, daß die Bastei der Republik und das Bollwerk des Vaterlandes sich gegenseitig stützen? Kerle wie wir, die Größe und Ruhm des Vaterlandes über alles stellen, verstehen sich immer, nicht wahr? *(Er streckt ihm die Hand hin. Robespierre rührt sich weder noch antwortet er)* Willst du mir nicht die Hand geben . . .? Hölle und Teufel! Es ist also wahr? Ich habe einen Feind an dir? Du planst meinen Sturz? Schweinebande! Hätte ich das gewußt . . . Bin ich dein Hundsfott, daß du mich zwei Stunden auf deinem Hof durchfrieren läßt. Daß du mir schließlich nicht einmal einen Stuhl anbietest, daß du mich dastehen läßt und in die Luft hinein reden, ohne zu antworten? Herr des Himmels! *(Er stampft mit dem Fuß auf)*

Robespierre *(eisig)*: General, Sie sind auf falscher Fährte. Von Leonidas zu Vater Duchesne ist ein weiter Weg. Sie suchen sich Ihre Vorbilder auf einem gefährlichen Platz.

Westermann *(bestürzt)*: Auf welchem Platz?

Robespierre: Auf dem Revolutionsplatz.

Westermann *(vollständig fassungslos)*: Aber um Himmelswillen, was hab ich getan? Wessen beschuldigst du mich, Bürger?

Robespierre: Das wird Ihnen der Wohlfahrtsausschuß sagen.

Westermann: Ich verlange Aufklärung.

Robespierre: Befragen Sie Ihr Gewissen.

Westermann: Es wirft mir nichts vor.

Robespierrre: Ich beklage den, der die Stimme des Gewissens und der Reue nicht mehr hören kann.

Westermann (*zwingt sich zur Ruhe, aber seine Stimme zittert vor Schmerz und Wut*): Ich empfinde nur eine heftige Reue: daß ich mein Leben geopfert habe für ein so undankbares Vaterland. Seid dreißig Jahren leide ich jedes Elend um seinetwillen. Zehnmal hab ich es vor dem Einbruch des Feindes gereftet. Niemals hat es meine Verdienste anerkannt. Der erstbeste dahergelaufene Sykophant denunziert mich: man hört auf anonyme Briefe von Soldaten, denen ich die Feigheit ausgeprügelt habe; man beschuldigt mich; man bedroht mich; man gibt mir den Abschied; und Dummköpfe, Taugenichtse, Tröpfe gehen über mich hinweg; ich muß einem Rossignol gehorchen, einem stupiden Goldschmied, der keine Ahnung vom Kriegshandwerk hat, der sich nur durch seine Tölpeleien einen Namen macht und dessen gesamte Verdienste in seiner niedrigen Herkunft und in der Protektion der Jacobiner bestehen. Kléber, Dubayet und Marceau drücken sich an untergeordneten Stellen herum und ein Krämer aus Niort kommandiert zwei Armeen!

Robespierre: Die Republik legt mehr Wert auf die Zuverlässigkeit der republikanischen Gesinnung eines Führers als auf seine militärische Fähigkeit.

Westermann: Legt die Republik auch Wert auf die Niederlagen Rossignols?

Robespierre: Die Verantwortung für die Niederlagen Rossignols trifft nicht ihn, sondern seine Umgebung. Wenn Kléber, Dubayet, Westermann so stolz auf ihre Fähigkeiten sind, mögen sie doch den General, den die Nation über sie gesetzt hat, daraus Vorteil ziehen lassen!

Westermann: Auf diese Weise wollt ihr uns also um den Ruhm unserer Taten bringen?

Robespierre: Ja.

Westermann: Gesteht es nur: der kriegerische Ruhm macht euch bange, ihr wollt ihn unschädlich machen?

Robespierre: Ja.

Westermann *(wird beleidigend)*: Er ist den Ambitionen der Advokaten im Wege?

Robespierre: Er beleidigt die Vernunft, er bedroht die Freiheit. Was macht euch so stolz? Ihr tut nur eure Pflicht. Ihr riskiert euer Leben? Unsere Köpfe, unser aller Köpfe sind der Einsatz des furchtbaren Spiels, das wir mit dem Despotismus spielen. Warum soll euer Verdienst, dem Tod Trotz zu bieten, größer sein als unseres? Wir alle sind dem Tod oder dem Sieg geweiht. Ihr seid — wie wir — Werkzeug der Revolution; die Axt, die der Republik den Weg zu bahnen hat, mitten durch ihre Feinde hindurch. Das ist eine furchtbare Aufgabe, — es geziemt sich, sie ohne Schwäche, aber auch ohne Hochmut zu übernehmen. Ihr habt nicht mehr Grund, auf eure Kanonen stolz zu sein, als wir auf die Guillotine.

Westermann: Du bespeist die Großartigkeit des Krieges.

Robespierre: Es gibt nichts Großes außer der Tugend. Wo immer sie sich findet: bei Soldaten, bei Arbeitern, bei Gesetzgebern ehrt sie die Republik. Aber die Verbrecher sollen zittern! Nichts schützt sie vor ihrer Strafe, nicht ihr Titel, nicht ihr Degen!

Westermann: Geht diese Drohung mich an?

Robespierre: Ich habe niemand genannt. Wehe dem, der sich selbst anklagt!

Westermann: Blitz und Donner! *(Er macht eine drohende Bewegung gegen den kaltblütigen Robespierre; er zittert an allen Glieder und geht taumelnd zur Tür; von da dreht er sich noch einmal um)* Hüte dich, Sylla! Mein Kopf sitzt fester als Custines Kopf! Es gibt noch Männer, die deine Tyrannei nicht fürchten. Ich gehe zu Danton. *(Er stößt sich an der Mauer, ehe er die Tür findet, und entfernt sich mit Gepolter).*

Dritte Szene
Robespierre, Éléonore Duplay

Éléonore *(aus der Duplayschen Wohnung)*: Endlich! Er ist fort! O Maximilien, was hab ich ausgestanden, solang er da war!

Robespierre *(lächelt herzlich)*: Liebe Éléonore! Sie haben gehorcht?

Éléonore: Die Stimme dieses Menschen erschreckte mich: ich konnte es nicht lassen, näher zu kommen; ich war hier nebenan, in Mamas Kammer.

Robespierre: Und was hätten Sie denn tun können, wenn er böse Absichten gehabt hätte?

Éléonore *(verwirrt)*: Ich weiß nicht.

Robespierre *(nimmt ihre Hand, die sie auf dem Rücken versteckt)*: Und was ist das?

Éléonore *(errötend)*: Eine Pistole, die Philippe heute nacht beim Heimgehen auf dem Tisch liegen gelassen hat.

Robespierre *(entwindet ihr die Waffe und behält ihre Hand in der seinen)*: Nein, nein, diese Hände dürfen sich nicht an Mordwerkzeugen beschmutzen! Selbst um mein Leben zu retten, sollen sie kein Blut vergießen. Zwei Hände soll es wenigstens im Weltall geben, die mir freund sind, zwei unschuldige Hände, um die Menschheit und das Herz Robespierres von ihrer blutigen Bestimmung zu reinigen — wenn das Werk vollbracht sein wird.

Éléonore: Warum geben Sie sich so preis? Sie haben diesen Menschen herausgefordert, und er gilt für grausam.

Robespierre: Ich fürchte diese Haudegen durchaus nicht. Wenn man sie aus dem Kampf herausnimmt, ist ihre Kraft nur hohles Getöse; ihre Knie zittern, wenn sie dieser neuen Macht gegenüberstehn, der ihr Eisen freilich nie im Getümmel begegnet ist: dem Gesetz.

Éléonore: Der Bürger Fouché war auch da; aber er wurde auf Ihre Anordnung hin nicht vorgelassen.

Robespierre: Er hat die Majestät der Schreckensherrschaft in dem Gemetzel von Lyon geschändet; meine Türe ist ihm für immer verschlossen.

Éléonore: Er wollte durchaus nicht gehen; er hat geweint.

Robespierre *(hart)*: Auch das Krokodil weint.

Éléonore: Er ist zu Ihrer Schwester gegangen; er will sie um ihre Vermittlung bitten.

Robespierre *(verändert im Ton, unruhig, furchtsam)*: O Herrgott, sie wird kommen! Dieser Spitzbube hat ihr eingeredet, daß er sie liebt; sie macht sich nichts aus ihm; aber Huldigungen schmeicheln einer Frau immer, von welcher Seite sie auch kommen. Sie wird sich zu seiner Verteidigung rüsten. Um Himmelswillen, laßt sie nicht herein! Sagt ihr, ich sei beschäftigt, ich könne niemand empfangen!

Éléonore *(lächelt)*: Sie bieten allen Tyrannen Europas die Stirn und haben Furcht vor Ihrer Schwester!

Robespierre *(lächelt)*: Eine gute Frau, und liebt mich. Aber sie macht mich ganz schwach. Ihre unaufhörlichen Eifersüchteleien, die Szenen, die sie jeden Augenblick vom Zaun bricht, zerreißen mir die Nerven. Ich glaube, ich wäre zu allem bereit, nur damit sie still wird.

Éléonore: Seien Sie nur ganz ruhig. Mama weiß Bescheid, sie wird sie nicht hereinlassen.

Robespierre: Teure Freunde! Mit welcher Sorgfalt wacht ihr über meine Ruhe!

Éléonore: Wir sind der Nation dafür verantwortlich!

Robespierre: Welche Wohltat ist euer Haus für mich! Welche Ruhe erquickt hier meine Seele! Es ist keine selbstsüchtige Zuflucht, weitab von den Gewittern da draußen. Die Pforte steht weitgeöffnet für die Nöte des Vaterlands da; aber wenn sie über diese Schwelle kommen, verklären sie sich irgendwie in Erhabenheit.

Hier empfängt man sein Schicksal wie ein Mann, ohne den Kopf zu beugen, Aug in Auge. Ich bin noch nie in die Haustüre getreten, ohne Frieden und Hoffnung einzuatmen mit der Luft dieses Hofes, mit dem Geruch der Holzbretter. Das ehrliche Gesicht Duplays, die herzliche Stimme Ihrer Mutter, Ihre Hand, Éléonore, die sich mir mit einem schwesterlichen Lächeln entgegenstreckt, schenken mir das unschätzbare, das seltenste, o das Gut, das mir am meisten abgeht und das ich am dringendsten brauche!

Éléonore: Welches Gut?

Robespierre: Das Vertrauen.

Éléonore: Sie mißtrauen jemandem?

Robespierre: Ich mißtraue allen Menschen. Ich lese die Lüge in den Blicken, ich sehe die lauernde Falschheit hinter ihren Beteuerungen. Ihre Augen, ihr Mund, ihr Händedruck, ihr ganzer Körper lügt. Argwohn vergiftet alle meine Gedanken. Ich war für sanftere Gefühle geschaffen. Ich liebe die Menschen, ich möchte an sie glauben. Aber wie kann man denn noch an sie glauben, wenn man sie sieht, wie ich, zehnmal am Tage meineidig, käuflich, ihre Freunde verkaufend, ihre Armeen verkaufend, ihr Vaterland verkaufend, aus Furcht, aus Ehrgeiz, aus Ausschweifung, aus Bösartigkeit? Ich habe Mirabeau, Lafayette, Dumouriez verraten sehen und Custine und die Könige, die Aristokraten, die Girondisten, die Hébertisten. Die Truppen hätten zwanzigmal das Vaterland ausgeliefert, wenn sie den Schaften der Guillotine nicht unablässig im Rücken drohen gefühlt hätten. Dreiviertel des Konvents konspiriert gegen den Konvent. Die heroische Zucht der Republik spannt das Laster auf die Folter. Es wagt die Tugend nicht offen anzugreifen; es kommt maskiert als Mitleid, als Güte, um die öffentliche Meinung herumzukriegen, zugunsten von Schurken zu rühren und gegen die Patrioten aufzuhetzen. Ich werde die Masken herunterreißen, ich werde die Nationalver-

sammlung zwingen, zu sehen, was sie bedecken: das scheußliche Antlitz des Verrats; ich werde die heimlichen Komplizen der Verschwörer zwingen, diese mit mir zu verurteilen oder mit ihnen unterzugehn: die Republik wird siegen! Aber, o Gott, zwischen wieviel Trümmern! Das Laster ist wie die Hydra. Jeder fallende Blutstropfen gebiert neue Ungeheuer. Die Besten erliegen, einer nach dem andern, der Ansteckung. Vorgestern Philippeaux; gestern Danton; heute Desmoulins . . . Desmoulins, mein Jugendfreund, mein Bruder . . .! Wer wird morgen zum Verräter?

Éléonore: Ist es denn möglich? Soviel Verrat! Und Sie haben die Beweise?

Robespierre: Ja, und mehr als Beweise: die moralische Gewißheit, dieses unfehlbare Licht, das mich nie täuscht.

Éléonore: Nein, Sie können sich nicht täuschen: Sie wissen alles, Sie sehen auf den Grund der Herzen. Ach! Sind sie denn alle so verderbt:

Robespierre: Es gibt vier, fünf Männer, die ich achte: der ehrliche Couthon; unempfindlich für seine eigenen Schmerzen, geht er ganz in dem Leid der Welt auf; der liebenswürdige bescheidene Le Bas: dann mein Bruder: er ist großmütig, aber er liebt das Vergnügen zu sehr. Zwei Kinder und ein Sterbender.

Éléonore: Und Saint-Just?

Robespierre: Den — ja — den fürchte ich. Saint-Just, lebendiges Schwert der Republik, unerbittliche Waffe — er würde mich so gut wie die anderen seinem ehernen Gesetz opfern. — Der ganze Rest — Verräter. Meine Hellsichtigkeit stört sie, sie sind eifersüchtig auf die Liebe des Volkes, darum arbeiten sie daran, mich verhaßt zu machen. Die Prokonsuln von von Marseille und von Lyon decken ihre viehischen Greuel mit dem Namen Robespierre. Die Gegenrevolution zeigt abwechselnd ein Gnadenantlitz und ein Schreckensgesicht. Wenn die Abspannung mich einen

Augenblick überwältigt, ist es um mich geschehen, ist es um die Republik geschehen. Couthon ist krank. Le Bas und mein Bruder sind zwei Leichtfüße. Saint-Just ist weit und hält die Armeen im Zaum. Ich bin allein inmitten der Verräter, die mich einkreisen und versuchen, mich von hinten zu treffen. Sie werden mich töten, Éléonore.

Éléonore *(ergreift seine Hand mit jungem Ungestüm)*: Wenn Sie sterben — Sie sterben nicht allein. *(Robespierre sieht sie liebevoll an, sie errötet)*

Robespierre: Liebe Éléonore, nein, Sie werden nicht sterben. Ich bin stärker als meine feigen Feinde. Ich habe eins für mich: das ist die Wahrhaftigkeit.

Éléonore: Ach, Sie sind zernagt von Sorgen, und Sie müßten doch so glücklich sein, Sie, der Sie an dem Glück Aller arbeiten! Wie ungerecht geht es im Leben zu!

Robespierre: Ich habe Sie traurig gemacht. Es war unrecht von mir, Ihr Vertrauen zum Leben zu erschüttern. Verzeihung.

Éléonore: Bedauern Sie nichts. Ich bin stolz auf Ihr Vertrauen. Die ganze Nacht hab ich an die Stellen aus Rousseau gedacht, die Sie uns gestern vorgelesen haben. Sie wiegten meine Seele wunderbar ein. Ich hörte den Ton Ihrer Stimme und diese zarten Worte ... O ich kann sie auswendig:

Robespierre *(rezitiert mit einem liebevollen Lächeln, ein wenig melancholisch, ein wenig emphatisch, aber immerhin aufrichtig)*: »Die Verbindung der Herzen drückt der Traurigkeit irgendeine Süße und Rührung auf, die der Zufriedenheit mangelt, und die Freundschaft ist besonders den Unglücklichen gegeben zur Linderung ihrer Schmerzen und zum Trost ihrer Leiden.« *(Eléonore, ihre Hand in der Hand Robespierres, schweigt lächelnd und errötend)* Sie schweigen?

Éléonore *(zitiert)*: »Kann das, was man seinem Freund sagt, jemals das aufwiegen, was man an seiner Seite empfindet?«

Madame Duplay *(von draußen)*: Maximilien, Saint-Just ist da! *(Eléonore entflieht)*

Vierte Szene
Robespierre, Saint-Just.

(Saint-Just tritt ruhig ein. Robespierre geht ihm entgegen. Sie geben sich die Hand, als ob sie sich vor wenigen Stunden getrennt hätten)

Saint-Just: Guten Tag.

Robespierre: Guten Tag, Saint-Just. *(Sie setzen sich)*

Saint-Just *(ihn still betrachtend)*: Ich freue mich, dich zu sehn.

Robespierre: Le Bas hat uns geschrieben, — es hat wenig gefehlt, und wir hätten dich nie wiedergesehn.

Saint-Just: Ja. *(Nach einer Stille)* Die Armee braucht Waffen; es fehlt an Gewehren.

Robespierre: Man arbeitet daran, ganz Paris ist damit beschäftigt. In den Kirchen wird geschmiedet. Jede andere Arbeit ist eingestellt. Im Hereinkommen konntest du Duplays Schreinergesellen bei der Anfertigung der Gewehrholzteile sehn. Die Uhrmacher arbeiten an den Schlössern, die Straßenplätze widerhallen von Hammer und Amboß.

Saint-Just *(nach einer Stille)*: Die Lebensmittel sind knapp. Ganze Divisionen sind ohne Fourage. Die Zeit drängt, die Offensive wird spätestens in drei Wochen beginnen; man muß von allen Seiten Frankreichs das Blut nach Norden zusammenströmen lassen.

Robespierre: Die Anordnungen sind getroffen. Frankreich fastet, damit seine Soldaten essen.

Saint-Just: Sobald ihr meinen Rat nicht mehr braucht, schickt mich wieder zurück ins Feld. Die ersten Zusammenstöße werden entscheidend sein. Man muß jede Tatkraft einspannen.

Robespierre: Reibt dich dieses Leben nicht auf?

Saint-Just *(aufrichtig, feurig, konzentriert, ohne jede Geste)*:

Erholung bedeutet es für mich, nach all den unfruchtbaren Diskussionen. Draußen spritzt die Tat aus dem Gedanken wie der Blitz aus dem Zusammenstoß der Wolken. Jede Willensäußerung prägt sich unmittelbar, für die Ewigkeit, dem Blut der Menschen und dem Schicksal der Welt ein . . . Ungeheure Anspannung! Göttliches Bangen . . .! In der Nacht, im Schnee, auf Vorposten, in der düstren Unbegrenztheit der flandrischen Ebene, unter der Unendlichkeit eines eisigen Himmels — da spür ich Freudenschauer über meine Haut laufen, und das Blut strömt mir in starken Stößen zu Herzen. Wir allein, verloren in den Finsternissen des Weltalls, von Feinden umringt, unter uns das Grab, — wir allein in Europa sind die Hüter von Recht und Vernunft, das lebendige Licht. Jede Entscheidung geht um das Schicksal der Welt. Unser Werk: die Wiedererschaffung des Menschen.

Robespierre: Wohl dem, den nicht ein schwächlicher Körper hier zurückhält, fern von der Tat!

Saint-Just: Wer ist tätiger als du? Die Freiheit der Welt ist in Paris beschlossen.

Robespierre: Hier ist man wie gebrandmarkt durch den Kampf gegen das Laster. Es besudelt unwillkürlich. Ich gesteh's, wenn ich den Schlamm von Verbrechen sehe, den der Sturzbach der Revolution mit der Tugend durcheinanderwühlt, so fürchte ich, daß mich die unreine Nachbarschaft lasterhafter Männer in den Augen der Nachwelt beschmutzen wird.

Saint-Just: Leg das nackte Schwert zwischen sie und dich. Die Unreinen darf man nur mit der Zange anfassen.

Robespierre: Die Korruption ergreift alles. Männer, auf die ich am sichersten gerechnet habe. Alte Freunde.

Saint-Just: Keinerlei Freundschaften! Das Vaterland.

Robespierre: Danton droht. Danton ist verdächtig. Er ergießt sich in heftigen und beschimpfenden Worten. Er umgibt sich mit Intriganten, Wüstlingen, ruinierten

Geldmännern, degradierten Offizieren. Die Malkontenten jeder Art versammeln sich um ihn.

Saint-Just: So muß er verschwinden.

Robespierre: Danton war Republikaner. Er hat das Vaterland geliebt. Liebt es noch, vielleicht.

Saint-Just: Der liebt nicht das Vaterland, der es nicht durch die Unantastbarkeit seiner Lebensführung ehrt. Der ist nie und nimmer ein Republikaner, der Laster und Maximen eines Aristokraten hat. Ich hasse Catilina. Sein zynisches Herz, seine feige Intelligenz, seine unwürdige Politik, die zwischen allen Parteien schwankt, um sich aller zu bedienen, erniedrigt die Republik. Danton falle!

Robespierre: Er reißt den unvorsichtigen Desmoulins in seinen Sturz.

Saint-Just: Dieser unverschämte Rhetor, dem das Unglück des Vaterlandes nur Material für Stileffekte bedeutet, dieser eitle Schöngeist, der die Freiheit opfern würde für eine Antithese!

Robespierre: Ein Kind, der Narr seiner Freunde und seines Geistes.

Saint-Just: Wenn Frankreich in Gefahr ist, ist auch der Geist ein Verbrechen. Die Unglücksschläge haben das Vaterland in eine Wolke von Düsterkeit und Religiosität gehüllt. Ich mißtraue denen, die lachen.

Robespierre: Ich liebe Desmoulins.

Saint-Just: Ich liebe dich. Wenn du zum Verbrecher würdest, — selbst dich würde ich anklagen.

Robespierre *(unbehaglich, rückt von ihm ab. Dann nach kurzem Schweigen, wieder näherkommend)*: Dank. — Du bist glücklich. Niemals schwankst du. In dir gibt es kein Gegengewicht gegen den Haß auf das Laster.

Saint-Just: Ich habe das Laster von näher gesehen als du.

Robespierre: Wo denn?

Saint-Just: In mir selbst.

Robespierre *(erstaunt):* In dir, dessen ganzes Leben ein Muster von Entsagung und erhabenem Opfersinn ist!

Saint-Just: Du weißt nichts.

Robespierre *(ungläubig):* Eine Jugendsünde!

Saint-Just *(finster):* Ich war am Rand des Abgrunds; in seiner Tiefe sah ich das Verbrechen lauern, bereit mich zu verschlingen. Seitdem hab ich geschworen, es in der Welt zu zerstören, so wie in mir.

Robespierre: Ich bin manchmal dieses Kampfes müde. Der Feind überschwemmt alles. Können wir die Menschheit umformen? Werden wir unserm Traum die Herrschaft sichern?

Saint-Just: An dem Tag, an dem ich überzeugt sein werde, daß es unmöglich ist, das Werk zu vollenden, erdolche ich mich.

Éléonore *(öffnet die Tür; sacht):* Billaud-Varennes und Vadier sind hier.

Fünfte Szene

Robespierre, Saint-Just, Billaud-Varennes, Vadier.

(Billaud-Varennes mit gesenktem Kopf, finster, von Müdigkeit überwältigt, verstörte Augen. Vadier, eingekniffene Lippen, spöttisch, bitter. Starker südlicher Dialekt. — Robespierre und Saint-Just erheben sich, sehr kalt; sie grüßen mit dem Kopf, kurz und trocken, ohne sich die Hände zu reichen)

Billaud: Gruß und Bruderschaft.

Vadier *(Saint-Just erblickend):* Saint-Just . . . Also los, die Sache kommt ins Rollen. Wir werden die verlorene Zeit einbringen. *(Beide setzen sich ohne Umstände. Saint-Just geht auf und ab. Robespierre steht gegen das Fenster gelehnt. — Nach einer Stille:)*

Billaud: Die Guillotine! Du hast zu lange gewartet, Robespierre: wir sind in Gefahr! Wenn Danton morgen noch lebt, ist die Freiheit verloren.

Robespierre: Neuigkeiten?

Billaud *(Papiere in der Hand):* Sieh her. Der Verräter fährt in seiner Arbeit fort.

R o b e s p i e r r e: Wer?
V a d i e r: Dein Freund, Maximilien, — Camille, der liebe Camille.
R o b e s p i e r r e: Er hat schon wieder geschrieben?
B i l l a u d: Man hat eben diese Korrekturbogen beschlagnahmt. Lies.
V a d i e r *(reibt sich die Hände)*: Siebente Nummer des Vieux cordelier. Fortsetzung des Credo des guten Apostels.
R o b e s p i e r r e: Der Narr! Er wird also nicht schweigen!
B i l l a u d *(verzehrt von seiner fixen Idee)*: Die Guillotine!
S a i n t - J u s t *(liest mit Robespierre)*: Eine Dirne. Er hat einen krankhaften Drang sich zu entehren.
R o b e s p i e r r e: Und Danton?
B i l l a u d: Danton rührt sich; er hält hochtrabende Reden im Palais-Royal. Er beschimpft Vadier, mich, alle Patrioten. Desmoulins ist bei ihm. Sie sitzen um den Tisch mit Westermann und mit kleinen Huren: sie halten obszöne Schimpfreden gegen den Ausschuß. Das Volk sammelt sich an und lacht.
S a i n t - J u s t: Du hörst es, Robespierre!
R o b e s p i e r r e *(verächtlich)*: Keine Gefahr. Eh' Danton ausgetrunken hat, haben wir Zeit, in Ruhe zu beraten. *(Mit einem Blick auf die Papiere)* So begeht er also Selbstmord, der Unsinnige!
V a d i e r: Diesmal, mein Lieber, hat er sich über die Guillotine hinweggesetzt!
B i l l a u d: Sein Kopf mag denselben Weg gehn!
S a i n t - J u s t *(liest)*: Er vergleicht den Konvent mit Nero und Tiberius.
B i l l a u d *(liest)*: Er wagt es zu sagen, wir hätten Custine auf Pitts Befehl verfolgt, und zwar nicht weil Custine verraten habe, sondern weil er nicht genug verraten habe.
V a d i e r *(liest)*: »Der Wohlfahrtsausschuß wird die Nationalversammlung in die schmähliche Lage eines

Parlamentes zwingen, dessen widerspenstige Mitglieder man in die Bastille wirft.«

Robespierre *(das Gelesene überprüfend)*: Hier steht »würde«, nicht »wird«.

Vadier: Das ist doch dasselbe.

Billaud *(lesend)*: «Wer hindert den Ausschuß, die Republik zu vernichten, wenn er die Deputierten, die er nicht kaufen kann, in den Luxembourg schickt?»

Robespierre *(kontrollierend)*: Hier steht «schicken kann» und nicht «schickt».

Billaud *(ungeduldig)*: Quängle doch nicht immer!

Saint-Just *(liest)*: Er hat die Unverschämtheit zu behaupten, daß «die Kriegsämter die höchsten Stellen der Armee mit den Brüdern der Schauspielerinnen besetzen, mit denen sie schlafen».

Vadier: Die Verteidigung demoralisieren, die Nation in den Augen des Auslandes erniedrigen, — nichts hält ihn auf, wenn seine geschwätzige Zunge mit ihm durchgeht und sein Gestotter in Flammen steht!

Billaud: Die ganze Geschichte in einen Appell an die Güte gewickelt, und Phrasen über die Menschlichkeit ...!

Vadier: Tränen in Zucker, Knallbonbonverse!

Saint-Just: Empfindsame Männer — ärger als eine Plage Ägyptens! Kein Tyrann kostet die Menschheit mehr Trauer und Unheil. Sie hielten sich auch für empfindsame Menschen, die Verräter der Gironde, die durch ganz Frankreich die Fackel des Aufruhrs trugen.

Robespierre: Desmoulins ist schwach, kindisch, aber nicht aufrührisch. Er war mein Jugendfreund; ich kenne ihn.

Billaud: *(argwöhnisch)*: Gibt es Privilegien für die Freunde Robespierres:

Vadier: *(höchlichst amüsiert; er liest in dem Heft des Vieux Cordelier)*: Hör zu, Maximilien, das ist für dich. Es scheint, daß du nach Pitts Weisungen handelst, wenn du die Freudenhäuser schließt, wenn du einen schönen Eifer zur Schau stellst, um die Sitten zu reinigen und

die Huren zu verjagen; denn «du nimmst der Regierung eine ihrer stärksten Stützen: die Laxheit der Sitten». Hörst du, Unantastbarer? Das muß dir doch Freude machen!

Saint-Just: Die niedrige heuchlerische Seele!

Billaud *(stürmisch)*: Die Guillotine! *(Er fällt mit dem Kopf auf den Tisch wie ein geschlagener Ochse)*

Robespierre: Ohnmächtig?

Vadier *(gleichgültig)*: Ein Schwächeanfall.

Saint-Just *(öffnet das Fenster, Billaud kommt zu sich)*: Bist du krank, Billaud?

Billaud *(mit rauher Stimme)*: Wer bist du ...? Schurke! Ich kann nicht mehr. Zehn Nächte lang habe ich nicht geschlafen.

Vadier: Er verbringt seine Nächte im Wohlfahrtsausschuß und seine Tage in der Nationalversammlung.

Robespierre: Du arbeitest zuviel. Willst du, daß ein anderer dich für einige Tage vertritt?

Billaud: Meine Arbeit läßt sich nicht aus dem Stegreif erledigen. Mit den Departements verhandeln, alle Fäden Frankreichs in seiner Hand halten, — das kann niemand anders als ich. Wenn ich aussetze, verwirrt sich das ganze Gewebe. Nein; ich muß bleiben, bis ich krepiere.

Saint-Just: Wir sterben alle an der Aufgabe.

Billaud: O Natur! Du hast mich nicht für diese Gewitter geschaffen! Meine Seele ist eingeschrumpft im Atem der mörderischen Wüstenwinde! Du warst für die Eingezogenheit geschaffen, allzu empfindsames Herz, für die Freundschaft, für die rührenden Erregungen einer zärtlichen Familie!

Vadier *(ironisch)*: Werden wir nicht allzu gerührt, Billaud.

Billaud *(fährt heftig fort)*: Reinigen wir die Luft! Desmoulins auf die Guillotine!

Robespierre: Ich muß das Beispiel geben. Ich überlasse euch Desmoulins.

Vadier *(mit spöttischem Unterton)*: Brutus, große Seele, tugend-

haftер Mann, ich wußte wohl, daß du nicht zögern würdest, dich eines Freundes zu entledigen.

Robespierre: Das Schicksal Desmoulins ist mit dem eines anderen Mannes verknüpft.

Billaud: Hast du Angst, den Namen Danton auszusprechen.

Robespierre: Ich habe Angst, einen Talisman der Republik zu zerbrechen.

Vadier: Ihr Glücksschwein.

Robespierre: Danton ist mir feind; aber wie meine Freundschaften in unseren Verhandlungen nicht ins Gewicht fallen, so sollen auch meine Feindschaften mein Urteil nicht beeinflussen. Bevor wir den Kampf aufnehmen, wollen wir kühl die Gefahren überlegen, die wir riskieren, wenn wir diese Festung der Republik schleifen.

Billaud: Käufliche Festung!

Vadier: Der Popanz der Revolution! Bei öffentlichen Gefahren trägt man das ungeheuerliche Götzenbild voran, um den Feind in die Flucht zu jagen; aber es schreckt vor allem die, die es tragen. Sein scheußliches Gesicht entsetzt die Freiheit.

Robespierre: Man kann es nicht leugnen: Europa kennt und fürchtet seine Züge.

Vadier *(persiflierend)*:

Es ist ja wahr, als guter Sans-culotte zeigt er gern der Welt,
«Was Cäsar ohne Scheu dem Nikomedes gönnt,
Als sie noch Jugendlust und Freundschaft zärtlich band,
Was in vergangner Zeit der Held von Griechenland
So heiß bewundert im Ephestion
Und Hadrian sogar versetzt ins Pantheon . . .»

Saint-Just *(heftig)*: Laß deine schmutzige Ironie! Willst du Verderbtheit nur zum Vorteil der Verderbtheit bekämpfen?

Vadier: Du wirst mich doch nicht zwingen wollen, dir Rousseau vorzutragen?

Robespierre *(mit Anstrengung bemüht unparteiisch zu bleiben, aber ohne Überzeugung):* Ich glaube, es wäre angemessen, Dantons vergangenen Diensten einige Rechnung zu tragen.

Saint-Just: Je mehr Gutes ein Mensch getan hat, desto mehr ist er verpflichtet, es weiterhin zu tun. Wehe dem, der die Sache des Volkes verteidigt hat und dann abtrünnig wird! Er handelt verbrecherischer als der, der sie immer bekämpft hat; denn er hat das Gute erkannt und hat es freiwillig verraten!

Robespierre: Der Tod Héberts hat die öffentliche Meinung aufgerührt. Die Polizeiberichte, die mir zugehen, stellen fest, daß unsere Feinde die Verwirrung des plötzlich ernüchterten Volkes benützen, um das Vertrauen zu seinen wahren Freunden zu erschüttern. Alles ist heute verdächtig, selbst das Andenken Marats. Wir müssen vorsichtig handeln und uns hüten, den Argwohn durch unsere inneren Zwistigkeiten noch zu vergrößern.

Saint-Just: Setzen wir dem Verdacht ein Ende durch den Tod der Verdächtigen.

Vadier *(beiseite, mit abschätzendem Blick auf Robespierre):* Lumpenkerl! Wie er zittert, seinen lieben Aristokraten ein Haar zu krümmen! Cromwell sichert sich eine Majorität. Pah! Wenn das so fortgeht, werd ich ihn hundert Kröten aus seinem Morast köpfen lassen.

Robespierre: Ein Haupt wie dieses fällt nicht, ohne den Staat zu erschüttern.

Billaud *(argwöhnisch und heftig):* Hast du Furcht, Robespierre?

Vadier *(tückisch hetzend):* Frag ihn doch, Billaud, ob er sich Dantons als einer Polstermatratze bedient, hinter der er Deckung vor Kugeln sucht?

Billaud *(brutal):* Sprich aufrichtig: du hast Furcht, daß Dantons Sturz dich bloßstellt. Du drängst dich an ihn wie an ein schützendes Schild. Danton lenkt die Aufmerksamkeit und die Pfeile von dir ab.

Robespierre: Ich verachte diese perfiden Verleumdungen. Was frag ich nach Gefahr! Ich hänge nicht am Leben. Aber ich habe die Erfahrung der Vergangenheit, und

ich sehe die Zukunft. Ihr seid Wüteriche; euer Haß macht euch blind und toll. Ihr denkt nur an euch und niemals an die Republik.

Saint-Just: Untersuchen wir einmal ohne Leidenschaft, was die Republik von den Verschwörern zu erwarten hat. Und fragen wir uns nicht, ob Danton Fähigkeiten besitzt, sondern ob diese Fähigkeiten der Republik zugute kommen. — Von wo gehen seit drei Monaten alle Angriffe auf die Revolution aus? Von Danton. Wer hat Philippeaux' Briefe gegen den Wohlfahrtsausschuß veranlaßt? Danton. Wer bläst Desmoulins seine giftigen Pamphlete ein? Danton. Jedes Heft des Vieux Cordelier wird ihm unterbreitet, mit ihm besprochen, von seiner Hand korrigiert. Wenn der Fluß vergiftet ist, fassen wir das Gift an der Quelle. Wo ist die Aufrichtigkeit Dantons? Wo seine Tapferkeit? Was hat er seit einem Jahr für die Republik getan?

Robespierre *(stellt sich, als ob er sich nach und nach überzeugen und von den andern mitziehen läßt; mit einer Mischung von Heuchelei und Aufrichtigkeit)*: Es ist wahr, er hat nie für die angegriffene Bergpartei gesprochen.

Saint-Just: Nein, aber für Desmoulins und seine mitverschworenen Generäle. Die Jacobiner beschuldigen ihn; du hast ihn verteidigt, Robespierre. Hat er ein Wort für dich gesprochen, als du angeklagt warst?

Robespierre: Nein; er sah mich allein, der Verleumdungen der Gironde preisgegeben, und er sagte zu seinen Freunden: »Er will sich ja verderben, so mag er verderben! Wir denken nicht daran, sein Los zu teilen!« — Aber es handelt sich nicht um mich.

Billaud: Du selbst, Robespierre, hast mir erzählt, daß er alles tat, um die Girondisten zu retten und Hanriot zu verderben, der die Verräter verhaftet hatte.

Robespierre: Das ist wahr.

Saint-Just: Du selbst, Robespierre, hast mir wiederholt, was er dir zynisch eingestanden hat: seine und seines

Sekretärs, Fabres, Gaunereien während seiner kurzen Laufbahn im Justizministerium.

Robespierre: Ich geb es zu.

Saint-Just: Er war der Freund Lafayettes, Mirabeau kaufte ihn. Er stand in Verbindung mit Dumouriez und Wimpfen. Er schmeichelte Orléans. Alle Feinde der Republik sind eng vertraut mit ihm gewesen.

Robespierre: Man muß nicht übertreiben.

Saint-Just: Du selbst hast mir das erzählt. Ich wüßte nichts von diesen Tatsachen, wenn du mir nicht davon gesprochen hättest.

Robespierre: Ohne Zweifel . . . aber . . .

Billaud *(heftig)*: Leugnest du es?

Robespierre: Ich kann es nicht leugnen. Danton fand sich pünktlich bei diesen royalistischen Abenden ein, wo Orléans selbst den Punsch machte. Fabre und Wimpfen waren auch dabei. Man versuchte die Abgeordneten der Bergpartei in diesen Kreis zu ziehn, um sie zu verführen oder zu kompromittieren. — Aber das ist ja nur eine Lappalie.

Billaud: Im Gegenteil! Kapitales Faktum! Offenbare Verschwörung!

Robespierre: Ich erinnere mich einer kleinen Einzelheit ohne jedes Gewicht. Kürzlich soll er sich gebrüstet haben: wenn man ihn anklagte, werde er uns den Dauphin zwischen die Beine schmeißen.

Billaud: Lumpenhund! Das hat er gesagt! Und du kannst ihn verteidigen . . .!

Robespierre: Westermann war noch eben hier. Er hat mir mit Danton und einem Aufstand gedroht.

Billaud: Und wir reden noch hin und her! Und die Tiger sind noch nicht verhaftet!

Robespierre: Ihr wollt es?

Saint-Just: Das Vaterland will es.

Vadier *(beiseite, höhnisch)*: Spitzbube! Er kann es nicht erwarten, er stirbt vor Verlangen! Er muß sich noch bitten lassen.

Robespierre: Er war groß. — Wenigstens hatte er die Gebärde der Größe, zuweilen fast die der Tugend.

Saint-Just: Nichts sieht der Tugend so ähnlich wie das große Verbrechen.

Billaud *(sarkastisch)*: Seine Leichenrede wirst du später halten, Maximilien. Erst wollen wir jetzt der Bestie die Grube graben.

Saint-Just: Vadier, ich möchte dir die Achtung vor dem Tod ins Gedächtnis rufen.

Billaud: Das Kerlchen lebt ja noch.

Saint-Just: Danton ist aus dem Leben gestrichen.

Billaud: Wer übernimmt die Anklage?

Vadier: Saint-Just. Der junge Mann besitzt eine wunderbare Eignung dazu. Jeder seiner Sätze ist wie ein Schlag des Fallbeils.

Saint-Just: Es soll mir behagen, mich mit dem Ungeheuer zu messen.

Robespierre *(holt Papiere hervor, die er Saint-Just übergibt)*: Hier sind die Akten fix und fertig.

Vadier *(beiseite)*: Er hält sowas für jeden seiner Freunde in Bereitschaft.

Robespierre: Tun wir Danton nicht die Ehre eines Separatprozesses an: das hieße, die Augen der Nation allzusehr auf ihn ziehen.

Billaud: Ertränken wir ihn in einer Kollektiv-Anklage.

Vadier: Und wen gesellen wir ihm bei, um die Mahlzeit hinunterzuwürgen?

Saint-Just: Alle, die die Freiheit korrumpieren wollten, durch Geld, durch ihre Sitten oder durch Geist.

Vadier: Präzisieren wir. Diese vagen Begriffe sind beunruhigend.

Robespierre: Danton liebte das Gold. So soll ihn das Gold begraben. Mischen wir ihn in die Bankaffäre. Er soll auf einer Bank sitzen mit den Dieben der Staatsgelder. Da wird er seinen Freund wiederfinden, seinen Sekretär, seinen Fabre d'Églantine.

Vadier: Fabre, Chabot, die hohe Judenschaft, die österreichischen Bankiers, die Freys, Diedrichsen, — ausgezeichnet: die Sache nimmt Gestalt an.

Billaud: Es wird sich empfehlen, den Angeklagten Hérault beizugesellen, den Emigrantenfreund.

Saint-Just: Vor allem Philippeaux, den Desorganisator der Armee, diesen Zerstörer der Disziplin.

Robespierre: Westermann, den blutigen Säbel, immer zur Rebellion bereit. — Ist das alles?

Vadier: Den teuern Camille vergißt du.

Robespierre: Wollt ihr nicht lieber Bourdon oder Legendre, die Wortführer der Clique im Wohlfahrtsausschuß?

Vadier: Nein. Camille.

Billaud: Camille.

Saint-Just: Gerechtigkeit.

Robespierre: Nehmt.

Saint-Just: Adieu. Ich will den Bericht vorbereiten. Morgen im Konvent schmettere ich sie zu Boden.

Vadier: Nicht doch, nicht doch, junger Mann; die Unvorsichtigkeit deines Alters reißt dich fort. Was! Du willst Danton vor die Tribüne ziehn?

Saint-Just: Danton rechnet mit der Einbildung, daß niemand es wagt, ihn Aug in Auge anzugreifen. Ich werde ihm diese Einbildung nehmen.

Vadier: Herzhaftigkeit genügt nicht, junger Freund; Lungen, Lungen stark genug, das Brüllen des Stieres zu verschlingen.

Saint-Just: Die Wahrheit ist Herr der Wetter.

Robespierre: Wir dürfen die Republik nicht den Zufällen eines Zweikampfs aussetzen.

Saint-Just: Was soll also geschehn?

Robespierre *(antwortet nicht)*

Billaud: Danton muß diese Nacht verhaftet werden.

Saint-Just *(heftig)*: Niemals!

Vadier: Wer den Zweck will, scheut nicht die Mittel.

Saint-Just: Ich schlage keinen entwaffneten Feind. Stellt mich Danton Aug in Auge gegenüber: solche Kämpfe adeln die Republik; aber euer Voschlag entehrt sie: ich stoße ihn mit dem Fuß zurück.

Billaud: Keine Umstände mit den Volksfeinden!

Vadier: In der Politik ist unnütze Verwegenheit eine Dummheit, manchmal ein Verrat.

Saint-Just: Und ich will nicht. *(Er schmeißt heftig seinen Hut zu Boden)*

Billaud *(streng)*: Es handelt sich dir demnach um einen erwünschten Kampf und nicht um die Republik?

Saint-Just: Solche Vornahmen brauchen Gefahr, das gibt ihnen die Weihe. Eine Revolution ist ein heroisches Unternehmen, — seine Urheber marschieren zwischen dem Rad und der Unsterblichkeit. Wir wären Verbrecher, wenn wir nicht ständig bereit wären, unser Leben zu opfern, wie das der Anderen.

Vadier: Sei du ruhig, du setzt noch genug aufs Spiel. Danton kann noch aus der Gefangenschaft das Volk aufwiegeln. Und sei nur sicher: wenn er Sieger bleibt, setzt er dich hinter Schloß und Riegel.

Saint-Just: Ich verachte den Staub, aus dem ich gemacht bin. Meine Seele ist das einzige Gut, das mir gehört; ich gehe durch die blutgetränkte Welt, ohne ihre Reinheit zu besudeln.

Billaud *(mit harter und verächtlicher Strenge)*: Selbstachtung ist Egoismus. Ob die Seele Saint-Justes besudelt wird oder nicht, das kümmert uns nicht: retten wir die Republik.

Saint-Just *(mit den Augen Robespierre befragend)*: Robespierre!

Robespiere: Mein Freund, beruhige deine Seele. Revolutionsgewitter sind nicht den herkömmlichen Gesetzen unterworfen; man legt nicht den Maßstab der Alltagsmoral an die Kraft, die die Welt umschafft und die Moral auf neuer Basis wieder auferbaut. Selbstverständlich muß man gerecht sein; aber Maß der Gerechtigkeit ist hier nicht das Gewissen des Einzelnen, sondern das

öffentliche Gewissen. Im Volk unser Licht; sein Heil unser Gesetz. — Wir hätten nur eine Frage zu stellen: ob das Volk Dantons Untergang will. Ist diese Frage entschieden, ist alles entschieden; die Schlacht muß so geliefert werden, daß wir Sieger bleiben. Die Gerechtigkeit und was recht und billig ist, triumphiert. Wir können nicht warten. Danton muß auf der Stelle unschädlich gemacht werden. Ihm aus Großmut Waffen lassen, hieße die offene Brust dem Dolch des Mörders bieten; die militärische und finanzielle Gewaltherrschaft würde sich dann der Zügel der Revolution bemächtigen; ein Jahrhundert des Bürgerkriegs würde unser Vaterland verwüsten; und die Verwünschungen des Volkes würden sich an unser Andenken heften, das dem menschlichen Geschlecht teuer sein soll.

Billaud: Sieg um jeden Preis! Alles strahle von dem schrecklichen Glanz unserer Diktatur!

Vadier: Es handelt sich nicht darum, einen Mann nach dem Buchstaben des Gesetzes zu richten, sondern darum, daß Europa jacobinisch wird.

Saint-Just *(seine Brust mit beiden Händen fassend, wie der Robespierre von David auf dem Schwurbild des Ballspielhauses)*: O Republik, nimm denn meine Ehre, da du es willst, nimm mich, trinke mich, verschling mich ganz und gar!

Billaud *(bebend, stotternd)*: Vielleicht ist die Republik in diesem Moment erstickt, unsere Ideen totgeboren, vielleicht stirbt die Vernunft für Jahrhunderte . . . Schnell!

Robespierre: Laßt Danton verhaften! *(Er unterzeichnet)*.

Billaud *(unterzeichnet fieberhaft)*.

Saint-Just *(unterzeichnet)*: Freiheit für dich!

Billaud: Wird der Konvent uns das Spiel nicht verderben?

Robespierre *(mit Verachtung)*: Der Konvent ist immer dabei, seine Mitglieder dem öffentlichen Wohl zu opfern.

Vadier *(unterschreibt)*: Ich nehme die Sache auf mich.

Robespierre *(seufzt)*: Das Gewicht der Revolution wird schwerer auf unseren Schultern.

Vadier *(beiseite)*: Die Tigerkatze macht Mätzchen, aber sie leckt sich die Lefzen.

Robespierre: Traurige Notwendigkeit. Wir verstümmeln die Republik, um sie zu retten.

Saint-Just *(finster und exaltiert)*: Der Philosoph Jesus hat seine Schüler gelehrt: »So aber deine Hand oder dein Fuß dich ärgert, so haue ihn ab und wirf ihn von dir. Und so dich dein Auge ärgert, reiß es aus und wirf's von dir: es ist dir besser, daß du einäugig zum Leben eingehest, denn das du zwei Augen habest und werdest in das ewige Feuer geworfen.« — Und ich sage: wenn dein Freund verderbt ist und verdirbt die Republik, so reiß ihn aus der Republik; und wenn dein Bruder verderbt ist und verdirbt die Republik, so reiß ihn aus der Republik. Und wenn das Blut der Republik, und wenn dein eigen Blut aus der offenen Wunde strömt, laß es strömen: rein sei die Republik oder sie sterbe! Die Republik ist die Tugend. Wo Schmutz ist, da ist die Republik nicht mehr.

Vadier *(beiseite)*: Sie sind toll. Reif für die Zwangsjacke. — Der es am eiligsten hat, zuerst hinein. *(Er will gehen)*

Billaud: Warte, ich muß noch unterzeichnen.

Vadier: Du hast unterzeichnet.

Billaud: Wo ...? Ich kann mich nicht erinnern. — Was hab ich getan? Hab ich recht getan ...? Tristis est anima mea ... O sich in die Wiesen strecken, auf frische Erde; den balsamischen Geruch der Wälder atmen; ein Bach zwischen Weiden —! Ausruhen! Ausruhen ...!

Robespierre: Die Gründer der Republik finden erst im Grabe Ruhe.

DRITTER AKT

Das Revolutionstribunal

Fouquier-Tinville, öffentlicher Ankläger. Herman, Präsident. Der Gerichtshof, Gendarmen, Volk. — Auf der Bank die Angeklagten: Danton, Desmoulins, Hérault, Philippeaux, Westermann. — Chabot, die Freys, stumme Personen; — Fabre d'Eglantine in einem Sessel mitten unter ihnen. — Auf der ersten Galerie der Maler David mit einigen Freunden. — Die Saalfenster sind geöffnet. Man hört das Durcheinanderbrausen der Menge von draußen. Von Zeit zu Zeit erscheint in einem Fensterchen der Tür hinter dem Präsidenten der Kopf Vadiers, der den Prozeß überwacht. Neben der Tür steht der General Hanriot. Herman und Fouquier-Tinville werfen manchmal unruhige Blicke nach ihm. Man richtet Fragen an Chabot und die Freys. — Danton bewegt sich unwillig. Desmoulins scheint überwältigt. Hérault, sehr still, blickt mit einem Lächeln um sich. Philippeaux bereitet sich mit zusammengebissenen Kinnladen und starrem Auge auf den Gegenstoß vor. Der leidende Fabre ist entkräftet in seinem Sessel zusammengesunken. — Die Menge drängt und starrt gierig. Sie begleitet jeden Umschwung im Verlauf des Prozesses, wie das Publikum, das einem Melodrama beiwohnt: amüsiert und gerührt zugleich.

Der Präsident *(zu den Freys)*: Ihr seid die Agenten Pitts. *(Volk: Ah die Canaillen! Verräter! Bestochen!)* Ihr habt den Konvent bestechen wollen. Um eure Spekulationen und eure räuberischen Machenschaften zu fördern, hattet ihr die Absicht, die Volksvertreter zu kaufen. Jedes Gewissen habt ihr abgeschätzt.

Danton *(dröhnend)*: Präsident, gib mir das Wort! *(Das Volk bewegt sich, interessiert, stößt sich, um zu sehen: Danton . . . Danton . . . Danton spricht!)*

Der Präsident: Die Reihe wird auch an Euch kommen, Danton.

Danton: Was hab ich hier zu suchen, mitten in diesem Unflathaufen? Welche Verbindung zwischen mir und diesen Dieben?

Der Präsident: Sie werden es erfahren.

Danton: Es widerstrebt der natürlichen Noblesse meines Charakters, diesem Lumpenpack den Garaus zu machen. Das wißt ihr, und ihr mißbraucht mein Schweigen, um

mich in der Vorstellung des Volkes mit diesen dreckigen Bankiers, diesem lichtscheuen Gesindel durcheinander zu bringen, mit diesem Pack, das Staatsgelder unterschlägt und erpreßt. *(Das Volk lacht: „Hast du's gehört . . .?" „Jetzt kriegt er's mit der Wut . . .")*

Hérault: Reg dich nicht auf, Danton.

Der Präsident: Respektieren Sie die Justiz; Sie werden sich gleich rechtfertigen können.

Fouquier-Tinville: Verhalte dich ruhig, Danton. Du stehst wie deine Mitangeklagten unter der Anklage der Bestechung und wirst dich zu verantworten haben.

Danton: Dantons Verbrechen läßt sich nicht von der Canaille ins Schlepptau nehmen. Gib ihm wenigstens den ersten Platz. Danton kann niemals der Zweite sein, weder im Laster noch in der Tugend. *(Das Volk: „Das ist ein Mordskerl" . . . „gleich wirst du sehn" . . .)*

Philippeaux: Schweig und sei klug.

Der Präsident *(zu den Freys)*: Ihr seid von Geburt Juden, ihr stammt aus Böhmen; ihr heißt Tropuschka. Sodann habt ihr den Namen Schönfeld angenommen, unter dem ihr in Österreich Adelsbriefe gekauft habt; von da kamt ihr nach Frankreich. Ihr nennt euch im Augenblick Frey. Eine eurer Schwestern hat die Taufe empfangen *(Lachen im Volk)* und wird von einem deutschen Baron ausgehalten. Die andere hat Chabot geheiratet, den ehemaligen Kapuziner, *(stärkeres Gelächter)* jetzt Volksvertreter im Konvent. Ihr habt euch mit einigen Abenteurern von gleich zweifelhafter Herkunft wir ihr assoziiert: Diedrichsen, aus Holstein gebürtig, Bankbeamter aus Wien; Gusman, genannt der Spanier, der sich für einen deutschen Baron ausgab; der ehemalige Abbé d'Espagnac, Heereslieferant. Die verbrecherische Beihilfe einiger gekaufter Deputierter begünstigte euere Wuchereien. Chabot diente euch als Zwischenträger bei seinen Kollegen. Er hat sich selbst mit 150000 Livres veranschlagt. *(Ausrufe)* Er übernahm es in euerm Auftrag, davon 100000 Fabre d'Églantine zu überbringen. *(Ein Mädchen, zeigend: „Das ist der, der da

unten, im Lehnstuhl!") Für diesen Preis fälschte Fabre das Dekret des Konvents, betreffend die Liquidation der Indischen Kompagnie. Ich lasse das Original bei den Mitgliedern des Gerichtshofs herumgehen. *(Das Volk: „Danton rümpft die Nase" . . . „Das ist ihm nicht fein genug!")*

Vadier: *(öffnet sachte das Schiebfensterchen in der Tür und macht dem General Hanriot, der neben der Tür steht, ein Zeichen)* Geht alles gut, Hanriot?

Hanriot *(leise)*: Die Sache macht sich.

Vadier *(auf Fouquier-Tinville und das Tribunal deutend)*: Machen Sie keine Dummheiten?

Hanriot *(ebenso)*: Keine Angst. Ich behalte Sie im Auge.

Vadier: Ausgezeichnet: zögere nicht; und wenn der Ankläger locker läßt, pack du zu! *(Er schließt das Schiebefensterchen)*

Hérault *(ins Volk blickend)*: Wie das Volk uns anstarrt!

Danton *(im Grund voll Scham, zwingt sich zum Lachen)*: Es ist nicht gewöhnt, diesen Stierschädel auf der Schandbank zu sehen; das ist kein gewöhnliches Schauspiel: Danton zur Strecke gebracht von diesen Jahrmarktsgauklern! Haha! Zum Lachen! *(David zieht seinen Zeichenblock aus der Tasche: „Laß mich, ich muß dieses Maul festhalten!" Er zeichnet Danton)* Sieh mal, David dort oben: die Zunge hängt ihm aus dem Maul, er geifert vor Haß wie ein Hund! — *(David: „Die Nachwelt soll sich biegen vor diesem Gorillaschädel!")* Tot und Hölle! Haltung, Desmoulins! Reiß dich zusammen, zum Teufel! Die Augen des Volkes sind auf uns gerichtet.

Camille: Ach Danton, ich werde Lucile nie wiedersehen!

Danton: Vorwärts, du wirst heute nacht bei ihr schlafen!

Camille: Rette mich, Danton, reiß mich hier heraus! Ich weiß nicht mehr, was ich tue, ich werde mich nicht verteidigen können.

Danton: Du bist schwächer als ein Weib. Festigkeit! Denk daran, daß wir Weltgeschichte machen.

Camille: Ach, ich pfeif auf die Weltgeschichte. *(Ein junger Schreiber zwickt ein Mädchen, — nach einer Volksweise aus*

der Zeit: „Fräulein, tanzt sie nicht ein Tänzchen,“ das Mädchen schlägt nach ihm: „He, was denn laß das, du Köter!“ Der Schreiber fährt fort: „. . . und sie gibt ihr weißes Händchen . . .‘)

Danton: Wenn du Lucile wiedersehen willst, so mach kein Gesicht wie ein überführter Verbrecher! Was schaust du denn?

Camille: Sieh, Danton, . . . dort . . .

Danton: Was denn? Was zeigst du mir?

Camille: Dort . . . neben dem Fenster . . . der junge Mensch.

Danton: Dieser unverschämte Bengel mit der Locke, die ihm bis über die Augen fällt, dieser Gerichtsschreiber, der eine Frau in die Taille kneift?

Camille: Nichts . . . nichts . . . ich hatte eine Halluzination, ich sah . . . ich habe mich gesehn . . .

Danton: Dich?

Camille: Ganz plötzlich sah ich mich auf seinem Platz, wie ich dem Prozeß der Girondisten beiwohnte — meiner Opfer — o Danton! *(Während dieser Zeit ist das angeblich von Fabre gefälschte Schriftstück unter den Mitgliedern des Gerichtshofes herumgegangen)*

Der Präsident: Fabre, beharren Sie bei Ihrem Leugnen? *(Das Volk, das sich während der Unterbrechungen des Vorgangs unterhält, schweigt sofort und zischt zur Ruhe)*

Fabre *(sehr still, matt, ironisch)*: Es ist überflüssig, daß ich vom neuen beginne, mich zu rechtfertigen. Ihr hört ja nicht auf mich. Euer Beschluß ist gefaßt. Ich habe eben nachgewiesen, daß auf dem gewissenhaften Entwurf des Dekretes, das ich verfaßt habe, Verräter Dinge hinzugefügt und ausgemerzt haben, die den ganzen Charakter verändern. Das ist für jeden klar, der die Stücke vorurteilsfrei ansehn will. Das ist hier nicht der Fall; ich weiß, daß ich im voraus verurteilt bin. Ich hatte das Unglück, Robespierre zu mißfallen, und Euch liegt es am Herzen, seiner verwundeten Eigenliebe ein Pflaster aufzulegen. Mein Leben ist verloren. Sei's drum! Es ist allzu ab-

genützt, es schafft mir zuviel Leiden, als daß ich seinetwegen noch große Anstrengungen machen sollte.

Fouquier-Tinville: Du beschimpfst die Justiz, und du verleumdest Robespierre. Nicht Robespierre klagt dich der Bestechlichkeit an, sondern Cambon. Nicht Robespierre beschuldigt dich der Verschwörung, sondern Billaud-Varennes. Dein Intrigantensinn ist bekannt. Er dient dir dazu, schurkische Komplotte und schlechte Stücke zu verfassen.

Fabre: Halt einmal! Ne sutor ultra crepidam . . . Meine Herren aus dem Publikum, ich nehme Sie zu Zeugen: haben meine Stücke Sie nicht gut unterhalten? *(Lachen)* Fouquier kann meinen Kopf herunterreißen, aber nicht meinen „Philinte". *(Lachen. Ein Mann im Hintergrund: „Was? Was hat er gesagt?")*

Fouquier-Tinville: Ein krankhafter Kitzel hat dich die Nationalversammlung als eine Art Theater betrachten lassen, du suchtest die geheimen Triebkräfte der Seele und triebst dein Spiel mit ihnen. Alles hast du ausgenutzt: den Ehrgeiz der Einen, die Faulheit der Anderen, Unruhe, Neid — alles war dir recht. Diese schamlose Geschicklichkeit hat dir das Haupt einer veritabeln Gegenrevolution gemacht; sei es, daß es deine Frechheit und deine Händelsucht reizte, die bestehende Ordnung zu stürzen, — aus irgendeiner ungesunden Verachtung menschlicher Vernunft —, oder sei es vielmehr, daß dein notorisches Aristokratentum und deine Geldgier seit langem Handgeld von Pitt erhielten, um die Republik zu verderben. *(Murmeln. David: „Ha, seht ihr . . . ja . . . ja . . .!")* Schon im Jahre 92 findet man dich mit den Feinden konspirierend. Danton schickte dich zu Dumouriez wegen der verbrecherischen Handlungen, die Preußen vor dem Untergang retteten. *(Murmeln)* Aber dies führt uns zu den anderen Angeklagten. *(„Ah, ah!" Die Menge kommt in Bewegung, sehr interessiert)* Ich lasse dich, da es ihnen so eilt, daß ich ihnen die Maske abreiße. Ich werde gleich auf dich zurückkommen und den Knoten zeigen, der

alle Fäden dieser ungeheuerlichen Intrige verknüpft. *Bewegung unter den Angeklagten. Das Volk wird aufmerksamer. Danton sagt einige kurze muteinflößende Worte zu den Seinen)*

Fabre *(impertinent zu Fouquier-Tinville):* Plan schlecht gemacht. Intrige konfus; zuviel Personen; man weiß nicht, woher sie kommen, und man weiß nur zu gut, wohin es geht: unnötig, so viel Worte zu machen. Dein Stück ist miserabel, Fouquier. Du tätest besser, mir gleich den Kopf abschneiden zu lassen: ich hab Zahnweh. *(Gelächter)*

Der Präsident *(zu Hérault de Séchelles):* Angeklagter, Ihren Namen und Personalien. *(Volk: „Wer ist das?" „Wer ist dieses Herrensöhnchen?" „Es ist Hérault.")*

Hérault: Weiland Hérault-Séchelles. Ehemaliger General-Prokurator am Gericht: ich präsidierte in diesem Saal. Ehemaliger Präsident des Konvents: ich habe in seinem Namen die republikanische Konstitution verkündet. Ehemaliges Mitglied des Wohlfahrtsausschusses; ehemaliger Freund von Saint-Just und Couthon, die mich ermorden. *(Ein Mädchen: „Ah, ein schöner Mensch!")*

Der Präsident: Sie sind Aristokrat. Ihr Vermögen stammt aus Ihren Verbindungen mit dem Hof und von dem Tag Ihrer Einführung bei der Ehefrau Capet durch die Polignac. Sie haben Ihre Beziehungen zu den Emigranten niemals unterbrochen. Sie waren der Freund Prolys, des Österreichers, Bastard des Fürsten Kaunitz, der vergangenen Monat geköpft wurde. Ihr habt Geheimnisse des Wohlfahrtsausschusses unter die Leute gebracht und wichtige Papiere fremden Höfen ausgeliefert. Entgegen dem Gesetz haben Sie dem ehemaligen Kriegskommissär Catus, der als Emigrant und Verschwörer verfolgt wurde, Zuflucht geboten. Sie haben die Kühnheit so weit getrieben, seine Auslieferung zu verlangen und seine Verteidigung in der Sektion Lepelletier zu führen, wo er festgenommen wurde. *(„So ein Aristokratengeschmeiß", eine Strickende: „Noch so ein Stutzerchen vom ancien régime!)*

Hérault: Bis auf einen Punkt: die Verbreitung von Staatsgeheimnissen, die ich ausdrücklich in Abrede stelle

— ich fordere Eure Beweise! — stimmt alles genau. Ich erkenne es offen an.

Der Präsident: Welche Rechtfertigung haben Sie dafür?

Hérault: Keinerlei Rechtfertigung. Ich hatte Freunde. Kein Staatsbeschluß konnte mich hindern, sie zu lieben und ihnen nach Bedarf beizustehn.

Der Präsident: Sie waren Präsident des Konvents. Es kam Ihnen zu, der Nation ein Beispiel des Gehorsams gegen die Gesetze zu geben.

Hérault: Ich gebe ihr das Beispiel des Todes für die Pflicht.

Der Präsident: Ist das alles, was Sie zu sagen haben?

Hérault: Alles.

Fouquier-Tinville: Der Nächste, Herman! *(Überall in der Menge wird der Name Desmoulins wiederholt: „Da ist Desmoulins" . . . „Desmoulins" . . . „Camille" . . . „Camille" . . . Dann plötzliche Stille.)*

Der Präsident *(zu Desmoulins)*: Ihr Name, Vorname, Stand.

Camille *(verstört)*: Lucie — Camille — Simplice Desmoulins, Deputierter des Konvents.

Der Präsident: Ihr Alter?

Camille: Das Alter des Sans-culotte Jesus, als er hingeopfert wurde: dreiunddreißig Jahre. *(Gemurmel des Mitleids und der Unzufriedenheit. Eine Strickende, die Faust ballend: „Das Lästermaul!")*

Der Präsident: Sie sind angeklagt, die Republik gelästert zu haben. Sie haben die Staatsaktionen geschmäht, die Glorie, in der wir leben, mit den Schandtaten der römischen Cäsaren verglichen. Sie haben die Hoffnungen der Aristokraten wiedererweckt, Argwohn erregt gegen die Notwendigkeit unserer Maßregeln, das Werk der nationalen Verteidigung gehemmt. Mit einer gespielten Humanität, die Ihre Vergangenheit Lügen straft, wollten Sie den Verdächtigen die Gefängnisse öffnen, um die Republik unter einer Flut von Rache-

akten der Gegenrevolution zu ertränken. — Was haben Sie zu antworten?

C a m i l l e *(sehr verstört, versucht zu antworten, stammelt, fährt mit der Hand über die Stirne, voll Angst; seine Freunde sehen ihn beunruhigt an):* Ich bitte um die Nachsicht des Gerichtshofs. Ich weiß nicht, was mir ist. Ich kann nicht sprechen. *(Zwei Mädchen: „Was hat er denn?“ „Was fehlt ihm denn?“)*

D e r P r ä s i d e n t: Anerkennen Sie die Tatsachen, deren man Sie anklagt?

C a m i l l e: Nein, nein.

D e r P r ä s i d e n t: So verteidigen Sie sich.

C a m i l l e: Ich kann nicht. Verzeihen Sie. Ich habe einen jähen Schwächeanfall. *Ein Mann: „Er verdreht die Augen,“ eine Strickende: „Das Fräulein bekommt ihre Zufälle,“ ein Mädchen: „Armer Kleiner, ganz blaß ist er!“ Seine Freunde bemühen sich um ihn. Er hat sich gesetzt, atmet mühsam, und trocknet die Stirn mit dem Taschentuch. Der Präsident zuckt die Achseln.)*

F o u q u i e r - T i n v i l l e: Ja oder nein: gestehst du?

P h i l i p p e a u x: Lesen Sie die inkriminierten Stellen!

D a n t o n: Ja, lies sie, wag es, sie dem Volk vorzulesen; dann wird es wissen, auf welcher Seite seine Freunde sind.

D e r P r ä s i d e n t: Ich habe sie hinreichend gekennzeichnet; es wäre unangebracht, gefährlichen Worten abermals einen Widerhall zu geben.

D a n t o n: Gefährlich für wen? Für die Banditen? *(In der Menge zustimmende neugierige Bewegung.)*

F o u q u i e r - T i n v i l l e: Diese Komödie ist im voraus abgekartet; wir wollen fortfahren.

C a m i l l e *(angstvoll):* Ich bin beschämt . . . ich bitte Sie alle um Verzeihung . . . Aber seit mehreren Nächten schlafe ich nicht; die Verleumdungen, deren Opfer ich bin, haben mich umgeschmissen. Ich bin nicht Herr meiner selbst, ich kann schlecht sprechen. Man gebe mir einen kleinen Aufschub: ich habe eine Art Schwindel. *(Ein Mädchen: „Macht ihm doch die Krawatte*

auf!" Die Strickende: „Das soll ein Mann sein?! Und ist weich wie eine Kaldaune!")

Fouquier-Tinville: Wir haben keine Zeit zu verlieren.

Danton: Um wieviel Uhr hast du denn unsere Köpfe abzuliefern? Kannst du nicht warten, Henker?

Philippeaux: Du wirst auf Desmoulins warten: Ihr habt noch nicht das Recht, die Leute ungehört abzuwürgen. *(Das Volk: „Ja! Ja!")*

Fabre: Du weißt wie sensitiv und beeindruckbar er ist; du willst eine Schwäche ausnutzen, um ihn zu erwürgen: das wirst du nicht, solang wir leben.

Hérault *(ironisch)*: Wie der Kaiser Commodus, der, selbst mit einem Reitersäbel bewaffnet, seinen Feind zum Zweikampf mit dem gesicherten Florett zwang.

Der Präsident: Ruhe!

Die Vier: Halt selber Ruhe, Henker! Volk, schütze unsere Rechte, die geheiligten Rechte der Verteidigung! *(Bewegung im Volk: „Bravo!")*

Danton *(Desmoulins' Hände fest ergreifend)*: Vorwärts, mein Junge, fasse Mut!

Camille *(noch sehr matt, aber wieder Herr seiner selbst, drückt Dantons Hand, lächelt ihm zu und steht auf)*: Dank, Freunde, meine unbegreifliche Schwäche geht vorbei. Eure Zuneigung belebt mich neu. *(„Ah, ah," sie drängen vor, um ihn zu sehen.)* — Das ist es, was euch immer versagt bleiben wird, ihr Ungeheuer: die Liebe solcher Freunde wie diese hier! — Ihr klagt mich an, weil ich frank und frei meine Meinung gesagt habe? Ich rechne mir's zum Ruhm! Treu der Republik, die ich gegründet habe, will ich frei bleiben, was immer es mich kostet. Ich hätte die Freiheit beschimpft, sagt ihr? Ich habe gesagt: Freiheit ist Glück, Freiheit ist Vernunft, Freiheit ist Gleichheit, Freiheit ist Gerechtigkeit! Da habt ihr meine Beschimpfungen! Volk! Urteile du danach, was für Lobreden sie beanspruchen! *(Bravo!)*

Der Präsident: Wenden Sie sich nicht an das Volk.

Camille: An wen soll ich mich denn wenden? An die Aristokraten? *(Der Schreiber: „Meiner Treu! Wahrhaftig!")* Ich habe eine Regierung der Milde gefordert; ich wollte, daß dieses Volk endlich die Früchte der Freiheit genießt, die es nur erobert zu haben scheint, um die Ränke einer Handvoll Schurken zu befriedigen. Ich wollte, daß die Menschen ihren Streitigkeiten ein Ende setzten; daß die Liebe eine große brüderlich geeinte Familie aus ihnen schüfe. Es scheint, solche Wünsche sind Verbrechen. — Ich aber, ich nenne diese rasende Politik verbrecherisch, die die Nation herabwürdigt, die das Volk schändet, indem sie es im Angesicht des Weltalls zwingt, die Hand in unschuldiges Blut zu tauchen. *(Bewegung. Die Menge folgt Desmoulins' Worten mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit.)*

Der Präsident: Sie sind nicht Kläger, sondern Angeklagter.

Camille: Nun gut, ich klage mich selbst an, da ihr es wollt; ich klage mich an, daß ich nicht immer so gedacht habe wie heute. Allzulange hab ich an den Haß geglaubt, die Leidenschaft des Kampfes hat mich verblendet, ich habe selber zuviel Böses getan, ich habe die Rache geschürt; meine Schriften haben mehr als einmal das Beil geschärft. Mein Wort war es, das Unschuldige hierher brachte: da habt ihr mein Verbrechen, mein wahres Verbrechen, — das teile ich mit euch, für das büße ich heute!

Der Präsident: Von wem sprechen Sie?

Fouquier-Tinville: Wessen Tod bedauerst du?

Philippeaux: Schweig still, Desmoulins!

Fabre: Eine Falle! Gib acht!

Danton: Hundsfott! schling deine eigene Zunge!

Camille: Ich spreche von den Girondisten. *(Das Volk wird unruhig. David: „Er gesteht! Er gesteht!")*

Der Präsident: Der Angeklagte gibt selbst zu, daß

er an den Verschwörungen der Brissotisten teilgenommen hat.

Camille *(achselzuckend):* Sie würden auf meine Brissot-Enthüllungen hin verurteilt.

Fouquier-Tinville: Aber das bedauerst du heute?

Camille *(ohne zu antworten):* O meine Genossen! Ich möchte zu euch sprechen wie Brutus zu Cicero: Wir fürchten zu sehr den Tod, Verbannung und Armut. Nimium timemus mortem et exilium et pautertatem. Ist denn dieses Leben es wert, daß wir es auf Kosten der Ehre verlängern? Nicht einer von uns, der nicht auf dem Gipfel des Lebens angelangt wäre. Uns bleibt nichts mehr als der Abstieg über tausend Abgründe hinunter, — der unscheinbarste Mensch kann sie nicht vermeiden. Dieser Abstieg wird uns keine blühende Landschaft bieten, keinen Ruhesitz, der nicht tausendmal köstlicher jenem Salomon dargeboten war, der inmitten seiner siebenhundert Frauen den ganzen Plunder des Glückes mit Füßen trat und sagte: Ich habe gefunden, daß die Toten glücklicher sind als die Lebenden; und der Glücklichste ist der, der nie geboren wurde.*) *(Er setzt sich.)*

Danton: Dummkopf! Du brichst uns den Kragen! *(Er umarmt ihn. Ein junges Mädchen: „Schadet nichts, er ist doch reizend." Man benachrichtigt Danton, daß er an die Reihe kommt. Er steht auf und nähert sich dem Tribunal. Stürmische Bewegung im Volk. Summendes Stimmengewirr: „. . . da ist er . . : seht doch . . .")*

Der Präsident *(zu Danton):* Angeklagter, Ihr Name, Vorname, Alter, Stand und Wohnung.

Danton *(mit klingender Stimme):* Meine Wohnung? Bald im Nichts. Mein Name? Im Panthéon. *(Alles erzittert. Ein Mann, begeistert: „Ha, glaubst du? Ha . . .!" Große Bewegung im Volk, Durcheinandersprechen, Zustimmung; nach den Worten des Präsidenten atemlose Stille)*

Der Präsident: Sie kennen das Gesetz: antworten Sie, wie es sich gehört.

---

*) Aus dem Vieux Cordelier.

Danton: Ich bin Georges-Jaques Danton, vierunddreißig Jahre, geboren in Arcis-sur-Aube, Advokat, Deputierter des Konvents, wohnhaft in Paris, Rue des Cordeliers.

Der Präsident: Danton, der Nationalconvent beschuldigt Sie, mit Mirabeau und Dumouriez konspiriert zu haben, ihre freiheitsfeindlichen Pläne gekannt und im geheimen gefördert zu haben.

Danton: *(bricht in donnerndes Gelächter aus. Das Volk biegt sich vor Lachen. Frenetische Heiterkeit bemächtigt sich der ganzen Menge. Die bestürzten Richter, das Volk und selbst die Angeklagten beugen sich vor, um ihn zu sehn, und werden von seinem Gelächter angesteckt. Der ganze Saal erdröhnt von einem homerischen Gelächter. Danton schlägt mit der Faust auf die Barre vor sich, lachend)* Die Freiheit konspiriert gegen die Freiheit! Danton konspiriert gegen Danton! — Ihr Schurken...! Seht mir ins Gesicht. Hier, dies ist die Freiheit! *(Er faßt seinen Kopf mit beiden Händen)* Diesem Antlitz hat sie ihren wilden Stempel aufgedrückt; sie flammt vulkanisch in der Feuersbrunst dieser Augen; in dieser Stimme ist sie; deren Gebrüll die Paläste der Tyrannen bis in ihre Grundfesten erzittern läßt. Nehmt meinen Kopf, nagelt ihn an das Schild der Republik. Dem Haupt der Medusa gleich wird er die Feinde der Freiheit vor Schreck töten. *(Das Volk applaudiert)*

Der Präsident: Singen Sie sich keine Lobeshymnen. Verteidigen Sie sich.

Danton: Ein Mann wie ich verteidigt sich nicht: meine Handlungen zeugen für sich selbst. Ich habe nichts zu verteidigen, nichts zu erklären. In meinem Leben gibt es nichts Verborgenes. Ich hülle mich nicht in Geheimnisse, um mit einer alten Frau Unzucht zu treiben wie Robespierre. *(Gelächter. Eine Frau wütend: „Er lästert!")* Meine Tür steht weit offen, mein Bett hat keine Vorhänge: ganz Frankreich weiß, wann ich trinke und wann ich liebe. Ich stamme aus dem Volk: meine Laster und meine Tugenden gehören dem Volk an; ich verschleiere ihm nichts. Ich zeige mich der Welt nackt und bloß. *(David: „Sardanapal! Willst du dich nicht noch auskotzen")*

D e r P r ä s i d e n t: Danton, diese schamlose Sprache beleidigt das Gericht gröblich. Ihre schändlichen Ausdrücke erweisen die Niedrigkeit Ihrer Seele. Mäßigung ist das Zeichen der Unschuld, und Verwegenheit ist das Zeichen des Verbrechens.

D a n t o n: Wenn Verwegenheit ein Verbrechen ist, so umarme ich das Verbrechen, Präsident, ich küsse es mitten auf den Mund und überlasse dir die Tugend; die mageren Kühe des Pharao reizen mich nicht. Ich liebe die Verwegenheit mit robusten Umarmungen, mit schweren Brüsten, an denen Helden trinken. Die Revolution ist die Tochter der Verwegenheit. Sie allein schleifte die Bastille; sie allein schleuderte durch meine Stimme das Volk von Paris gegen das Königtum; sie allein packte mit meiner Faust den abgeschnittenen Kopf Ludwig des Verkürzten bei seinen fetten Ohren und schmiß ihn ins Antlitz der Tyrannen und ihres Gottes! *(„Bravo" Beifällige Erregung)*

D e r P r ä s i d e n t: Alle diese heftigen Ausfälle führen zu nichts. Ich verweise Sie auf die präzisierten Anklagen, die gegen Sie gerichtet sind, und ich fordere Sie auf, peinlich genau und ohne Abschweifungen zu antworten.

D a n t o n: Kann man von einem Revolutionär meines Schlages eine kühle Antwort erwarten? Meine Seele ist wie flüssiges Erz, das in der Esse brodelt. In meine Brust gegossen die Statue der Freiheit. Und mich wollt ihr wie ein Eichhörnchen in den Käfig sperren? Mich wollt ihr den Katechismus abfragen! Ich zerreiße das Netz, in das ihr mich verstricken wollt; meine Brust sprengt das enge Hemd. — Man klagt mich an, sagt ihr! Wo sind meine Ankläger? Her mit ihnen, und ich werde sie mit Schimpf und Schande bedecken, wie sie's verdienen! *(Der größte Teil des Volkes stimmt zu, David und seine Freunde protestieren)*

D e r P r ä s i d e n t: Noch einmal, Danton, Sie vergehen sich gegen die Vertreter der Nation, gegen den Gerichts-

hof und gegen die Souveränität des Volkes, das ein Recht hat, für Ihre Taten Rechenschaft zu fordern. Marat war angeklagt wie Sie. Er lehnte sich nicht gegen seine Ankläger auf. Tatsachen setzte er keine athletischen und rethorischen Rasereien entgegen; er war bestrebt sich zu rechtfertigen, und es gelang ihm. Ich kann Ihnen kein besseres Vorbild anempfehlen als diesen großen Bürger. *(Eine Frauenstimme, durchdringend: „Der Märtyrer")*

Danton: So will ich mich denn zu meiner Rechtfertigung herablassen, so will ich mich denn an den Plan halten, den Saint-Just entworfen hat... Wenn ich diese Liste von Abscheulichkeiten durchgehe, erbebt mein innerstes Mark. — Ich, gekauft von Mirabeau, Orléans, Dumouriez! Ich! Ich habe sie immer bekämpft. Ich habe Mirabeaus Pläne durchkreuzt, wenn ich sie für freiheitsgefährlich hielt. Ich habe Marat gegen ihn verteidigt. Ich bin mit Dumouriez nur zusammengetroffen, um Rechenschaft für die vergeudeten Millionen zu verlangen. Ich ahnte seine Pläne und schmeichelte der Eitelkeit dieses Burschen, um sie zu durchkreuzen. Hätte ich ihn bis zum Aeußersten treiben sollen, wo er doch das Heil der Republik in Händen hielt? Jawohl, ich habe Fabre zu ihm geschickt, jawohl, ich ließ ihm versprechen, er solle Generalissimus werden; aber gleichzeitig beauftragte ich Billaud, ihn schärfer zu überwachen. Wollt ihr mir vorwerfen, einen Verräter belogen zu haben? Ich habe noch ganz andere Verbrechen für das Vaterland begangen! Man rettet keinen Staat mit Sakristeitugenden! Alle Verbrechen, alle, hätte ich auf diese Schultern geladen, ohne Wanken, wenn das nötig gewesen wäre um euch zu retten, euch alle, Richter, Volk, niedrige Betrüger selbst, die ihr mich anklagt...! *(Bewegung)* Ich mit dem Königtum konspirieren! Ich erinnere mich wahrhaftig, die Wiedereinsetzung der monarchischen Macht am 10. August durchgesetzt zu haben,. den Triumph der Förderalisten am 31. Mai, den Sieg der Preußen bei Valmy...!

(„Da hat er recht," „das glaub ich wohl.") Meine Ankläger! Man führe sie mir doch vor! Ich möchte von den Schurken sprechen, die die Republik ins Verderben stürzen. Ich habe wichtige Tatsachen zu enthüllen. Ich verlange gehört zu werden. *(„Aber ja doch, ja!" David: „Nicht soviel Faxen! Kopf ab!")*

Der Präsident: Diese ungehörigen Ausfälle können Ihrer Sache nur schaden. Ihre Ankläger erfreuen sich der öffentlichen Achtung. Rechtfertigen Sie sich zuerst: solang ein Angeklagter sich nicht vom Verdacht reingewaschen hat, mißt man seinen Anschuldigungen keinen Wert bei. Nicht nur Ihre republikanische Gesinnung steht in Frage. Man klagt Ihren ganzen Charakter an, Ihre skandalösen Sitten, Ihre Ausschweifungen, Ihre Verschwendungssucht, Ihre Räubereien, Ihre Unterschlagungen.

Danton: Gib dich nicht auf einmal aus. Stopf das Faß deiner Beredsamkeit wieder zu! *(Gelächter)* Verzapf sie tropfenweis, damit nichts verloren geht! — Wessen klagt ihr mich an? Das Leben zu lieben? Es zu genießen?... Gewiß, ich liebe das Leben. Allen Pedanten aus Arras und Genf wird es nicht gelingen, die Freude zu ersticken, die in der Champagne gärt und die Knospen des Weinstocks und die Triebe der Menschen schwellt. Soll ich über meine Kraft erröten? Die Natur hat mir athletische Formen und gewaltige Bedürfnisse zugeteilt. Ich habe nicht das Unglück, einer privilegierten, entnervten Rasse zu entstammen, ich habe mir in den Stürmen einer aufreibenden Laufbahn meine volle angeborene Lebenskraft bewahrt. Worüber beklagt ihr euch nur? Diese Lebenskraft hat euch gerettet. Was kümmerts euch, daß ich meine Nächte im Palais-Royal verbringe? Ich habe darum der Freiheit keine Zärtlichkeit entzogen. Die Kraft meiner Lenden reicht für alle Umarmungen. Ihr tut die Lust in Acht und Bann? Ja, hat denn Frankreich ein Keuschheitsgelübbde abgelegt? Sind wir unter die Rute eines mürrischen

Schulmeisters geraten? Oder müssen wir, weil ein alter Fuchs einen gestutzten Schwanz hat, unseren auch verlieren? *(Brüllendes, langanhaltendes Gelächter)*

D e r P r ä s i d e n t: Man beschuldigt Sie, einen Teil der anvertrauten Staatsgelder zu Ihren Gunsten unterschlagen zu haben. Sie haben Ihre Vergnügungen aus dem Geheimfonds bestriften. Sie haben Belgien ausgesogen und von Brüssel drei Wagen voll Beute mit heimgebracht.

D a n t o n: Auf diese törichten Erfindungen habe ich schon geantwortet. Als ich Bevollmächtigter der Republik war, wurden mir fünfzig Millionen überwiesen: das erkenn ich an; ich habe mich erboten, darüber getreue Rechnung zu legen. Cambon hatte mir für Geheimausgaben 400 000 Livres gegeben. Davon hab ich 200000 ohne vorhergehende Buchung ausbezahlt. Ich habe Fabre und Billaud carte blanche gegeben. Diese Fonds waren die Hebel, mit denen ich die Departements auf die Beine gebracht habe. — Was diese lächerliche Geschichte von den Handtüchern der Exzherzogin anbelangt, die ich aus Belgien mitgebracht haben soll, nachdem ich vorher die Merkzeichen entfernt hätte — seh ich aus wie ein Taschentücher-Dieb?! Man hat mein Gepäck in Bethune geöffnet; man hat ein Protokoll aufgenommen; es war nichts drin als meine Sachen und ein Moltonleibchen. *(Gelächter)* Verletzt dieses Leibchen Robespierres Schamgefühl? *(Gelächter)* Ist es das, was man mir vorwirft?

D e r P r ä s i d e n t: Das üppige Leben, das Sie seit zwei Jahren führen, erbringt den Beweis Ihrer Unterschlagungen. Ihr mittelmäßiges Vermögen hätte es Ihnen nicht gestattet, wenn Sie es nicht mit Ihrem Staatsraub gemästet hätten.

D a n t o n: Mit der Auszahlung meiner Advokatur im Staatsrat habe ich mich in dem Distrikt von Arcis angekauft. Ich habe Mama, meinem Stiefvater und der braven Bürgerin, die mich gesäugt hat, kleine Renten gesichert. Diese Summen übersteigen den Wert meines

Amtes vor der Revolution nicht. Was meine Lebensführung in Paris oder Arcis anbelangt, — es kann wohl möglich sein, daß ich mich nicht an eine knauserige Sparsamkeit gebunden habe. Ich nötige meine Freunde nicht zu der Kräutersuppe der Madame Duplay, wenn sie mich besuchen. *(Gelächter)* Ich kann für mich ebensowenig knickern wie für andere. Ja, schämt ihr euch denn nicht, Danton mit dem, was er ißt und trinkt, zu schikanieren? Eine niederträchtige Scheinheiligkeit droht die Nation zu verseuchen. Sie errötet vor der Natur; Energie macht ihr Furcht, und vor einer freien Bewegung verhüllt sie das Gesicht. Negative Tugenden ersetzen ihr die andern. Wenn nur ein Mann einen schlechten Magen und stumpfgewordene Sinne hat, wenn er sich nur mit ein wenig Käse begnügt und in einem engen Bett schläft, so nennt ihr ihn schon den Unbestechlichen, und dieses Wort enthebt ihn der Verpflichtung, Mut und Geist zu bezeigen. Ich verachte diese bleichsüchtigen Tugenden. Tugend heißt groß sein, für sich und für das Vaterland. Wenn ihr das Glück habt, einen großen Mann unter euch zu haben, so werft ihm sein Brot nicht vor. Bedürfnisse, Leidenschaften, Opfer, alles ist nach anderen Maßstäben bemessen als bei andern. Achill brauchte einen Ochsenrücken zu einer Mahlzeit. Wenn Danton reichliche Nahrung braucht, um seinen Ofen zu heizen, schmeißt sie ihm doch hinein, ohne zu rechnen: hier ist der Brand, der euch die Raubtiere vom Leib hält, die lauernd um die Republik streichen. *(Zustimmende Bewegung)*

Der Präsident: Sie gestehen also die Vergeudungen ein, deren man sie zeiht?

Danton: Das lügst du, ich leugne sie ab. *(David: „Dieser Knüppel! Wie er brüllt! Wenn ihm doch die Kehle platzte!")* Ich habe bequem gelebt, anständig, sparsam, aber nicht geizig mit den Summen, die mir anvertraut waren. Ich habe Danton gegeben, was Danton zukam. Laßt doch die Zeugen kommen, die ich verlangt habe, und wir werden alle Zweifel aufklären. Das sind keine Anklagen und

Verantwortungen, die so im Ungewissen bleiben dürfen; nur eine präzise Erörterung, Punkt für Punkt, wird dem Prozeß ein Ende machen: Wo sind diese Zeugen. Warum zögert man, sie kommen zu lassen? *(Stimmen: „Die Zeugen!" David zu einem Nachbar: „Willst du schweigen! Hüte dich! Du verteidigst die Verräter? Gib acht auf deinen Kopf!")*

Der Präsident: Ihre Stimme ist überanstrengt, Danton: erholen Sie sich.

Danton: Es ist nichts; ich kann fortfahren.

Der Präsident: Sie werden nachher Ihre Rechtfertigung mit mehr Ruhe wieder aufnehmen.

Danton *(wütend)*: Ich bin ruhig! — Meine Zeugen! Seit drei Tagen verlange ich sie! *(„Ja, ja!")* Kein einziger ist vorgeladen. Ich fordere den öffentlichen Ankläger auf, mir angesichts des Volkes zn erklären, warum mir Gerechtigkeit verweigert wird. *(„Die Zeugen!")*

Fouquier-Tinville: Ich habe mich ihrer Vorladung nicht widersetzt, — ich widersetze mich ihr durchaus nicht. *(„Ah")*

Danton: Laß sie also kommen; es geschieht nichts ohne deinen Befehl.

Fouquier-Tinville: Ich gebe meine Erlaubnis zum Aufruf der Zeugen *(Zustimmung beim Volk)* — anderer allerdings, als diejenigen, die die Angeklagten im Konvent bezeichnet haben: denn die Anklage geht von der ganzen Nationalversammlung aus, und es wäre lächerlich, anzunehmen, daß eure Ankläger selbst sich wetteifernd um eure Rechtfertigung bemühen sollten, besonders die Volksvertreter, Inhaber der höchsten Macht, die nur dem Volk Rechenschaft schulden.

Hérault: Ach! Ein vorzüglicher Jesuitenkniff! *(Er lacht mit Fabre)*

Danton: Auf diese Weise können mich also meine Kollegen ermorden und mir ist verwehrt, meine Mörder zu stellen?

Fouquier-Tinville: Wagst du es, die Nationalversammlung zu beschimpfen?

Philippeaux: Wir sind also nur der Form halber hier? Man zwingt uns, eine stumme Rolle zu spielen?
Camille: Volk, du hörst es. Sie haben Furcht vor der Wahrheit. Sie zittern vor erdrückenden Zeugenschaften. *(Bewegung)*
Der Präsident: Wenden Sie sich nicht an das Volk.
Philippeaux: Das Volk ist unser einziger Richter. Ihr seid nichts ohne das Volk. *(Zustimmung)*
Camille: Ich appelliere an den Konvent! *(„Der Konvent!")*
Danton: Ihr wollt uns knebeln. Es wird euch nicht gelingen. Meine Stimme wird Paris bis in die Eingeweide erschüttern! Licht! Licht! *(Das Volk: „Licht!" Die Bewegung des Volkes hat immer höhere Wogen geschlagen, seit dem ersten Ruf Dantons nach seinen Zeugen. Jetzt bricht alles in einen Sturm von Schreien und Bravorufen aus in dem alle Worte untergehen.)*
Der Präsident: Ruhe!
Das Volk: Die Zeugen! *(Alle zusammen im rasenden Crescendo)* Die Zeugen! Die Zeugen! *(David und seine Freunde, die protestieren, werden übel zugerichtet)*
Die Richter *(sind verstört)*
Fouquier-Tinville: Es ist Zeit, diesen skandalösen Auftritt zu beendigen; ich schreibe an den Konvent *(„Ah!")* und will euer Gesuch übermitteln: ihm werden wir gehorchen. *(Das Volk applaudiert. — Fouquier-Tinville und Herman beraten sich, schreiben, lesen das Geschriebene leise)*
Camille *(ausser sich)*: Ah, die Sache ist gewonnen!
Danton: Wir werden dieses Lumpenpack vernichten, ihr werdet sie zusammengestürzt am Boden sehen, die Nase in ihrem eigenen Unrat. *(Hie und da Lachen, Unterhaltung und Auseinandersetzungen im Volk)* Wenn das französische Volk so ist, wie es sein soll, werde ich für sie um Gnade bitten müssen!
Philippeaux: Gnade, da man unseren Tod will!
Camille *(lustig)*: Bah, wir ernennen Saint-Just zum Schulmeister von Blérancourt und Robespierre zum Kirchenvorsteher von Saint-Omer. *(Hie und da Gelächter)*
Hérault *(achselzuckend)*: Sie sind unverbesserlich. Auf dem Karren werden sie noch hoffen.

Danton: Diese Schafsköpfe! Danton und Desmoulins zu beschuldigen, daß sie gegen die Republik kämpfen! Wahrscheinlich ist jetzt Barère Patriot, nicht wahr? Und Danton Aristokrat . . .! *(Lachen in der Gruppe, an die Danton sich wendet, und bei den Geschworenen)* Frankreich schluckt diese faustdicken Lügen noch lange nicht. — *(Zu einem Geschworenen)* Hältst du uns für Verschwörer? Seht her, er lacht, er glaubt's nicht. Schreib auf, daß er gelacht hat.

Fouquier-Tinville *(unterbricht sich mitten in der Arbeit)*: Ich bitte diese Privatunterhaltungen zu unterlassen. Das Gesetz erlaubt das nicht.

Danton: Willst du deinen Vater lehren, wie man Kinder macht? *(Gelächter und fröhliche Unterhaltung, während Danton mit seinen Freunden spricht)* Ich habe dieses Tribunal eingesetzt; ich weiß da Bescheid.

Camille: Ich gewinne wieder Geschmack am Licht. Vor einem Augenblick schien es mir erloschen, tot, wie in einem Grab.

Danton: Es ist nicht das Licht, das wieder auflebt — du bist's. Du warst vorhin nicht in der üppigsten Verfassung.

Camille: Ich fühle mich so gedemütigt von meiner Schwachheit. Mein Körper ist schlaff.

Danton: Ach du Komödiant! Du hast dir bei den Frauen Sympathien erwerben wollen? Es ist dir gelungen. Schau das Mädel da oben, das mit dir kokettiert.

Hérault *(sachte)*: Meine armen Freunde ihr tut mir leid.

Danton: Warum, mein hübscher Junge?

Hérault: Ihr verkauft die Haut des Bären, und dabei ist eure schon abgezogen.

Danton: Meine Haut? Ja, ich weiß, es gibt Liebhaber für dieses Fell. Saint-Just gelüstet es heftig. Na schön, er soll es sich holen kommen! Wenn's ihm gelingt, soll's recht sein, daß er sich einen Bettvorleger daraus macht.

Hérault: Wozu soviel Wesens! *(Zuckt die Achseln und*

schweigt. Während der Zeit hat Fouquier-Tinville einen Brief geschrieben, den ein Wachsoldat in Empfang genommen hat und fortträgt)

Der Präsident: Inzwischen wollen wir das Verhör fortsetzen bis die Antwort des Konvents eintrifft. *(Die Gendarmen veranlassen die Angeklagten, ihre Plätze wieder einzunehmen. Das Volk: „Pst! Pst"; zu Philippeaux)* Ihr Name, Zuname, Personalien.

Philippeaux: Pierre-Nicolas Philippeaux, ehemaliger Richter am Oberlandesgericht von Le Mans, Volksvertreter im Konvent.

Der Präsident: Ihr Alter?

Philippeaux: Fünfunddreißig Jahre.

Der Präsident: Während Ihrer Mission in der Vendée haben Sie den Versuch unternommen, die nationale Wehrmacht zu lähmen; durch schändliche Pamphlete wollten Sie den Wohlfahrtsausschuß in Mißkredit bringen; Sie haben teilgenommen an der Verschwörung Dantons und Fabres zur Wiedereinsetzung des Königtums.

Philippeaux: Ich habe die Räuberwirtschaft einiger Generäle der öffentlichen Entrüstung preisgegeben. Das war meine Pflicht: ich hab sie erfüllt.

Der Präsident: Ihre Pflicht war — in dem unbarmherzigen Kampf um Frankreichs Existenz — alle Maßnahmen der nationalen Verteidigung zu fördern. Sie haben sie zum Scheitern gebracht.

Philippeaux: Ronsin und Rossignol sind ein Schandfleck der Menschheit. *(David: „Er ist aus der Vendée!")*

Fouquier-Tinville: Du warst Vertreter des Vaterlandes, nicht der Menschheit.

Philippeaux: Mein Vaterland ist die Menschheit. *(Einige Bravo-, viele Protestrufe.)*

Der Präsident: Diese Royalisten, die Rossignol zertreten hat und die Ihr Mitleid erregen, — haben sie die Menschheit respektiert?

Philippeaux: Nichts entschuldigt das Verbrechen.

Fouquier-Tinville: Der Sieg. *(David: „Bravo, Fouquier!" „Ja, ja," „Bravo!")*

Philippeaux: Ankläger, ich klage dich an.

Camille: Diese infamen Worte bringe ich zur Kenntnis des Volkes.

Fouquier-Tinville *(achselzuckend)*: Das Volk soll richten! *(Die Meinung im Volk ist gespalten, man applaudiert Fouquier-Tinville und unterhält sich lärmend.)*

Danton *(leise zu Desmoulins)*: Schweig doch, Schafskopf. Du wirfst mir den Knüppel zwischen die Beine!

Camille *(erstaunt)*: Wieso?

Danton: Hab ich nicht oft dasselbe gesagt?!

Der Präsident *(zu Westermann)*: Angeklagter, erheben Sie sich. *(Interessiertes Stimmengemurmel . . . „. . . Westermann . . . Westermann . . .!")*

Westermann: Komm ich jetzt dran? Donnerwetter! Also vorwärts!

Der Präsident: Ihr Name?

Westermann: Du kennst ihn doch.

Der Präsident: Ihren Namen!

Westermann *(zuckt die Achseln)*: Umstandskrämer! — Frag das Volk!

Der Präsident: Sie sind Franz Josef Westermann, stammen aus dem Elsaß und sind General einer Brigade. Sie sind dreiundvierzig Jahre alt. Es ist anzunehmen, daß Sie die Waffe der Verschwörung sind. Danton hat Sie nach Paris zurückkommen lassen, damit Sie die Truppen der Gegenrevolution befehligen. Sie haben abscheuliche Grausamkeiten in Ihrer Armee begangen. Sie waren die Ursache der Niederlage von Chatillon. Im Einverständnis mit Philippeaux war Ihr Trachten darauf gerichtet, Patrioten zu Boden zu strecken, während es doch Ihres Amtes war, sie zu verteidigen. — Ihr Vorleben ist kläglich. Sie waren dreimal des Diebstahls angeklagt.

Westermann: Schwein, du lügst. *(Gelächter)*

Der Präsident: Ich werde Sie wegen Beleidigung des Gerichtshofs ins Gefängnis zurückbringen lassen und ohne Verhör das Urteil fällen.

W e s t e r m a n n : Mit fünfzehn Jahren war ich Soldat. Am 10. August hab ich das Volk bei der Einnahme der Tuilerien befehligt. Ich habe bei Jemmapes gekämpft. Dumouriez hat mich in Holland, von Feinden umringt, im Stich gelassen; ich habe meine Legion nach Antwerpen zurückgebracht. Nachher kam ich in die Vendée; ich habe aufgeräumt unter Charettes und Cathelineaus Räuberbanden. Savenay, Ancenis, le Mans sind mit ihrem Aas gedüngt. Diese Schweinekerle beschuldigen mich der Grausamkeit? Sie sagen nicht genug: ich raste wie ein Wilder gegen Feiglinge. Wollt ihr Beweise gegen mich? Hier sind sie: in Pontorson ließ ich meine Kavallerie auf meine fliehenden Soldaten feuern. In Chatillon zerfleischte ich einer Memme von Offizier das Gesicht durch Säbelhiebe. Ich hätte meine Armee verbrennen lassen, um zu siegen .... Ich hab geplündert, sagst du? Was kümmert's dich? Ihr seid Schwachköpfe. Ich hab mein Soldatenhandwerk getrieben; ich bin kein Ladenschwengel. Meine Pflicht ist, die vaterländische Erde mit allen Mitteln zu verteidigen: ich habe sie dreißig Jahre lang erfüllt und weder meinen Schweiß noch mein Blut gespart. Ich empfing sieben Wunden, alle von vorn. Nur eine sitzt im Rücken: das ist euer Anklage-Akt. *(Gelächter und Bravorufe.)*

D e r P r ä s i d e n t : Sie haben mehrmals vor Zeugen laute Beschimpfungen gegen den Konvent geäußert. Sie haben gedroht, den Palast über den Köpfen der Vertreter zusammenzuschmeißen.

W e s t e r m a n n : Das ist wahr. Ich hasse dieses argwöhnische, schwätzerische Gesindel, das mit kleinlichen Eifersüchteleien jede Tat vergiftet. Ich habe gesagt, daß dem Konvent ein Rutenbesen wohltäte, und ich hab mich erbötig gemacht, gründlich auszumisten. *Lachen und Protest.)*

F o u q u i e r - T i n v i e l l : Du gestehst die Verschwörung ein?

Westermann: Was redest Du von Verschwörung? Ich hab allein gedacht. Ich hab allein gehandelt. Ich bin niemands Freund, von diesen hier. Ich hab manchmal mit Danton gesprochen, ich achte seine Tatkraft. Aber auch er ist Advokat, und ich habe kein Zutrauen zu Advokaten. Frankreich kann nicht durch Redereien gerettet werden, sondern durch den Säbel. *(Wenig Zustimmung, viele Protestrufe. Einige beginnen zu applaudieren und hören dann, noch entrüsteter als die andern, wieder auf.)*

Der Präsident: Das genügt. Die Angelegenheit ist klar.

Westermann: Guillotiniert mich. Die Guillotine ist auch nur ein Säbelhieb. Ich verlange nur eins: legt mich auf den Rücken! Ich will dem Messer die Stirne bieten. *(Beifall und Erregung. Man spürt die Sympathie für Westermann. Aber jeder fühlt sich überwacht und erwartet eine Initiative, die nicht kommt.)*

Vadier und Billaud *(treten ein. Fouquier-Tinville erhebt sich und drückt ihnen die Hand. Lärm im Volk: „Ah, die Antwort!“ „Die Antwort!“ „Antwort des Konvents!“)*

Billaud *(halblaut)*: Die Schufte! Wir haben sie!

Vadier *(halblaut zu Fouquier-Tinville)*: Hier, das wird Ihnen willkommen sein.

Fouquier-Tinville *(ebenso)*: Das war sehr nötig. *(Bewegung; tiefe Stille. Fouquier-Tinville liest stehend, die beiden Konventmänner stehen neben ihm.)* Der Nationalkonvent hat den Bericht des Wohlfahrtsausschusses und des Komitees der öffentlichen Sicherheit zur Kenntnis genommen und beschließt, daß das Revolutions-Tribunal die Untersuchung bezüglich der Verschwörung Dantons und seiner Genossen fortsetzt, *(stumme, tiefe Bewegung)* und daß der Präsident jedes vom Gesetz vorgesehene Mittel anwendet: zur Aufrechterhaltung seiner Autorität und zur Unterdrückung jedes Versuches der Angeklagten, die Ruhe im Publikum zu stören und den Lauf der Gerechtigkeit aufzuhalten; — beschließt ferner, daß jeder der Verschwörung Angeklagte, der sich der nationalen Gerichtsbarkeit widersetzt oder sie schmäht, unverzüglich

außer Verhandlung gesetzt wird. *(Starre Bestürzung. Dann plötzliche lärmende Bewegung, große Lebhaftigkeit; die Menge flüstert und zischelt, dann rapide anschwellend: „Ah Donnerwetter, das ist stark!", lärmende Gespräche. Die Angeklagten, zuerst niedergeschmettert, machen sich in heftigen Ausbrüchen Luft.)*

Camille: Infamie! Sie ersticken uns! *(Bewegung: „Ja, ja!")*

Philippeaux: Das sind keine Richter, das sind Fleischhauer.

Danton *zu Fouquier-Tinville:* Du hast nicht alles gelesen. Da muß noch etwas kommen. Die Antwort! Die Antwort auf unsere Forderung! *(„Ja, ja, die Antwort!")*

Der Präsident: Ruhe!

Fouquier-Tinville *(unter eisigem Schweigen):* Der Konvent gibt folgenden Brief bekannt, der den Ausschüssen von der Polizei-Administration zugegangen ist, damit das Tribunal erkennt, welche Gefahr der Freiheit droht. *(Neugier. Die Leute befragen sich gegenseitig. Fouquier-Tinville liest):* „Pariser Kommune. Wir Administratoren des Polizeidepartements, haben uns auf einen vom Schließer der Gefangenenanstalt Luxembourg an uns gerichteten Brief hin sofort in besagte Gefangenenanstalt begeben und uns den Bürger Laflotte vorführen lassen, ehemaligen Gesandten der Republik in Florenz, seit ungefähr sechs Tagen in besagter Anstalt inhaftiert; dieser gab an, daß, während er sich gestern zwischen sechs und sieben Uhr im Zimmer des Bürgers General Arthur Dillon aufhielt, besagter Dillon ihn beiseite zog und ihm sagte, man müsse sich der Unterdrückung widersetzen, und die Männer von Herz und Geist, die im Luxembourg und in anderen Gefangenenanstalten inhaftiert wären, müßten sich vereinen; die Ehefrau Desmoulins' stelle ihm tausend Taler zur Verfügung um mit Hilfe dieser Mittel einen Aufruhr um das Revolutions-Tribunal zu inszenieren ..." *(Bewegung).*

Camille *(außer sich):* Diese Elenden! Nicht zufrieden, daß sie mich ermorden, müssen sie noch meine Frau ermorden! — *(Er rauft sich das Haar.)*

D a n t o n *(die Faust gegen Fouquier-Tinville ballend):* Canaillen! Canaillen! Diese Verschwörung haben sie erfunden, um uns zu verderben! *(Das Volk stimmt bei und entrüstet sich. Der Lärm hält während Fouquier-Tinvilles weiterer Vorlesung an und steigert sich zuletzt heftig.)*

F o u q u i e r - T i n v i l l e *(fährt fort, er beherrscht den Lärm, es gelingt ihm, das Interesse des Publikums wiederzugewinnen):* „... Laflotte beschloß, sich zu verstellen, als ob er ihre Gesinnung teile, um ihren Plan genau kennen zu lernen. Im Glauben, Laflotte seinem schändlichen Komplott gewonnen zu haben, setzte ihm Dillon die Einzelheiten der verschiedenen Pläne auseinander. Laflotte stellt sich dem Wohlfahrtsausschuß zur Verfügung, um die Einzelheiten zu enthülten ..." *(Die Erregung des Volkes verschlingt seine Stimme.)*

C a m i l l e *(wie irrsinnig):* Ungeheuer! Kannibalen! *(Er zerknillt die Papiere, die er in Händen hält und wirft sie Fouquier-Tinville an den Kopf. — Zum Volk):* „Zu Hilfe! Zu Hilfe!" *(Wildes Geschrei.)*

D a n t o n *(wie ein Posaunenstoß):* Memmen und Meuchelmörder, ihr da oben, laßt uns doch gleich auf der Bank festbinden, nehmt ein Küchenmesser und schneidet uns die Adern auf! *(Das Volk gerührt, interessiert, jubelt ihm zu und applaudiert: „Er ist am Bersten!" „Er schäumt!" „Prachtvoll ist er!" „Welche Stimme!" „Bravo!")*

P h i l i p p e a u x: Tyrannei!

D a n t o n: Volk, sie ermorden uns, sie schlachten dich mit uns! Man ermordet Danton! Paris, erheb Dich! Auf mit Dir! *(Zwei Stimmen im Hintergrund, dann alle: „Tyrannei!")*

W e s t e r m a n n: Zu den Waffen! *(Ungeheures Grollen, innen und außen. Das ganze Volk: „Zu den Waffen!")*

F o u q u i e r - T i n v i l l e *(blaß, erschüttert, — zu den beiden Konventmännern):* Was tun? Jeden Augenblick kann es zu Gewalttätigkeiten kommen!

B i l l a u d: Räuberbande! ... Hanriot, laß den Saal räumen.

Vadier: Das wäre das Signal zum Kampf, und wer weiß, ob wir die Oberhand behalten?

Fouquier-Tinville *(hat zum Fenster hinausgesehen)*: Die Masse auf dem Quai ist entfesselt. Sie können die Tore eindrücken.

Danton: Volk, wir können alles! Wir haben über Könige, über die Heere Europas triumphiert! Auf zur Schlacht! Zerschmettern wir die Tyrannen!

Vadier *(zu Fouquier-Tinville)*: Eins vor allem: laß sie ins Gefängnis zurückbringen! Räume diesen Brüllaffen aus dem Weg!

Danton *(gegen Vadier die Faust ballend)*: Seht diese feigen Mordbuben! Bis zum Tod werden sie hinter uns her sein!... Vadier! Vadier! Du Hund! Komm an! Es ist nun einmal ein Kannibalenstreich, so kommt doch wenigstens und macht mir mein Leben mit Fauststößen streitig!

Vadier *(zu Fouquier-Tinville)*: Ankläger, vollzieh den Beschluß! *(„An die Laterne, Vadier!")*

Fouquier-Tinville *(klopft auf den Tisch, der Tumult legt sich)*: Die außerordentliche Schamlosigkeit, mit der die Angeklagten sich verteidigen, die Schmähungen, die Drohungen, die sie die Frechheit haben gegen das Tribunal auszustoßen, veranlassen uns, dem Gewicht ihres schweren Vergehens entsprechende Maßnahmen zu treffen. Infolgedessen beantrage ich, in Abwesenheit der Angeklagten die Schuldfragen zu stellen und das Urteil zu verkünden. *(Bestürzung und stumme Erregung, dann beginnt das Volk sich zu regen und zu sprechen, während der ganzen Schlußszene eine Beute fieberhafter Erregung)*

Der Präsident: Das Tribunal wird darüber beraten. Die Angeklagten mögen sich setzen.

Danton *(scheint nicht verstanden zu haben; einem Schlaganfall nahe, stößt er ein tierisches Geheul aus)*

Vadier *(halblaut)*: Schrei, mein gutes Kerlchen, schrei! Du bist erledigt.

Hérault *(steht auf, knipst ein Stäubchen von seinem Rock)*: Fertig.

Danton *(läßt sich von den Gendarmen zu seiner Bank zurückschleppen; er sinkt zerschmettert zusammen):* Futsch und verspielt! . . . *(Im Paroxysmus der Heftigkeit, besinnt er sich jählings)* Friede, Danton, Friede. Das Schicksal ist erfüllt.

Camille *(schreiend):* Ich bin Robespierres Freund! Ich kann nicht verurteilt sein . . .!

Westermann *(zu Danton):* Halt den Narren doch zuzück, daß er sich nicht entehrt.

Danton *(konsterniert):* Sie sind wahnsinnig. Armes Land, was wird aus dir, wenn man dich dieses Kopfes beraubt!

Hérault *(zu Desmoulins):* Vorwärts, mein Freund! zeigen wir, daß wir zu sterben verstehen!

Danton: Wir haben lang genug gelebt, um im Schoß der Glorie einzuschlafen. Führt uns zum Schafott!

Camille: O mein Weib! O mein Sohn! Ich seh euch nicht wieder! . . . nein, das kann nicht sein . . . Meine Freunde, zu Hilfe, zu Hilfe!

Der Präsident: Führt die Angeklagten ab.

Danton: Sei doch still und laß diese dreckige Canaille.

Hérault: *(als ob er Eile hätte, ein Ende zu machen, geht auf Fabre zu, ohne die Gendarmen abzuwarten, die die Angeklagten aufstehen lassen)* Gib deinen Arm, mein Freund: jetzt kommt das Ende deiner Leiden.

Fabre: Wir haben ein schönes Schauspiel gehabt vor dem Sterben.

Danton: Na, Fabre, ohne dir zu nahe zu treten: dies ist ein Stück, das die deinen aussticht!

Fabre: Du hast mein letztes nicht gelesen; es waren gute Sachen drin. Ich zittere, daß Collot d'Herbois das Manuskript vernichten könnte. Er ist so eifersüchtig auf mich.

Danton: Tröst dich nur, da unten werden wir alle dasselbe tun, was dich dein ganzes Leben beschäftigt hat.

Fabre: Was denn?

Danton: Bunte Blasen treiben.

Hérault: Der Konvent wird morgen sehr leer sein. Ich gähne bei dem Gedanken, daß die, die uns über-

leben, verdammt sind, brav zuzuhören: Robespierre und Saint-Just, Saint-Just und Robespierre. Auf Einschlafen steht Todesstrafe.

Danton: Sie werden ihnen nicht mehr lang zuhören. Ich öffne die Grube, ich hole mir Robespierre.

Fabre: Und doch hätte ich die Charakter-Entwicklung gewisser kleiner Canaillen gern mitangesehn, zum Beispiel: Barras, Talien, Fouché. Na, man muß nicht zuviel verlangen. Gehn wir, Hérault. *(Sie gehen)*

Camille *(klammert sich an die Bank, die Gendarmen reißen ihn los)*: Ich will nicht fort! Ihr wollt mich im Gefängnis umbringen! Hilfe! Hilfe! O Volk, ich habe die Republik gemacht! Verdeidigt mich, ich habe euch verteidigt ...! Ihr kriegt mich von hier nicht los! Ungeheuer! Memmen! Mordbuben! ... O Lucile! Horace! Geliebte! Geliebte! *(Das Volk: „Nein, nein, das ist zuviel!", „Das ist feig!" „Armer Junge, laß ihn doch, er darf nicht verurteilt werden" Die Menge ist sehr gerührt, möchte handeln, wagt es nicht; aber man spürt den Aufruhr gären. Man trägt Camille, heulend, hinaus)*

Danton: *(erschüttert)* Und ich, hab ich nicht auch Frau Kinder. — *(Sich zusammenraffend)* Vorwärts Danton, keine Schwachheit.

Westermann: Warum benützt du die Erschütterung des Volkes nicht? Sie sind ja am Losschlagen!

Danton: Dieses Gezücht! Ach geh mir ...! Publikum von Schmierenkomödianten! Sie amüsieren sich über das Schauspiel, das wir ihnen bieten; sie taugen zu nichts, als nach dem Sieg in die Hände zu klatschen; ich habe sie zu sehr daran gewöhnt, daß ich für sie handle.

Westermann: So handle doch.

Danton: Zu spät. Und dann: ich pfeif darauf. Die Republik ist verloren: ich sterb lieber vorher.

Westermann: Da hast du die Frucht deines Zögerns! Warum bist du Robespierre nicht zuvorgekommen?

Danton: Ohne unsere beiden Köpfe kann die Revolution nicht leben. Ich hätte mich nur erwehren können, wenn

ich ihn dabei umgebracht hätte. Ich liebe die Revolution mehr als mich.

Westermann *(geht)*

Philippeaux: Komm, Danton, es ist tröstlich, zu sterben, wie man gelebt hat.

Danton: Ich habe alle Verbrechen für die Freiheit begangen. Auf meinen Rücken habe ich alle die furchtbaren Aufgaben geladen, vor denen die Heuchelei der anderen zurückscheute. Ich habe der Revolution alles geopfert, und heute sehe ich wohl: vergeblich. Dieses Weibsbild hat mich betrogen; sie opfert mich heute; morgen wird sie Robespierre opfern; sie wird sich dem erstbesten Abenteurer hingeben, der in ihr Bett steigt. — Was tut's! Ich bedaure nichts; ich liebe sie, es ist mir recht, daß ich mich für sie entehrt habe. Ich beklage die armen Teufel, die nicht wissen, wie es tut, seine Haut an ihrer zu reiben. Wenn man einmal das göttliche Luder, die Freiheit, geküßt hat, darf man sterben: man hat gelebt. *(Er geht mit Philippeaux)*

Fouquier-Tinville: Ich bitte den Gerichtshof, zu erklären, ob er hinreichend orientiert ist.

Der Präsident: Der Gerichtshof zieht sich zurück um darüber zu beraten. *(Gerichtshof ab. Die Menge wogt hin und her, unentschieden und mißgestimmt. Von draußen hört man Dantons Stimme und das Geschrei des Volkes. — Das Publikum drängt zum Fenster. Einige Glieder des Tribunals sehen auch hinaus. Die im Saal sind, wiederholen die Worte, die von draußen kommen, zuerst halblaut, dann stärker. Der Gerichtsschreiber beugt sich zum Fenster hinaus: „Da, jetzt kommen sie heraus!" Das Volk drängt sich, um zu sehen: „Seht doch . . . seht!")*

Fouquier-Tinville: Die Hetzjagd beginnt. Wir werden in Stücke gerissen.

Vadier: Wir müssen verhindern, daß dieses Geschrei den Geist der Jury beeinflußt. Komm, erleuchten wir sie! *(Sie gehen, Protestrufe gegen Vadier und Fouquier-Tinville, die in das Beratungszimmer treten. Der Schreiber: „Desmoulins heult und schlägt sich". Ein Mädchen: „Armer Teufel, er ist toll; seine Kleider sind zerrissen, man sieht die nackte Brust". Der Schreiber: „Danton spricht!" Das Volk: „Hört! Hört!" Dantons Stimme von draußen.*

Das Volk draußen: „Es lebe Danton! Fouquier an die Laterne!" Das Volk im Saal wiederholt: „Es lebe Danton! Fouquier sterbe!" Ein Teil des Publikums, das nicht ans Fenster kann: „Nicht doch, Vadier! Vadier! Das ist ungerecht! Das ist keine Gerechtigkeit! Der Schreiber, am Fenster: „Man läuft hinter dem Wagen her. Sie schwenken die Hüte!" „Ah! Oh!" Der Schreiber: „Sie haben einen Gendarmen vom Pferd gerissen!" Das Volk: „Bravo! Sie sollen ihn nicht verurteilen! . . . Die andern, wenn's sein muß, aber nicht Danton! Die Freiheit für Danton! Freiheit für Danton!" Betäubender Tumult drin und draußen)

Der Präsident *(überwältigt):* Bürger . . . Die Heiligkeit des Tribunals . . . Die Ehrfurcht vor der Gerechtigkeit . . . *(Der Tumult erstickt seine Stimme: „Danton! Wir wollen Danton")*

Der Präsident: Sie überschwemmen uns. Sie werden alles massakrieren. *(Er weicht gegen die Tür zurück, die Hand auf der Klinke. Die wütende Masse zertrümmert die Bänke, dringt ins Tribunal und stößt Todesdrohungen aus: „Danton! . . . Der Ausschuß ermordet Patrioten! Tod dem Ausschuß!")*

Saint-Just *(tritt ein, das Volk schweigt jäh, eingeschreckt: „Saint-Just . . . Saint-Just . . ." Ein Schauder läuft durch die Menge. Ein junger Mann, der dabei war „Freiheit für Danton" zu brüllen, bleibt mitten im Satz mit offenem Mund stecken. Saint-Just blickt dem Volk kalt und hart ins Gesicht. Es weicht zurück. Sekunden eisiger Stille. Dann erhebt sich wieder das Murmeln, aber nicht so heftig. Eine Frau allein: „Freiheit für Danton, Saint-Just!" Mehrere Stimmen: „Dantons Begnadigung!" Unruhe)*

Vadier *(ist hinter Saint-Just eingetreten und benützt die augenblickliche Ruhe)* Bürger, die Lebensmittelkommission der Republik . . . *(Das Volk zischt zur Ruhe: „Ha? Wie? . . . Ruhe!")*

Vadier *(fährt fort):* . . . bringt dem Publikum die heute abend stattfindende Ankunft von Mehl- und Holzladungen im Hafen von Bercy zur Kenntnis. *Großer Lärm erhebt sich. Allgemeines Tohu wabohu: „Laß mich durch!" „Aber nach mir, ja?!" „Ich hab's eilig!" „Na und ich?!" „Du kannst warten!" „Zum Teufel!" „Schnell!" „Wart, ich will das Ende sehn!" Zwei alte Bürger: „Immer gemütlich, lassen wir sie nur brüllen. Schritt für Schritt kommt man am weitesten.")*

Vadier *(mit höhnischem Blick auf die Menge):* Das Herz ist gut, aber der Magen ist besser.

Der Gerichtshof *(kommt zurück. Die eintönigen Fragen*

gehen in dem Lärm der sich entfernenden Menge unter. Der Lärm von draußen schwillt langsam ab, und man versteht Herman wieder deutlicher. Das Urteil wird unter Todesstille ausgesprochen.

Der Präsident *(zu den Geschworenen):* Bürger, Geschworene, — wir haben es hier mit einer Verschwörung zu tun, die darauf hinzielte, die Volksvertretung zu verlästern und zu untergraben, die Monarchie wieder einzusetzen und die republikanische Regierung durch Bestechung zu stürzen. War Georges-Jacques Danton, Advokat, Deputierter des Nationalkonvents an dieser Verschwörung beteiligt?

Obmann der Geschworenen: Ja.

Der Präsident: War Lucie-Simplice-Camille Desmoulins, Advokat, Deputierter des Konvents, an dieser Verschwörung beteiligt?

Obmann der Geschworenen: Ja.

Der Präsident: War Marie-Jean Hérault-Séchelles, Generaladvokat, Deputierter des Konvent, an dieser Verschwörung beteiligt?

Obmann der Geschworenen: Ja.

Der Präsident: War Philippe-François-Nazaire Fabre, genannt d'Eglatine, Deputierter des Konvents, an dieser Verschwörung beteiligt?

Obmann der Geschworenen: Ja.

Der Präsident: War Pierre-Philippeaux, ehemaliger Richter, Deputierter des Konvents, an dieser Verschwörung beteiligt?

Obmann der Geschworenen: Ja.

Der Präsident: War Franz Josef Westermann, Brigadegeneral, an dieser Verschwörung beteiligt?

Obmann der Geschworenen: Ja.

Fouquier-Tinville: Ich beantrage die Anwendung des Gesetzes.

Der Präsident: In Erkenntnis dieser Tatsachen spricht das Tribunal über Georges-Jacques Danton Lucie-Simplice-Camille Desmoulins, Marie-Jean, Hérault-

Séchelles, Philippe-François-Nazaire Fabre, genannt d'Eglantine, Pierre-Nicolas Philippeaux, Franz Josef Westermann das Todesurteil aus; es wird angeordnet, daß dieses Urteil ihnen zwischen den beiden Sprechgittern der Gefangenenanstalt der Conciergerie durch den Gerichtssekretär des Tribunals zur Kenntnis gebracht wird; — vollstreckt am heutigen Tag, dem 16. Germinal auf dem Revolutionsplatz. *(Die Menge verläuft sich, David und seine Freunde: „Vorwärts also, das Vieh liegt am Boden! Wir laden uns zur Schlachtschüssel ... Hoch der Konvent!" Sie gehen. — Zwei alte Bürger halblaut: „Was sagt Ihr dazu? — Man muß schweigen. Wenn man lebt, wird man alt." Achselzuckend und den Kopf schüttelnd, entfernen sie sich ängstlich.)*

Saint-Just, Vadier, Billaud *(bleiben vorne stehen und sehen sich an, stumm, unversöhnlich.)*

Vadier: Der angefaulte Koloß ist niedergeschlagen. Die Republik atmet auf.

Billaud *(mit wildem Blick auf Saint-Just):* Die Republik wird nicht eher frei, als bis die Diktatoren nicht mehr sind.

Saint-Just *(hart zu Vadier und Billaud):* Die Republik wird nicht eher rein, als bis die Raubgeier nicht mehr sind.

Vadier *(höhnisch):* Die Republik wird nicht eher frei, die Republik wird nicht eher rein, als bis die Republik nicht mehr ist.

Saint-Just: Die Idee bedarf nicht des Menschen. Die Völker sterben, auf daß Gott lebe.

DER STÄRKERE
VON ANDREAS LATZKO

Ein Abschnitt aus dem ersten Kapitel des neuen Romans von Andreas Latzko, dem Verfasser des ergreifenden Werkes: »Menschen im Kriege.«

Auch Helena hatte lange über den unerquicklichen Vorfall nachgedacht.

Es war nicht das erstemal, daß sie an ihrem Manne eine Gereiztheit bemerkte, die bei jedem Anderen als beleidigende Eifersucht gewirkt hätte. Eifersüchtig aber konnte Ferdinand nicht werden! Helena wußte, daß er bei dem leisesten Verdacht, sie könnte nach einem Anderen mehr Verlangen tragen, als nach ihm, sich mit selbstquälerischer Leidenschaft in diesen Gedanken verbohren, und lautlos dem Anderen Platz machen würde. . . . Das war ja gerade das Schöne, das Beglückende an seiner Liebe, daß er nach jeder Stunde der Lust als ein Schuldner von ihr ging, und sich abmühte, seiner grüblerischen Natur ein wenig unbefangene Fröhlichkeit abzuringen, um sie, — als Dank, — mit seinem Glücke zu beglücken. Eifersüchtig konnte doch nur einer werden, der seine ichsüchtige Freude am Besitz für Liebe hielt, und einseitige Zufriedenheit als Glück genoß. . . .

Und doch hatte seine Stimme so rauh und verschnürt geklungen während des kurzen Gespräches mit dem Rittmeister, und in seinen Augen war jener flackernde, fast gehässige Blick für Sekunden aufgeflammt, den sie von ihrer ersten Ehe her nur zu gut kannte. Genau so hatte es auch bei Karl angefangen, während ihrer Krankheit, als Ferdinand plötzlich jede Beherrschung verlor, bald ihren Bruder, bald ihren Mann an's Telephon rief, täglich zwei-dreimal persönlich nachfrug, und jeder, der aus dem Hause ging, ihn rasch in irgendeinem benachbarten Laden verschwinden sah.

Helena lächelte mit halb geschlossenen Augen und sank,

von einer molligen Müdigkeit in den Kniekehlen überwältigt, auf einen Stuhl, als wären die Erinnerungen an jene Zeit ihr plötzlich wie eine erwünschte Last auf die Schultern gefallen. Es war, weiß Gott, nicht leicht gewesen eine vernünftige Erklärung zu finden, für das merkwürdig jähe Interesse eines Herrn, den ihr Bruder, wenige Wochen vorher, zum erstenmal in's Haus gebracht hatte. Noch schwerer, die Freude zu verbergen, die jedesmal ihren Körper straffte, ihren Widerstand gegen die Krankheit stählte, so oft Ferdinands Name fiel. Am schwersten aber, unbefangen zu bleiben unter den mißtrauisch forschenden Blicken ihres Mannes, während sie gierig der Genesung, dem Wiedersehen entgegenfieberte, ihre Hand oft zuckend sich schloß, als fühlte sie schon den ersehnten Druck seiner schmalen Finger. Durch Menschen, Mauern, Schicklichkeiten von ihr getrennt, hatte er aus der Entfernung so restlos von ihren Gedanken Besitz genommen, daß sie, wenige Stunden nach überstandener Krisis, heimlich in's Nachbarzimmer hinüberkroch, zu dem kleinen Mimosenbaum, den Ferdinand geschickt und ihr Mann hinausgetragen hatte, angeblich weil er die Luft verdarb. Ein scheußlicher, nicht endenwollender Schüttelfrost war die Folge der ungeheuren Anstrengung gewesen, — aber unter ihrem Kissen lag, als Trophäe: ein Zweig des Mimosenbaumes, und blieb da, als erste, verbotene Heimlichkeit zwischen ihr und ihm! . . .

Wieder verzogen ihre schmalen, messerscharfen Lippen sich zu einem sinnlich-befriedigten Lächeln, als sie der tausend Schliche gedachte, die sie hatte anwenden müssen, um den welken Zweig unter der Decke, unter dem Kissen, oder hinter der Bettlade vor der Krankenschwester zu verstecken. Und dieser kindisch trotzige Kampf hatte ihr Glück geboren! Aus der verbissenen Zähigkeit, mit der sie um diesen lächerlichen Besitz, hartnäckiger als um ihr Leben gerungen hatte, — war langsam der heilige Vorsatz emporgerankt: von diesem Manne nicht mehr zu lassen, wenn ihr das Leben noch einmal wiedergeschenkt wurde.

Und sie hatte sich Wort gehalten! Mit einer kühlen Selbstverständlichkeit, die ihr heute noch ein Rätsel war, hatte sie sich, in der ersten Stunde, die sie außer Bett verbrachte, in ihrem Boudoir verriegelt und Ferdinand in seiner Wohnung angerufen. Nie war, bis zu diesem Augenblick, auch nur ein wärmeres Wort zwischen ihnen gefallen. Kein Blick, der über das absolut zuverlässige Maß gesellschaftlicher Sympathiebezeugung hinausging. Wie zwei Fremde hatten sie, sechs Wochen vorher, mit kühler Höflichkeit Abschied genommen. Und doch war kein Raum in ihr gewesen für den Verdacht, er könnte überrascht sein von ihrem Anruf, so tief war das Gefühl: ihn neben sich gehabt zu haben während der langen Krankheit! Die endlosen Gespräche, die sie in Fieberträumen mit ihm geführt, — ihr galten sie als gesprochen; und sie fühlte, daß er, irgendwie, genau ebensoviel von ihrer Sehnsucht erraten haben mußte! Hastig, in kurz abgerissenen Sätzen flog das Gespräch hin und her, wurde immer heißer, . . . ein Du schlug ihr an's Ohr, — fiel auf ihre Lippen, — jeder heftete das Bild des Anderen vor sich hin, in die Luft; — — und als die Angst, entdeckt zu werden, sie abzuhängen zwang, da fiel sie laut aufschluchzend vor Glück auf das Sofa, zermürbt, als käme sie aus seinen Armen.

Alles, was nachher folgte, war selbstverständlich; sie gehörte ja nicht mehr sich selbst, nach diesem Gespräche. Die bitteren Vorwürfe, der gehässige, brutale Grimm ihres Mannes, all' die überflüssig-lästigen Debatten, Drohungen und Bitten, der ganze wochenlange Redeschwall, perlte spurlos an ihr ab. Staunend sah sie die Blindheit, mit der alle an ihrer leuchtenden Ruhe vorbeisprachen, und liebte selbst die Häßlichkeiten jener Tage, als Pfeiler der Brücke, die hinübergeleiten sollte zu Ferdinand. Bis sie eines Tages, mit jähem Schrecken erkannte, daß zwei Monate sinnlos vergeudet waren, daß man ihr, Tag für Tag, ihr Leben stahl, — und, als wäre sie eben aus dem Schlafe erwacht, ruhig das Haus ihres Gatten verließ.

Der Skandal brachte die Erlösung. Die Advokaten bekamen das Wort, und das halbe Jahr, das die Rachsucht ihres Mannes sich als Galgenfrist noch erkämpfte, war vor einem hohen Pariser Kamin, Hand in Hand vor flammenden Scheiten, in wilder Innigkeit schnell verflogen, wie ein einziger, verplauderter Winterabend.

Und nun waren sie regelrecht getraut, und sprachen von dem, was vorher gewesen war: von ihrem Verkehr als Bekannte, die sich nichts angingen, — von ihrem ersten Mann und der Villa am Wannsee, die sie mit ihm geteilt hatte, nur mit einem überlegen-ungläubigen Lächeln, wie altkluge Kinder einem Ammenmärchen lauschen. Das war ja alles so unwirklich, so tief vergraben unter der Gegenwart, daß es Helena redlich Mühe kostete, sich die Zimmer in's Gedächtnis zu rufen, die sie doch acht Jahre lang beherbergt hatten. Nur wenn sie an Ferdinand dachte, an seinen Antrittsbesuch, an die ersten ernsten Gespräche, — dann tauchte auch ganz plötzlich, als notwendiger Hintergrund, die Plauderecke im Gartenzimmer wieder auf. Sie konnte ruhig die Hände in den Schoß legen und vor sich hinträumen, ohne den Spuk ihrer ersten Ehe fürchten zu müssen. Ihr Leib trug kein Mal von jener Zeit, denn sie hatte Karl kein Kind geboren; seine hastigen, zerstreuten Küsse, zwischen zwei Geschäftstage wie eine Zigarre in ernste Arbeit eingeschaltet, hatten sie immer nur gestreift, ohne sie zu berühren. Die ganzen acht inhaltsarmen Jahre lagen so überschattet, — das Jahr Ferdinands so hell im Glück, daß sie klar, wie ein Spiegel, in den früher einmal jemand geblickt hatte, einzig das Bild Ferdinands in sich trug, und ihr rückwärtsgerichtetes Auge nur die Wegstellen sah, die in seinem Lichte lagen.

So kam ihr auch jetzt, — während sie, stöhnend unter der Schwüle der geduckten Koje, ein Kleidungsstück nach dem anderen von ihrem perlenden Körper streifte, — plötzlich der erste Ausflug mit Ferdinand, ihrem Bruder und Karl, der das Auto lenkte, zur Baumblüte nach Werder in den Sinn. Sie kannte damals den Baron nur aus den begeisterten Briefen ihres Bruders, die zu viel

Erwartungen geweckt hatten, und fühlte sich enttäuscht von seiner versunkenen, ewig abwesenden Art. Nur die schmale, nachdenkliche Hand, vor ihr auf dem Wagenrande hatte hartnäckig ihren Blick auf sich gezogen, und sie erinnert sich ganz genau, daß ihr der Atem ausgeblieben, ein noch nie empfundenes, heißes Rieseln über den Rücken gelaufen war, als sie beim Aussteigen sich auf diese zärtlichen Finger stützte. Dann kam der Achsenbruch und die verärgerte Rückfahrt im rasend überfüllten Sonderzug, Leib an Leib, von einem geräuschvollen, angeheiterten Sonntagspublikum umpreßt. Das blasse, leidende Gesicht Ferdinands schaukelte über den breiten Schultern ihres Mannes, und ein verbissener Aufschrei umzuckte seine Lippen, so oft, bei plötzlichen Kurven, jemand mit öligem Lachen gegen ihre Hüften taumelte, — aufgeknöpfte Festtagsjoppen sich gegen ihren hellseidenen Staubmantel rieben.

Von allen Kleidern befreit, nur mehr im Hemd, stand Helena aufatmend in der Mitte der Kabine, und erkannte in dem peinvoll verärgerten Gesicht, das Ferdinand gegen den Rittmeister aufgesetzt hatte, die Schmerzensmiene jenes Nachmittages wieder. Es lag wahrhaftig etwas von der plumpen, bierbassigen Heiterkeit heimkehrender Sonntagsphilister in dem ganzen Benehmen Rittmeister von Koertes! Die Blicke, die damals in der Lochstickerei der Bluse nach ihrem Fleische stöberten und, über ihre Schultern hinweg, sich zwinkernd trafen, waren, weiß Gott, nur wenig verschieden von der griffbereiten Lüsternheit, die »der Preuße«, — wie Ferdinand ihn zähneknirschend nannte, — seit dem ersten Tage der Reise hinter ihr herlaufen ließ. So oft sie auf dem Promenadendeck seinen Liegestuhl passierte, verstrickten sich ihre Beine in seinen lauernden Blick, so daß sie nur befangen trippelnd vorbeikam und sein entschleierndes Verlangen sengend im Rücken fühlte. Was Wunder, wenn Ferdinand, — der die johlende Fröhlichkeit, jener Sonntagsfahrt, als Fremder schon, wie eine Wunde getragen hatte, — heute unbändig litt unter den täppischen Kennerblicken, die das Ebenmaß ihrer Glieder abtaxierten, wie Pferde auf dem Markt.

Den rechten Arm an den Leib gelegt, wollte Helena eben ihr Hemd fallen lassen, um, hüllenlos auf dem Bette ausgestreckt, in den Luftwellen des elektrischen Fächers Kühlung zu suchen, — als das Stolpern über eine Handtasche sie plötzlich aus ihren Gedanken schreckte. Nun erst bemerkte sie, daß sie, ganz unbewußt, zur Türe gegangen war, das Licht ausgeknipst hatte und im Finstern auf ihr Bett zutapste. Erstaunt blieb sie stehen! Die Bullaugen der Kabine gingen auf's offene Meer, — vor der Türe lag ein kleiner Vorraum, den man passieren mußte, um auf den Korridor zu gelangen; warum hatte sie also finster gemacht? . . . Ein leiser, bitterer Geschmack lief ihr über den Gaumen, als sie sich so dabei ertappte, im tiefsten Unterbewußtsein noch, von den Blicken des Rittmeisters beeinflußt zu sein. War sie nicht stundenlang splitternackt auf dem Bette gelegen während der letzten Tage im Roten Meer, ohne die leiseste Angst erspäht zu werden? Irgendwie war es also diesem Menschen doch schon gelungen sich in ihr einzunisten, — ihr die Unbefangenheit zu rauben, bis in's tiefste Alleinsein hinein! — — — —

Mit einem trotzigen Ruck warf Helena den Kopf in den Nacken und tastete sich, am Bette entlang, zur Badezimmertüre hin. Ihr war's, als klebten die wühlenden Blicke des Rittmeisters fühlbar an ihren Gliedern. Sie öffnete die Brause, breitete wie erlöst die Arme aus, als das scharfe, salzige Wasser klatschend auf sie niederprasselte. Die Poren sprangen auf, — die matte Haut wurde straff und umspannte prall den gelenkigen Leib, der von Schweiß und Müdigkeit befreit, in übermütigem Stolze sich reckte. Noch triefend ging sie in's Zimmer zurück, direkt unter die leise singenden Flügel des Fans.

Das Unbehagen war verflogen. Mit eigensinnig vorgeschobenem Kinn knipste sie das Licht wieder an, und sah strahlend an sich hinab. Tausend Kosworte Ferdinands flatterten auf, — weckten ihre Sinne zu leisem Brodeln. Seine inbrünstige Zärtlichkeit für das seidenschimmernde Braun ihrer Haut, die scheue, zitternde Begeisterung, die

ihn für jeden Flaum, jedes Grübchen ihres Leibes lallende Namen, sinnlos überspannte Bilder und Vergleiche finden ließ, hatte sie allmählich verliebt gemacht in ihren eigenen Körper. Als Kind wegen ihrer roten Haare verspottet, mit kleinbürgerlicher Strenge zum Ignorieren aller Körperlichkeit erzogen, hatte sie sich lange für häßlich gehalten. Erst der protzige Besitzerstolz, mit dem Karl sie vor jeder Gesellschaft verstohlen musterte, ließ sie ihre Schönheit ahnen, ohne sie erwecken zu können aus der frostigen Lethargie, die sie gegen alles Äußerliche sich angewöhnt hatte. So war ihr die heiße Leidenschaft Ferdinands mit jähem Sieden in's Blut gefahren, hatte sie in einen Taumel gerissen, wie nach langer Kellerwanderung der Geblendete torkelnd die Sonne trägt. Ein stolzes Rauschen war nun in ihr, wenn sie die endlos schlanken Beine hinabsah, ihre Hände zufrieden über die schmalen, schön gewölbten Hüften gleiten ließ, die Ferdinand allabendlich mit heidnischer Gläubigkeit bewunderte. Er nannte sie »Hedone«, wenn sie allein waren, erzählte von dem Schönheitskult der Griechen, und ihr Leib lag zwischen ihnen, wie ein gemeinsamer Schatz. Seine Freude war's, die sie an ihrem Körper liebte, mit brünstig dankbarer Liebe, wie Mütter demütig das Kind wiegen, das ihnen die Treue des Vaters gewann.

Unter dem heißen Wellenschlag, den der Ventilator durch die Kabine jagte, waren die Wassertropfen bald verflogen, und das Salz drang beißend in die errötende Haut. Helena fühlte sich frisch und sauber, gereinigt auch von der klebrigen Begehrlichkeit Herrn von Koertes, und sprang mit einem fröhlichen Satz, — jung, wie sie nie gewesen, — in's Bett. Was konnte dieser Mensch ihr anhaben? Was ging er sie an? War es nicht Einer unter den Vielen-Vielen, die Ferdinand so treffend »gestanzte« Menschen nannte, weil sie, einander gleich wie Münzen, vorüberrollten? Er hieß: von Koerte; — aber am Sedanstage, wenn die Paradeuniformen in allen Straßen wimmelten, liefen seine breiten Schultern, seine blauen Augen, sein blonder Schnurrbart in vieltausend Exemplaren durch Berlin. Er selbst stände,

wahrscheinlich, verzweifelt vor der Aufgabe, sich selbst aus der Menge herauszufinden.

Die Beine gekreuzt, die Arme unter den Nacken geschoben, verweilte Helena einen Augenblick lächelnd bei diesem Bilde. Es stammte von Ferdinand, und es tat ihr wohl, so Schritt für Schritt, in jeder Minute des Alleinseins, in jedem Gedanken, jedem Vergleiche, stets seine Spur zu finden. So durchtränkt war sie schon von ihm, daß ihr an allen Menschen sofort jene Eigenschaften auffielen, die er am schärfsten mit seinem Spott verfolgte. Auch in diesem von Selbstschätzung geblähten, mitleidslos eigensüchtigen Rittmeister hätte sie, vor zwei-drei Jahren noch, nur den harmlos gleichgültigen Menschen gesehen, und ihn, vielleicht, um die gesunde Lebenslust beneidet, die aus seinen Augen strahlte. Ja, ganz im Stillen, mußte sie sich sogar gestehen, daß sie früher einmal, in den trostlosen Jahren ihrer Kindheit, nicht ohne Neid zu solchen großen, blonden, geräuschvollen Menschen emporgeblickt hatte, die immer so laut sprachen, immer so unerschütterlich fest von der Richtigkeit ihrer Worte überzeugt waren, keinen Kleinmut und kein Grübeln kannten. Das war freilich lange her, ganz vorne, am Anfang, als sie noch fröstelnd in den nackten Zimmern der väterlichen Wohnung kauerte, und fiebernd hochsprang, so oft einer der Herren Gutsbesitzer peitschenknallend vor dem schmierigen grauen Hause hielt, um sich beim »alten Wucherer« — wie sie halb im Scherz halb im Ernst ihren Vater nannten, — ein paar braune Lappen zu holen, nach einer durchspielten Nacht. Damals stand die magere, rothaarige »Juden-Lena«, in einen großkarierten, altklugen Schal gewickelt, staunend bei den Pferden unten, die so stolz mit dem silbernen Zaumzeug klimperten, und träumte, Nacht für Nacht, von einem stolzen, blonden, ritterlichen Bräutigam, und von einer Kalesche mit vier myrtengeschmückten Rappen, die eines Tages vorfahren würde, um die Juden-Lena pfeilschnell zu entführen.

Aber nicht nur bei Nacht träumte die kleine Lena so von ihrem Glück. Auch bei hellichtem Tage stand sie

oft stundenlang vor dem einzigen, blinden Spiegel der im Vorzimmer hing, studierte unermüdlich das gnädige Nicken ein, mit dem sie die Grüße ihrer Dienerschaft erwidern wollte. Und wenn die struppigen, roten Borsten, die langen, knochigen Arme, die der unbarmherzige Spiegel ihr zeigte, den Mut zum Träumen rauben wollten, dann holte sie das zerfetzte Buch aus dem Versteck, verschlang gierig die trostreiche Geschichte von dem Schwan, den die Entenkücken mit ihrem Spotte verfolgten, bis er eines Tages groß, — weiß, — schlank, stolz davonschwamm. Das war ihr Lieblingsmärchen gewesen, nur das Ende hatte sie sich ganz — ganz anders gedacht. Sie wollte mit ihrem schönen, zärtlichen Bräutigam, der so stark und mächtig sein würde, daß er keinen Menschen auf der Welt zu fürchten brauchte, nach Posen hineinfahren, und alle Buben und Mädchen, die sie »Juden-Lena« oder »roter Teufel« geschimpft, mit Steinen beworfen oder bei den Haaren gezaust hatten, zum Konditor mitnehmen und so lange mit Schokolade und Schillerlocken füttern, bis sie ihr, tief beschämt, reumütig die weißbehandschuhten Hände küßten. . . .

Weich gewiegt von dem Zittern, das die Maschinen durch den Schiffsleib jagten, das Rauschen der Wellen im Ohr, lag Helena wunschlos ausgestreckt, und bestaunte ergriffen ihr eigenes Leben. Das struppige, verspottete Kücken war nun wirklich zum Schwane geworden, und schwamm wundergierig nach Indien, vergöttert von einem richtigen Märchenprinzen, der alles Gemeine und Häßliche haßte, und mit seinen Träumeraugen die Vergangenheit von ihr gestreift hatte, — wie verwunschene Prinzessinnen mit reingewaschener Seele und neugeborenem Leibe aus blauen Märchenwassern tauchen. Strahlend steil stieg der Weg, wie eine Rakete; und von oben, wo er in goldenen Garben das Glück trug, fiel schwindelnd der Blick zu dem hoffnungslos grauen Hause, — dem nörgelnden, bissigen Vater, der seine Frau in's Grab geknausert hatte, und wie ein Feind seine Kinder umlauerte, zitternd vor Vergeudung. Geld war der Morgengruß, Geld das letzte Wort am

Abend gewesen, bis Bruder und Schwester in ohnmächtigem Hasse sich trafen gegen dieses Etwas, das sie nie zwischen die Finger bekamen, und das ihnen doch das Leben vergällte in den ungeheizten, mürrischen Räumen. Wie ein Festungsgraben mit hochgezogener Brücke lag der trotzige Stolz des Vaters zwischen den beiden Kindern und der Außenwelt. Denn für den Alten hatte sich nichts geändert; standen die Gettomauern noch, wenn sie auch nicht mehr aus Stein und Mörtel waren. Er sah sein Haus, seine Brut immer noch umlauert von Mißgunst, und schrie auf, wie verwundet, als sein Sohn hinausverlangte aus der sicheren Zwingburg, um Kapellmeister zu werden. — — — Aber sein Hohn, seine Drohungen, sein gallenbitteres Flehen, alles war umsonst, der Junge ging einfach davon, — und der Vater starrte ratlos dem Fremdling nach, der Talent und Künste, — Spielzeug für sorglose Christen! — höher als Geld wertete, und ohne Schild in einen Kampf hinein lief, in welchem ihm das erraffte Gut der Väter nicht beistehen konnte. War es nicht wider die Natur, daß Blut so von Blut sich trennte? Wider die Natur, daß die Erfahrung des Vaters dem Sohne nicht aufgebürdet wurde, wie es Jahrhunderte lang Sitte gewesen? — — — Am Ende einer Reihe von folgsamen Generationen, die alle dem Willen ihrer Erzeuger nachgelebt, und am Gehorsam ihrer Söhne sich schadlos gehalten hatten, stand der verlassene Vater wie ausgeraubt da, von Uebermut und Undank um den ererbten Tribut geprellt!

Mit verdoppelter Wucht sank seine Hand auf die Tochter. Die sollte nun seine trotzig geduckten Schultern erben, die hochfahrende Demut der Ahnen weiter tragen in Treue! Die Erfolge seines Sohnes, der als Renegat bald an einer Hofbühne den Taktstock schwang, ließ er nicht gelten, schilderte er als Tücke, die den Arglosen nur Schritt für Schritt bergauf lockte, bis er hoch genug über dem Boden seiner Abkunft angelangt war zu tödlich haltlosem Sturz. Kein Mittel blieb unversucht, alles wurde verdächtigt, angeschwärzt, mit Haß begeifert, um die Sehnsucht,

die von Tag zu Tag heller glänzte in den verträumten Augen der Tochter, niederzukämpfen. Er appellierte an ihren Stolz, der sie hindern sollte Gnade anzunehmen vom Feinde, wie ihr Bruder tat. Denn Gnade, — erklärte er, — sei alles! Gnade der Platz, den sie ihr auf der Schulbank einräumten, und der gelbe Fleck den sie nicht mehr tragen mußte. Gnade daß sie leben durfte, daß man sie nicht mehr mit der Peitsche schlug, oder wie Wild niederknallte; alles — alles nichts als freche, herausfordernde Gnade, schwerer zu tragen als der offene Haß, der wenigstens nicht Demut und Dankesschuld vom Getretenen fordert. Er erklärte ihr, das alle Großmut nur Finte gewesen sei, ungeschriebene Ausnahmegesetze im Stillen weiter ihre Netze legten, und Gleichheit nur galt, wo es Pflichten zu tragen gab. Halbe Nächte hindurch überschüttete er sie unermüdlich mit Beweisen, erzählte schäumend von ungerechten Urteilen, Verfolgungen, Gehässigkeiten, schwelendem Hasse und unnahbarem Hochmut; von der grimmig-sprungbereiten Schadenfreude, den rohen Schimpfworten, die unentwegt auf allen Lippen schwebten und überall aufflogen, wo ein Jude die Türe hinter sich schloß. Umsonst! . . .

Er sah sie mit Christenmädchen über die Straße gehen, aufgeregt zur Türe springen, wenn vornehme Kunden kamen, ertappte sie einmal über einem Brief, den sie Rettung erflehend an ihren Bruder schrieb.

Ein letztes, verzweifeltes Ringen begann. Er nahm sie aus der Schule, ließ sie nicht mehr aus den Augen, knauserte noch mehr an ihrer Kleidung, um sie von der Außenwelt abzuschneiden. In durchlöcherten Schuhen, zerrissenen Blusen zwang er sie auf die Straße, ging verwildert und schäbig an ihrer Seite, verleugnete seine Bildung, und begann zu mauscheln, — ihr und der Welt zum Trotze, — immer in der Hoffnung, daß Scham sie isolieren, Spott ihren Stolz vielleicht doch noch wecken könnte. Nichts wollte er unversucht lassen, ehe er den Kampf für verloren gab. Es ging ja um sein Leben, um den Sinn seiner Arbeit! Wozu frommte denn noch sein Geld, wenn auch die Lena zum Verräter wurde, in Demut

sich beschied und mit Gnadenbrocken fürlieb nahm, statt stolz abweisend sich nur reichen zu lassen, wofür sie den Gegenwert abgezählt in der Hand hielt.

Und alles schlug fehl! Als griffe die Hand seiner Frau, aus dem Grabe noch, rachegierig in sein Leben hinein, so schlug ihm die einzige Dummheit seiner Jugend: seine Heirat mit einer vernunftlosen Schwärmerin, die kein Vorwurf und kein Streit von Klavier zu Herd und Nähmaschine hatte jagen können, noch die letzte, tiefste Wunde. Das unselige musikalische Erbe, das ihm schon den Sohn gekostet, raubte ihm auch die Tochter. Lehrer und Verwandte liefen ihm das Haus ein, mit den Millionen klimpernd, die Helena in der Kehle trug. Er schlug um sich, jagte alle die Treppen hinunter, blieb taub für alle Vorwürfe, für das schluchzende Betteln seiner Tochter. Aber innerlich wußte er schon seine Niederlage, sperrte allabendlich sorgfältig alle Türen ab, und spähte in der Früh doch ängstlich in ihr Zimmer herein, zitternd, ein leeres Bett zu finden und ein paar frostige Abschiedszeilen, wie damals, als ihr Bruder gegangen war. Er konnte sie nicht mehr halten, nur den Bruch hinausschieben, — und kämpfte um jeden Tag, wie ein Ertrinkender.

Seine Schwester, die reiche Frau Generaldirektor kam aus Berlin, sah empört das verstaubte, verfallene Haus, die zerfetzten, brüchigen Möbel, das schöne, herrlich aufgeschossene Mädel verwildert, abgerissen, scheu wie ein verprügeltes Zigeunerkind. Sie wollte Helena gleich mitnehmen; — drohte dem Bruder, ihm das Vormundschaftsamt auf den Hals zu hetzen. Er blieb hart, ließ sie gehen, sperrte die Tochter wieder ein; durchwachte die Nacht mit geballten Fäusten, und die Tränen liefen über sein zerwühltes Gesicht, in den langen, vergilbten Bart hinein.

Dann kam ein Brief von einem Berliner Konzertsänger, dem Helena heimlich was vorgesungen hatte, mit dem Vorschlag: das Mädchen in drei Jahren gratis zur Sängerin auszubilden, unter der Bedingung, daß dreißig Prozent aller Einnahmen während der ersten fünf Jahre ihm, als nachträgliche Entschädigung zufallen sollten. Das gab den Aus-

schlag! Da wollte einer etwas eskomptieren; — lockte also ein Gewinn; und abgejagt durfte Helena nichts werden! So viel wie ein Fremder, ein Christ, ein Feind, war er immer noch bereit in ein Geschäft zu investieren, das seiner Tochter Nutzen bringen sollte. Wenn es schon nicht anders ging, so wollte er sein Kind doch wenigstens vor Ausbeutung schützen, es nicht wehrlos in die Hände Jener dort drüben fallen lassen, die natürlich nur darauf lauerten, ein armes Judenmädel zu überlisten.

Zwei Tage später brachte er sie selbst zur Tante nach Berlin, fuhr zum Gesanglehrer, feilschte stundenlang, und zählte das ausgehandelte Honorar, für das ganze erste Jahr, in knisternden Scheinen auf den Tisch. Dann fuhr er ab, — ohne Abschied. Jahrelang hörte Helena nur von Bekannten über ihn, daß er wie ein Einsiedler hause, ohne jede Bedienung, zwischen verschimmelnden Möbeln, vernagelten Kisten, auf einem Strohsack ohne Laken schlafe. Er tauchte unerwartet wieder auf, als Helena ihre ersten Erfolge feierte, alle Blätter ihr Bild brachten und sie ihm, triumphierend, von glänzenden Angeboten berichtet hatte. Ohne Rührung, als hätten sie sich gestern erst gesehen, begrüßte er sie mit einem stummen Nicken, ließ sich sofort alle Briefe geben, und machte sich auf den Weg. Zehn Tage lang kämpfte er erbittert mit allen Konzertagenturen Berlins. Spielte eine gegen die andere aus, — drohte: das Geschäft in eigene Regie zu nehmen, — forderte Garantien, Reisevergütung, Vorschüsse, — — — — bis er ihr endlich einen Kontrakt zur Unterschrift vorlegen konnte, so vorteilhaft in allen Punkten, daß Helena Mitleid mit dem Agenten bekam. Dann aber zog er einen zerknüllten, fettigen Wisch aus der Tasche: eine Quittung über fünfunddreißig Mark, die er sich auf ihre Kosten hatte auszahlen lassen, als Entschädigung für seine Auslagen während des zehntägigen Aufenthaltes in Berlin.

Und als sie ihn fassungslos anstarrte, ohne ihm den Zettel aus der Hand zu nehmen, da legte er ihn verlegen auf ihren Schreibtisch, schlug demütig die Augen nieder und mauschelte entschuldigend:

— Ich hab nix auskommen können unter drei Mark fünfzig. Die Leit sind ja Raiber in Berlin! . . . und ging, ehe sie Zeit gefunden hatte, ihm für seine Mühe zu danken.

Noch einmal sprang er ihr bei, als sie ihn um seinen Segen bat, für ihre Verlobung mit Herrn Karl von Ritter, dem Direktor, Gründer und eigentlichen Besitzer der großen internationalen Hotelgesellschaft, die in allen Hauptstädten Europas ein Großteil der Fremdenindustrie monopolisierte. Jede verwandtschaftliche Gebärde meidend, kalt und feindlich trat er, in seinem speckigen, durchwetzten Rock, vor den glänzenden, mächtigen Eidam hin, schloß sich mit ihm in ein Zimmer ein und spießte ihn auf seine Blicke, wie einen Feind, den es zu stellen gilt auf Leben und Tod. Er sah sofort, daß der große, blonde, hochnäsige Kerl seine Tochter haben mußte, coute que coute; und nutzte die Konjunktur. Er rechnete vor, daß Helena, — aller Voraussicht nach, — wenigstens zwanzig Jahre noch im Vollbesitz ihrer Stimme bleiben, bei ihrer beispiellosen Beliebtheit zwanzig bis fünfundzwanzigtausend Mark von ihrem jährlichen Einkommen ersparen und sich, somit, ein Vermögen von einer halben Million ersingen würde. Unterbrach sie jetzt ihre Laufbahn, so kam sie aus der Mode, räumte anderen ihren Platz ein, leistete — für immer — Verzicht auf dieses Geld, und mußte die unbedingte Sicherheit haben, ihren Entschluß nicht eines Tages bereuen zu müssen. Heute sei ja alles sehr schön, — sagte er, — aber Liebe eine vergängliche Sache, und eine Heirat aus Liebe keine Versorgung für's Leben. Und so forderte er, als Vater, die Übertragung einer halben Million in barem Gelde auf den Namen seiner Tochter.

In seinen Augen loderte grenzenloser Haß, als der elegante Herr, lächelnd seine Zustimmung gab, als lohne es gar nicht über solche Bagatelle viel Worte zu machen. Er stellte sich vor, wie derselbe Mensch ihn jetzt mit Spott und Schimpf überschütten, von seinen Dienern hinauswerfen lassen würde, wenn nicht Eigensinn, Eitelkeit, und das Verlangen im Blute ihn zwingen würden, den Schwächeren

zu spielen in diesem Strauß. Er sagte sich, daß der Mann, der da so gleichgültig fünfhundert Stück Tausendmarkscheine für eine Marotte opferte, das konsumierte Judenmädel mit der gleichen, lässigen Überlegenheit bei Seite schieben werde, an dem Tage, da die Kavalierspassion sich gesättigt fühlt. Und er hätte aufschreien, losschlagen mögen gegen den frechen Hochmut, der seine zarte, feinfühlig-empfindsame Tochter, seinen Stolz, ihm so abzukaufen wagte! Äußerlich aber ließ er sich nichts anmerken; zeigte sich zufrieden, als er sich von der Ausführung seines Wunsches überzeugt hatte, — überreichte der Braut einen Scheck über hunderttausend Mark für die Aussteuer, und wollte sich, in einem unbewachten Augenblick, scheu durch die Türe drücken, wie ein Dieb.

Umsonst vertrat ihm Helena den Weg. Zur Hochzeit wollte er auf keinen Fall bleiben, — wollte sein Leben beschließen, ohne den Hut gezogen zu haben vor dem Altar, der jahrhundertelang das Schaffot seines Volkes gewesen war. Und als sie ihn aufschluchzend frug, ob er ihr denn nicht wenigstens Glück wünschen wolle zu ihrer Ehe, da zog er spöttisch die Schultern hoch und sagte mit einem mitleidigen Lächeln:

— Es gibt so vielerlei Glück auf der Welt, mei' Kind! —

Das war der letzte Satz, den Helena aus seinem Munde gehört hatte. Auf der Heimreise traf ihn der Herzschlag, und in Posen hob man ihn als toten Mann aus dem Zuge.

Er hatte Recht behalten mit seinem letzten Ausspruch, denn seine Tochter war seither gründlich darüber belehrt worden, daß es gar vielerlei Glück gab auf der Welt. Auch die acht kalten, verlorenen Jahre, als Fremde an der Seite eines Mannes, der nicht die leiseste Gemeinsamkeit, nicht einmal kühle Freundschaft, in ihr erwecken konnte, — auch diese frostig öde Zeit war in den Augen der Welt: ein »Glück«. Ein unerhörtes, beispielloses Glück war es für die kleine Juden-Lena, von einem Manne

gefreit zu werden, über dessen Reichtum man nur andächtig flüsternd sprach, dem vielhundert Menschen gebeugt gehorchten, der groß und blond und blauäugig war, und stolz und adelig auch, kurz, genau so, wie die kühnsten Träume ihrer Jugend ihr den Ritter gezeigt hatten, der sie einmal erlösen sollte. Galt es nicht für viele schon als Glück, von allen materiellen Sorgen befreit zu sein? Gab es nicht ungezählte verängstigte Frauen, die, scheu geduckt und verprügelt, von einem gemessenen, kühl-korrekten Ehemann wie von einer Erlösung träumten? . . . Und höflich war Karl immer geblieben! Er hatte aufmerksam für ihr Wohlergehen gesorgt, wie für das Befinden seiner teuersten Rennpferde; hatte sie mit Perlenketten und wertvollen Steinen behängt, wie er ja auch seine Villa, und seine Hotelpaläste sogar, von allerersten Künstlern ausschmücken ließ. Selbst ihren Empfindlichkeiten versagte er seinen Schutz nicht; schoß im Duell einen Menschen über den Haufen, weil der Ahnungslose sich antisemitische Bemerkungen erlaubt hatte, in ihrer Gegenwart — und vor Zeugen, was das Entscheidende war! Denn unter vier Augen liebte er es sehr, mit schneidendem Hohn auf ihre Abstammung anzuspielen. So oft sie für einen armen Teufel, der entlassen wurde, ein gutes Wort bei ihm einlegen, seine rücksichtslose Härte gegen alles was arm und wehrlos war, bekämpfen wollte, — immer sauste, wie ein Peitschenschlag, die höfliche Bitte auf sie nieder: ihr proletenhaftes Mitleid für »Gesindel« doch endlich zu überwinden! Daß sie nicht, wie er, über die Not, die sie streifte, wie über Nichtvorhandenes hinwegsehen konnte, empfand er als Verrat; wich ihr aus, und zog den Verkehr mit Tänzerinnen und Chanteusen vor, die zwar immer noch tief in der Hefe steckten, aus der sie kamen, dafür aber umso unbedingter seinen Reichtum und seine Freigebigkeit bestaunten. Die berühmte Zigeunerschönheit mit dem Kupferhaar, war ja nun sein Eigentum, wie die kostbaren Bilder, die in seiner Galerie hingen. Und das genügte seinem Stolz. Er kannte ihren Leib, wie der Hausarzt und die Zofe ihn kannten;

an ihren Gedanken und Gefühlen ging er, wie an nicht Standesgemäßem, naserümpfend vorbei: wußte weniger von ihrem Ich, als irgend einer, der sie ab und zu in Gesellschaften traf.

So war das Glück gewesen, das sie acht Jahre lang stumm ertragen hatte, wie im Halbschlaf. Wie wirklich das Glück war, wußte sie erst heute! Denn heute konnte unter seinem hebräischen Leichenstein im Posener Judenfriedhof Jakob Rosner ruhig schlafen, sein Blut war nun befreit von aller Demut, von jedem Restchen feigen Sichbescheidens. Jetzt durfte seine Tochter so sein, wie sie war: — und nur so. Jedes Wort, das ihr von den Lippen fiel, klang dem Manne aus fremdem Blut, fremder Erde, wie das Echo seiner eigenen Gedanken entgegen. Keine Stufe stand hemmend zwischen ihnen; Haus und Heim waren sie einer dem anderen, — ein Ziel, endlich gefunden. Und eine feierliche Frömmigkeit durchströmte Helena immer wieder, wenn sie so rückblickend das seltsame Spiel übersah, das alles geschoben, gestellt, benützt hatte: den Trotz ihres Vaters, den Wohllaut ihrer Kehle, die Eitelkeit ihres ersten Mannes um die Juden-Lena aus Posen und den Exzellenzsohn aus Wien auf geheimnisvoll verschlungenen Wegen zusammenzuführen. — — —

Es war wie ein Heimkehren von weiter Fahrt, wie ein triumphierendes Geborgensein, dieses bewußte sich vertiefen in das neue Glück. Sanft durchglüht lauschte sie verträumt der Freude die in ihr sang, und überhörte das wiederholte Pochen an der Türe. Mit einem Schrei fuhr sie auf, als Ferdinand plötzlich eintrat. Ihre Hände zerrten erschrocken an der Decke, auf der sie lag.

Aber schon war er bei ihr und seine Arme umschlangen ihre Lenden. Alles war vergessen: Rittmeister Koerte, der Vorsatz seine Gereiztheit zu erklären, der kühle Wind oben auf Deck. Er sah nur ihren Leib, die herrlich wie aus Terracotta geformten Glieder, und den Flaum, der wie blankes Kupfer schimmerte, als sie die Arme hochreckte, um einen Flügel des Betthimmels

über ihre Blöße zu ziehen. Er fiel in die Kniee, drückte sie auf die Kissen zurück, und füllte ihr Ohr mit wilden Schmeichelworten. Seine mißtrauisch kühle Überlegenheit, seine tiefe Abneigung gegen Leidenschaften, die das Auge trübten, seine ganze frühere Wesensart ging unter in der hemmungslosen Hingabe, die — wenn er Helena in den Armen hielt — ganz von ihm Besitz nahm. Vierzig Jahre alt war er geworden, hatte an viele Frauen sich vergeudet, ohne den Beobachter, der ihm stets kritisch über die Schultern blickte, jemals los werden zu können. Immer hatte die Scheu, sich zu verlieren, die Furcht vor Enttäuschung, ihn davor bewahrt, einer Frau mehr von sich zu geben, als er am Ende bei ihr zurücklassen konnte, ohne verarmt, von Reue geplagt von ihr zu gehen. Erotik war ihm ein Spiel gewesen, das Haltung vor dem Partner forderte, und eine stete Sorge für den Rückzug. Denn die Liebe kultivierter Menschen, — so hatte er stets gesagt, — mußte in höflichem Dank ausklingen, auch wenn sie riß. Und nun war es, als wäre alle Verwundbarkeit geschwunden, jedes Bedenken, jede Fähigkeit zu bewußter Beschränkung von ihm genommen. Aus dem gemäßigten Beglücker, der seine Schätze wägend verteilte, war er ein angstvoll Beglückter geworden, geplagt von dem herben Zweifel: keinen Dank zu haben für so viel Freude!

Tief tauchte sein Blick in die goldbraunen, wie Halbedelsteine mit roten Punkten gesprenkelten Augen. Ein Duft lag um ihren Körper, wie um die sonnendurchglühten Schollen der Frühlingssaat, und eine geheimnisvolle Ruhe, die schmerzhaft das Verlangen weckte nach restloser Einheit.

Nicht besitzen konnte man sie, — nur ihr näher sein; für Augenblicke die erdennahe, selige Sicherheit mit ihr teilen, die so strahlend aus ihr strömte, daß ihre offenen Arme wie eine letzte Zuflucht riefen.

»Erdi« hatte sie das feierlich schleppende »Ferdinand« gleich in den ersten Pariser Tagen gekürzt; und er fand

scherzend, nach polnischem Muster müsse ihr Name dann auf »a« ausklingen, und sie Erda heißen. Seither schien ihm dieser Name ihr Wesen wie kein anderer zu erschöpfen. Das Wort verlangte auf seine Lippen, wenn seine Finger zitternd über ihre erdbraunen Glieder strichen; wenn die große, mütterliche Milde ihrer Zärtlichkeit ihn wie ein Kind erschauern machte. Wenn sie ihm die Arme entgegenstreckte, stark, gesund, voll erblüht, — wie gebettet in Schönheit und fröhliches Selbstvertrauen, dann packte ihn jedesmal das beschämende Gefühl seiner Armut und peitschte seine Sinne zu zorniger Leidenschaft. Er wollte nicht wehrlos das Glück hinnehmen, das sie ihm verschwenderisch gab! Der Rausch, den sie in seine Adern warf, weckte, wie eine Herausforderung, seinen ganzen Mannesstolz, zwang ihn die eigene Lust zu hemmen, ingrimmig nur um i h r e Freude zu ringen, — — bis lallende Worte seinen Sieg verkündeten, und in stolzer Erschöpfung der Krampf sich löste. — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Beide fuhren erschrocken auf, als ein breiter Lichtstreif schneeweiß durch die Kajüte huschte, tastend über das Bett fuhr und eine Sekunde lang sich messerscharf zwischen ihre glühenden Leiber legte. Der Dampfer passierte den Leuchtturm, und es rauschte, — als wäre irgendwo eine Türe aufgesprungen, — der erste Gruß des Indischen Oceans, ein frischer, kräftiger Süd-Ost durch die offenen Luken.

Mit einem Freudeschrei sprang Helena in die Mitte des Zimmers. Sie sah alle Vorhänge sich blähen, wie Segel; atmete die kühle, salzige Luft mit blitzenden Augen, hochgereckt, als wollte sie die erlösende Frische jauchzend an die Brust drücken.

Ferdinand sah sie unter der Lampe stehen, federnd vor Übermut, ihre Nacktheit wie verhüllt von froher Unbefangenheit, und so vollkommen schön, daß sie eine fast sachliche Bewunderung weckte, gleich einer Statue aus hellem Ton. Erst als der Wind, laut anschwellend, die

feinen Härchen auf ihrem Nacken in's Wehen brachte und wühlend in ihre Kupfermähne fuhr, erwachte er, wie aus einer Andacht und sprang hinzu, mit einem Kimono in der Hand.

— Schlüpf' hinein — bat er, — Du wirst Dich erkälten.

Sie schüttelte den Kopf, sah ihm leichtsinnig lachend in's besorgte Gesicht.

— Einmummeln soll ich mich vor diesem herrlichen Wind? Ach laß mich doch!

Um die schmalen Lippen spielte halb trotzig, halb flehend ein mokant-liebes Lächeln.

Besiegt hielt er einen Augenblick lang noch den Kimono hin.

— Sei nicht leichtsinnig. . . . .

Spielerisch schmollend kehrte sie ihm den Rücken.

— Ach Du Klapperschlange! Du ahnst ja gar nicht, was ein Mensch mit ein wenig Fleisch auf den Knochen gelitten hat die letzten Tage.

Das gespannte Schweigen, das ihren Worten folgte, zwang sie, sich nach ihm umzusehen. Tödlicher Schrecken fiel ihr in die Kniee, als sie ihn erblickte. Wie verfallen, wie plötzlich verwelkt stand er da, wunde Müdigkeit in den erloschenen Augen; um die fest verschlossenen Lippen einen Zug von bitterem Grimm. Aller Frohmut schien weggewischt von seinem Gesicht. Vergrämte Falten zogen von der Nasenwurzel über die endlos hohe Stirne.

Sprachlos, starrte Helena ihn an. Was war geschehen? Was hatte sie ihm getan?

— Erdi! — rief sie fast flehend, mit aufspringender Wärme.

Er wich einen halben Schritt zurück, nahm einen Anlauf, scharrte die Reste seiner verflogenen Laune mit sichtbar harter Mühe zu einem erkämpften Lächeln zusammen. Aber seine Lippen schlossen sich wieder, ohne daß er sich ein Wort hätte abringen können.

Da durchzuckte Helena jäh der Sinn seiner Verstimmung. Dasselbe verbitterte, kleinmütige Mißtrauen

flackerte aus seinen Augen, wie vorhin auf Deck. Der Riftmeister war ihm wieder eingefallen! Der kräftige, massiv gebaute Leib dieses lästigen Menschen stand vor seinen Augen, weil sie ihn, leichtfertig scherzend, Klapperschlange genannt hafte, ohne zu ahnen, daß er seine lieben durchgeistigten Glieder ängstlich als Schwäche trug. Hastig riß sie ihm den Kimono aus der Hand und schlüpfte hinein. Dann warf sie beide Arme um seinen Hals, wollte sich an ihn hängen, ihn mit Vorwürfen überschüften, seine dumme Bescheidenheit in Küssen ersticken. Doch die Zunge klebte ihr am Gaumen. Trotz und Zorn wandelten ihr Mitleid in Empörung. Was sollte sie ihm denn sagen? Sie konnte doch nicht diesen fremden Menschen zwischen sich und ihn stellen, Ferdinand gegen eine Nacktheit verteidigen, von der sie nichts wissen wollte. Nichts wissen wollte! . . . Und die nun doch da war, und ihr das Blut in die Wangen trieb.

Ein Schauer beutelte sie ab, ihre Arme glitten von seinem Halse. Ohne ihn zu berühren stand sie ihm Aug in Auge gegenüber, — erstarrt in Ratlosigkeit.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Wilhelm Herzog Derfflingerstr. 4 Berlin W 35 / Verlag Gustav Kiepenheuer, Potsdam-Berlin / Druck E. Gundlach A.-G., Bielefeld



